

Theologische Quartalschrift.

Herausgegeben

— von der —

Allgemeinen Ev. Luth. Synode von Wisconsin, Minnesota,
Michigan u. a. St.

Redigiert von der Fakultät des Ev. Luth. Seminars
zu Waawatosa, Wis.

Motto: „So ihr bleiben werdet an meiner Rede,
so seid ihr meine rechten Jünger, und
werdet die Wahrheit erkennen, und die
Wahrheit wird euch frei machen.“
Joh. 8, 31-32.

Preis per Jahrgang \$1.00.

Jahrgang 11.

1914

Inhaltsverzeichnis zum 11. Jahrgang.

Abhandlungen.

	Seite.
Vorwort zum 11. Jahrgang. — J. Ph. Köhler	1
Gedanken über kirchliche Vereinigung. — J. Schaller	10, 79
Das Evangelium der Intuitufideisten und Dr. Stellhorns „Schriftbeweis des luth. Katechismus“. — Aug. Pieper	32
Der Niedergang des Gemeindeliedes im 18. Jahrhundert. — J. Ph. Köhler	100
Die drei großen Stücke der christlichen Predigt nach der Ge- schichte von der großen Sünderin Luk. 7, 36—50. — Aug. Pieper	115
Der Aufschwung des lutherischen Gemeindeliedes im 19. Jahr- hundert. — J. Ph. Köhler	143
1. Mose 14, ein Siegeskapitel aus dem Kampf um die Bibel, Vortrag von Hans Meher	193
Der Besitz der Wahrheit. — J. Schaller	209
Gesetzliches Wesen unter uns. — J. Ph. Köhler	231

Verschiedenes.

Ein lutherisches „Opgjör“. — Aug. Pieper	59
Ueber Mängel des Sonntagschulsystems. — Aug. Pieper	60
Nicht wert. Lied von Max Frommel	65
Predigt über die Gnadenwahl. Dr. Stöckhardt	164
Zur Bedeutung Stöckhardts in der lutherischen Kirche Amerikas. Aug. Pieper	179
Lutherana	187
Der europäische Krieg im Lichte des Wortes Gottes. — Aug. Pieper	242

Büchertisch.

Matthew Henry, Commentary on the Bible	67
La Paloma	69
Hönecke, Dogmatik	70
Wo Gottes Brunnlein rauschen	71
Faith and Duty	71
Sang und Klang fürs Christenhaus	74
Conversion and Election, by F. Pieper	74
Synodalberichte	74, 142, 264
The Dance. W. Dallmann	75
Es waren Hirten auf dem Felde. J. Reuter	75
Van ji Bhumi	76
Die Heilarmee	76
Wartburg = Lehrmittel für ev. = luth. Sonntagschulen. Von Dr. M. Neu	135

	Seite.
Election and Conversion	140
Teaching the Common Branches, by W. Charters	142
The Funk and Wagnalls New Standard Dictionary	142
15 Ansprachen an aufgenommene Gemeindeglieder. Von Pastor A. Pfotenhauer	142
Christenfragen aus Gottes Wort beantwortet von C. M. Zorn	189
Der Menschheit Zukunft, von G. Gehring	190
The Augsburg Confession, by J. L. Neve	190
Christian Baptism, by F. D. Verschner	192
Verhandlungen der ev. = luth. Freikirche von Sachsen	192
Gnade um Gnade, von Dr. Stöckhardt	257
Heilige Stunden, Predigten von Dr. N. Steinmetz	259
Handbuch der deutschen Nationalliteratur, von Prof. D. Gattstädt	260
Die große Bedeutung des Kleinen Katechismus Luthers, von Dr. M. Neu	261
Die Heilsordnung, von Dr. M. Neu	261
Unsere Negermission in Wort und Bild	263
Crumbs, by C. M. Zorn	263
Refationsdiplome	264
Die Urform des 11. Artikels der Konkordienformel, von Prof. G. Fritschel	264
Das Schlachtfeld von Sedan, von Dr. Stöckhardt	265

Theologische Quartalschrift.

Herausgegeben von der Allgemeinen Ev. Luth. Synode von
Wisconsin, Minnesota, Michigan u. a. St.

Jahrgang 11.

Januar 1914.

No. 1

Vorwort.

Mit 1914 kommt ein Jahrhundert im kirchlichen Leben zu Ende, das mit der Erneuerung des Jesuitenordens seinen Anfang nahm und an seinem Ende eine angeregte politische Tätigkeit der Römischen unter Führung dieses Ordens zeigt. Gegenüber dem vorhergehenden Jahrhundert der sogenannten Aufklärung nennt man dieses vergangene Jahrhundert das der Wiedererwachung kirchlichen Lebens. Es könnte einem Lutheraner unangenehm sein, daß da der Anfang und das Ende und vielleicht auch die Zeit in der Mitte durch Tätigkeiten des Antichrists bezeichnet werden. Doch das ist eine Forderung historischer Treue. Rom hat in dem verflossenen Jahrhundert die Aufmerksamkeit der ganzen Welt mehr auf sich zu ziehen gewußt, dadurch, daß sich der Ultramontanismus mit seinem tridentinischen Standpunkt konsequent durchgesetzt hat, als zum Beispiel die lutherische Kirche. Diese dagegen ist im Sinne Roms gar keine Kirche, sondern ein Haufe von kleinen Körperschaften, die sich ohn Ende befehlen. Man kann Rom deshalb den Ruhm lassen, daß es, nebenbei gesagt mit dem Sozialismus zusammen, die Geschichte der Welt am meisten bestimmt hat.

Für uns ist die Tatsache deshalb wichtig, weil sie drauf aufmerksam macht, daß das lutherische Wesen in dem verflossenen Jahrhundert nicht dazu kam, allgemein zu dem Standpunkte Luthers zurückzukehren. Wäre das der Fall gewesen, dann hätte Rom wohl nicht die Rolle gespielt. Und wenn es so bleibt, dann wird ein Kampf gegen Rom auf dem Boden der Politik auch aussichtslos bleiben. Aber wir wollen von diesen Gedanken aus nicht unsere Aufgabe bestimmen. Freilich sollte diese Beobachtung bei uns dazu führen, daß wir die historischen Studien etwas besser treiben, denn die gehören auf Erden mit dazu, daß man die Lage richtig überblickt und in Bezug darauf nicht abhängig ist von der ganzen übrigen geschichtstreibenden Welt, die die Dinge doch durch eine getrüübte antichristliche

oder rationalistische Brille sieht. Inzwischen wollen wir uns aber den Standpunkt des Evangeliums, der auch der Standpunkt Luthers war, und der auch für historische Studien der einzig richtige ist, nicht verschoben lassen. Dieser Standpunkt ist der, daß nicht die zufälligen Konstellationen der äußeren Weltverhältnisse, daß nicht äußere Ziele oder äußerer Erfolg, sondern daß Gottes Wort der einzige Ausgangspunkt für unser gesamtes Denken und Tun in jeder Hinsicht sein kann. Und wenn uns bei den gegenwärtigen Verhältnissen das Hintenstehen des lutherischen Wesens in der Welt mit Recht bedrückt, dann wissen wir doch, daß über allen Dingen Christus zur Rechten Gottes thront, und daß keine Macht Roms oder eines anderen Geistes daran etwas ändern wird, daß der Herr gerade aus den bestehenden Weltverhältnissen und durch sie seine Kirche zum Siege führen wird.

Dabei bleibt für unser Verstehen und Verhalten hier auf Erden die Tatsache betäubend, daß in Bezug auf die Anerkennung der Lutherschen Heilsverkündigung so viel Zerrissenheit herrscht, und es gibt einen berechtigten Wunsch und ein berechtigtes Bestreben, der Uneinigkeit zu wehren. Diesem Wunsch und Bestreben, die in den letzten Jahren — wie aus vielen Anzeigen, wenn man sie recht einschätzt, hervorgeht — in unseren lutherischen Kreisen immer reger geworden sind, kommt die Schrift Zur Einigung der amerikanischen lutherischen Kirche in der Lehre von der Bekehrung und Gnadenwahl von D. F. Pieper entgegen und ist darum wohl die bedeutendste Schrift des letzten Jahres; und es ist der Mühe wert, an der Hand derselben eine Betrachtung über unsere Stellung und das Ziel unserer Arbeit zu machen.

Die Schrift ist nicht nur die bedeutendste des letzten Jahres sondern, wenn man es recht verstehen will, die bedeutendste in dem ganzen Zeitraum der amerikanisch lutherischen Lehrkämpfe überhaupt. Denn wenn sie sich auch nur mit einem einzelnen Gegenstand, der die lutherische Kirche seit etwa 40 Jahren in Anspruch nahm, beschäftigt, so hat sie den Vorteil, daß sie am Ende dieses Zeitraumes alle wichtigsten grundlegenden Fragen in einer glücklichen Mischung von historischer, exegetischer, dogmatisch und praktischer Arbeit zusammenfaßt, überall die rechte typisch lutherische Stellung herauskehrt und das alles in dem rechten evangelischen Geiste vorträgt,

und das wiederum unter einer Ueberschrift, oder mit einem Ziel, das von vornherein alle christlichen Herzen in einer Hauptnot der gegenwärtigen Zeit für sich gewinnen muß.

Die Schrift hat den rechten e v a n g e l i s c h - ö k u m e n i s c h e n Ton. Darunter verstehe ich das, daß sie sich an alle gläubigen Herzen wendet, die im Glauben an den Herrn Jesum verbunden sind und von diesem gemeinsamen Boden, dessen Wesen nicht verstandesmäßiger Scharfsinn, sondern die vertrauende Herzensstellung zu dem Sünderheiland ist, die vorliegenden Fragen beleuchtet, nicht mit dem Interesse, etwas zu überkleistern, sondern mit entschiedener Wahrheitsüberzeugung um wahre Einigkeit zu werben. Damit ist von vornherein gegeben, daß die äußeren Dinge, die auf Erden immer die Scheidungen veranlassen, dadurch, daß der alte Adam sich einmischet, nämlich die geistigen, wirtschaftlichen und landsmännischen Zustände und Interessen in die richtige Ferne gerückt werden. Hier handelt es sich nur um die Interessen der einen allgemeinen gläubigen Gemeinde, die der Herr erwählt, berufen, gerechtfertigt und herrlich gemacht hat. Das verbindet und einigt. Es sind noch mehr Schriften in diesem richtigen Ton geschrieben worden. Sie kamen aber zu Zeiten, da die Parteileidenchaft die Aufmerksamkeit davon ablenkte. Oder es handelte sich um einzelne Punkte, da das Verstandesinteresse, das nicht gleich alles überflieht, das richtige Verständnis hinderte. Daneben ist aber doch auch sehr viel, wohl das meiste, geschrieben, dem dieser ökumenische Ton fehlte.

Ebenso ist unter uns die verstandesmäßige Art kultiviert worden, die mit dem Mangel an ökumenischem Sinn immer in Verbindung geht. Es versteht sich von selbst, daß wir nicht Unverständigkeit oder logische Fehler anraten wollen. Der Verstand ist eine Gabe Gottes. Aber in der Theologie, wie im Leben überhaupt, ist seine Bedeutung zunächst nur die, daß wir uns v e r s t ä n d i g e n, d. h., daß wir uns von gleichen Prinzipien aus gegenseitig verstehen in unserer Sprache. Beweiskraft, Kraft, den Glauben zu erwecken hat die Logik zunächst nicht, sondern die liegt in den Dingen, die immer historischer Natur sind. So auch in der Bibel; und da handelt es sich dann wieder nicht darum, daß sie sich mit Gesetzeskraft aufdrängt — auch eine Art, die immer mit dem Verstand und dem Parteilichem zusammengeht — sondern den Glauben wirkt der heilige Geist durch das Evangelium. Es kann jemand das Evangelium in Worten

haben, und er hat's dann eigentlich doch nicht, und er kann's dann eigentlich auch nicht weiter geben. Das bleibt wohl stehen, daß Gottes Wahrheit in jeder rechten Darstellung des Evangeliums an sich ruht und wirksam ist, abgesehen von der Auffassung oder Gesinnung dessen, der sie vorträgt. Aber es wird eben selten vorkommen, daß ein ueuevangelischer Geist das Evangelium verkündigen wird; und eine längere Wirksamkeit derart ist erst recht nicht von ihm zu erwarten. Es ist schon schlimm genug, daß die, so im Glauben an den Heiland stehen, durch das Fleisch und auch durch mancherlei mehr äußere Dinge gehindert werden, das Evangelium klar herauszubringen. Wo nur das Verstandesinteresse vorliegt, zu beweisen, daß das richtig ist, was ich sage, wo das Parteinteresse dazu kommt, das erweisen will, daß wir recht haben, da ist es sehr fraglich, ob dem Evangelium gedient wird.

Es versteht sich von selbst, daß ich hiemit nichts Neues sage, aber es muß dergleichen immer mal wieder eingeschärft werden. Denn man kann solche Sachen sagen, als Lehrsatz haben, und doch in der Praxis dahinkommen, daß alles Sensorium dafür schwindet. So ist es tatsächlich viel unter uns. Lehrverhandlungen, Schriften, Predigten haben nach meiner Beobachtung vielfach diesen Charakter, der aus den Lehrstreitigkeiten herrührt, dem sich dann noch ein unbewußtes Stück Selbsttruhm beifügt. Das alles widersteht dem Evangelium; und darum ist es kein Wunder, daß so vieles bei uns nicht vorwärts kommen kann, sondern tatsächlich rückwärts geht.

Mit dem ökumenisch evangelischen Ton geht in Verbindung die historische Würdigung der vergangenen Kämpfe. Es sind nur einzelne Punkte, da sie einsetzt; aber es sind die Hauptsachen, auf die sie sich bezieht. Die Bedeutung der Schrift liegt nicht vorwiegend darin, daß man sich die einzelnen Urteile jetzt mechanisch aneignet. Es wird bei den verschiedenen Lesern manch ander Urteil dazwischen kommen. Aber die Schrift leitet an, Selbstkritik zu üben und dem Gegner bereitwillig darin entgegen zu kommen, daß man ihn in seiner innersten Herzensüberzeugung zu verstehen sucht trotz der gegenteiligen Rede, die der Kritiker bei seiner Stellung nun mal als falsch verstehen muß. Dieses Entgegenkommen, das auf einer inneren Nötigung des Evangeliums beruht, wie es auch das einzig Verständige ist, hat bei uns vielfach und zwar auf beiden Seiten gefehlt. Daher der Schade.

Ein Ding will ich hier unentschieden lassen, ob nämlich die Ausdrucksweise des Gegners im einzelnen Fall immer recht verstanden ist. Bei der ruhigen sachlichen Darstellung erwarte ich das. Tatsache ist aber, daß jemand gelegentlich eine Ausdrucksweise gebraucht, die nach der allgemeinen Art zu reden falsch verstanden wird. Die Gelehrten sind dann meistens nicht diejenigen, die in der Hitze des Streits merken, daß im Zusammenhang der Rede der Ausdruck eine andere und zwar ganz berechnete Prägung bekommen hat, die dann aber immer von unbefangenen Leuten richtig verstanden wird. Es ist möglich, daß nachdem der Verfasser im Laufe der Jahre zu ganz bestimmten Anschauungen über den Gegner gekommen ist, er ihm in der Würdigung eines einzelnen Ausdrucks aus früherer Zeit vielleicht nicht ganz gerecht wird. In solchen Einzelheiten werden die verschiedenen Leser auseinander gehen. Da muß man dann nachprüfen. Die Schrift ist auch nicht zum flüchtigen Lesen angetan, sondern sie will ordentlich studiert werden. Aber niemand wird dem Verfasser das Zeugnis verjagen, daß er in hohem Maße unparteiisch zu urteilen bestrebt war. Und wenn man nun darauf hin einander näher tritt, dann könnte man schließlich auch über die Differenzen über das, was der eine, und was der andere gesagt hat, hinweg zur Einigkeit kommen. Doch das ist Historik, das treiben die wenigsten, das kann man schließlich Späteren überlassen, wenn wir nur in der Lehre und im Glauben jetzt eins sind. So sehr ich darum die Entschiedenheit anerkenne, mit welcher Prof. P. die Norwegische Synode in Schutz nimmt gegen Unterstellungen, die man bei Annahme von Satz 4 der Vereinigungsthesen hegen kann, so lasse ich doch gelten, daß die Norweger das Recht haben, darüber hinwegzugehen, wenn sie sich nur in der rechten Glaubenseinheit treffen. Daß in der Schrift die Verteidigung Walthers und der Missourier und dabei eine historische Würdigung von Walthers Art, Auffassung und Lehrweise einen größeren Raum einnimmt und demgegenüber eine ähnliche Würdigung der Gegner fehlt, tut dem historischen Wert der Schrift keinen Eintrag und sollte vor allen Dingen den Gegnern des Verfassers im Lehrstreit kein Hindernis sein, aus der Schrift Walthers und seine Genossen recht zu verstehen. Die Schrift ist eben doch eine Streitschrift, aber eine, wie sie sein soll. Man wird vom Gegner schon deshalb keine eingehende Würdigung des anderen erwarten, weil er doch nur vermuthungsweise reden müßte, da ihm das

„Liebevolle“ Verständnis, das eigentlich immer nur ein Verständnis im höchsten Sinne ist, abgehen muß. Eine andere Würdigung, wenn sie auch noch so sehr sich bemühte unparteiisch zu sein, würde entweder unvollständig bleiben oder wieder Aerger erregen. Außerdem ist die Würdigung Walthers und der Theologen des 17. Jahrhunderts zum großen Teil im Gegensatz zu manchen Ausführungen der Quartalschrift geschrieben. Das bringt uns zur Anerkennung einer dritten Eigenschaft der vorliegenden Schrift.

Es gehen bei ihr Geschichte, Dogmatik und Exegese zusammen mit der Praxis in rechter Mischung. Es wäre ein bedenklicher Irrtum zu meinen, daß z. B. das exegetische Studium vor Irrtümern bewahrte, und daß das dogmatische Studium in Irrtümer stürzte. Gegen diesen Irrtum, den Manche aus der Quartalschrift schon öfter gelesen haben, weil es sich da eben wieder um den Gegensatz in den Geistern handelt, der auf der einen Seite hindert, alles auf einmal zu sagen, was am Ende für jedermannes Verständnis nötig wäre, der aber auf der andern Seite ebenso hindert, die Wahrheit zu erkennen, die einem bisher unbekannt war — gegen diesen Irrtum zeigt die vorliegende Schrift, wie die Väter des 17. Jahrhunderts auf Gottes Wort gestanden haben, und wie Walthers ein Schüler Luthers und ein Schrifttheologe war. Dabei unterläßt sie auch die Kritik nicht, und wenn dem einen oder anderen darin in manchem Punkt nicht Genüge geschehen ist, so kann das nicht hindern, dem Urteil Prof. Piepers über Luther, die Dogmatiker und Walthers im allgemeinen durchaus zuzustimmen. Die einzelnen Dinge, um welche es sich da in der Quartalschrift handelt, können immer nur so beurteilt werden, daß man sie mit dem ganzen Werden der betreffenden Zeiten und ihrer besonderen Unterschiede von andern Zeiten in Verbindung bringt und also abschätzt.

Ebenso muß man dem Verfasser in der eigentlichen Sache, die er bei dieser Würdigung der genannten Theologen einschärfen will, ohne weiteres zustimmen, daß es sich nämlich bei der rechten theologischen Stellung nie um äußerlich methodische Dinge handelt, daß sie ausschlaggebend sein sollen, sondern immer nur darum, daß man bei der Wahrheit der Schrift bleibt, einerlei, wie man sie gewonnen hat. Den Irrtum macht immer nur das Fleisch; die Wahrheit machen wir überhaupt nicht, sondern die gibt

der heilige Geist durch den Glauben. Deshalb geht D. Pieper auch nicht auf diese methodischen Fragen weiter ein. Es wäre darum füglich zu erwarten, daß hier auch nicht weiter davon die Rede ist. Es kommt aber bei dieser Gelegenheit in der vorliegenden Schrift eine Auseinandersetzung vor, die doch irreleitend ist, nicht im Bezug auf die Hauptwahrheiten, sondern in Bezug auf die äußerst nebensächliche Frage, ob die Ausführungen in der Quartalschrift über Cregeese und ihre Bedeutung richtig sind. In seiner Ausführung stellt D. Pieper die Ausdrücke „Cregeese“, „Auslegung“ mit Luthers Bemerkung über Glossen zusammen. Durch die Gänsefüßchen sind die Worte Cregeese und Auslegung in besonderem Sinne gefaßt. Es ist fraglich, ob das jeder merkt. Wenn aber von Glossen bei Luther die Rede ist, dann muß man wissen, daß Luther gerade die dicta probantia von den Vätern her meint, die in traditionalistischem Interesse angeführt wurden und durch das ganze Mittelalter hindurch gehindert haben, daß man zu der frischen Cregeese aus der Schrift heraus kam, wie sie Luther übte. Somit sagt Luther genau das, was in diesem Punkte von der Quartalschrift vertreten wurde, wenn sie auf intensives Bibelstudium drang.

Schließlich atmet die ganze vorliegende Schrift den großen praktischen Grundsatz, daß alles in jeder Beziehung darauf ankommt, daß wir eins sind im Glauben an den Herrn Jesum. Wenn man Lehrestreit recht führt, dann liegt nur das Interesse vor, daß die Einheit des Geistes gewahrt bleibe. Die Einheit des Geistes ist nicht das, daß ich alle andern zu meiner Meinung herumkriege. Sie besteht auch nicht darin, daß wir all dieselben Redensarten haben, sondern sie besteht darin, daß wir alle den Herrn für unsern Heiland halten und zusammen dies Evangelium der Welt verkünden. Nun hängt freilich Reden, Denken und Empfinden so eng zusammen, daß wir bei dem Verhandeln über diese Dinge uns auch im Ausdruck einigen, um uns gegenseitig zu verstehen. Je weiter die Welt vorschreitet, desto mehr wird es geschehen, daß des Einzelnen Verständnis abhängt von ganzen Gedankenreihen aus früherer Zeit. Dadurch entstehen die Gegenüberstellungen, daß aus anfänglichen Mißverständnissen, die freilich fast immer auf wirklichen Gegensätzen beruhen, sich bewußte Gegensätze herausbilden. Doch diese rein geistigen Vorgänge stehen nicht für sich allein, sie sind immer verquickt mit äußeren wirtschaft-

lichen, lokalen, sozialen und ähnlichen Verhältnissen. Die schaffen die Vereinigungen; die schaffen eben damit auch die Trennungen. Darum ist das das erste, was wir pflegen sollten unter uns, der Geist des Evangeliums. Er besteht nicht ohne den Sinn für die Wahrheit des Evangeliums. Er besteht aber auch nicht ohne den Sinn für die gegenseitige Liebe. Darum sagt Paulus das sonderbare Wort: Seid fleißig zu halten die Einheit des Geistes durch das Band des Friedens. Darum kommt aber auf die äußeren Vereinigungen auch gar nicht so viel an. Keine äußere Vereinigung kann die innere Einheit des Geistes herbeiführen, sondern wenn's richtig ist, dann geht die äußere Vereinigung aus der inneren hervor. Aber das müßten wir doch endlich wissen, daß auch jede äußere Vereinigung, die auf einem anderen Grunde gebaut ist, eigentlich nur eine Vorstufe auch der äußeren Trennung und Zersplitterung und vor allem ein Feind der Geisteseinheit Pauli ist. Darum alles Bemühen mit Ermahnen, Warnen, aber auch mit Anerkennen, muß dahin unter uns allen gerichtet sein, daß wir uns im Bekenntnis finden und dabei bleiben. Dies Bekenntnis ist aber nicht nur Rede. Darum darf das intellektuelle Interesse nicht im Vordergrund stehen. Sondern jedes rechte Bekenntnis ist vorwiegend Gesinnung. Diese Gesinnung, bei der wir gar nichts sind und der Herr Jesus alles ist, setzt naturgemäß das voraus, worauf ich schließlich kommen möchte, die bußfertige Selbsterkenntnis. Es bleibt der Gedanke in Prof. Niepers Buch unausgesprochen, soweit ich mich besinne, weil das Buch von dem positiven Schrift- und Lehrgrund der Vereinigung handelt. Er liegt aber dem ganzen Evangelium, das der Professor vertritt, selbstverständlich zu Grunde. Ich glaube, es sollte nach einem Jahrhundert lutherischer Geschichte, in welcher Gott seiner Kirche so große Dinge gegeben hat, wie wir sie alle erfahren haben, und in der wir doch eine so wenig eindrucksvolle Rolle spielen — ich meine nicht, daß wir etwas bedeuten wollen, sondern daß das Evangelium etwas bedeuten soll — der Gedanke bei uns stärker hervortreten, daß wir doch meistens unsere Sache schlecht gemacht haben. Wir sollten mehr erkennen, wo es bei uns selber gefehlt hat und noch fehlt. Das läßt dann die positive Rede des Glaubens in ganz anderem Lichte erscheinen und in ganz anderer Kraft auftreten. Das würde uns vor dem Tone des Selbsttruhms, der bei allem rechten Bekenntnis seit Jahren oft durchzuhören war, und der sich dann in so mancherlei Tun

geltend machte, mehr bewahren. Freilich, das können wir nicht machen, sondern das muß uns der heilige Geist geben. Aber er gibt's damit, daß es uns gesagt wird.

Das 20. Jahrhundert wird — um zu dem Ausgangspunkt unserer Betrachtung zurückzukehren — die amerikanisch lutherische Kirche vor ganz andere Aufgaben stellen, als die des letzten Jahrhunderts waren. Dort waren es die Aufgaben der Klarstellung in der Lehre. Die Lehre von der Gnadenwahl ist in den 2000 Jahren der christlichen Geschichte verschiedene Male immer die letzte höchste Aufgabe gewesen. Niemals hat sich die äußere Kirche zu klarer Einigung zusammengefunden, wenn sie sich damit befaßte. Und das hat jedesmal mit einem Niedergang des gesammten Kirchenlebens in Verbindung gestanden. Auch in der amerikanisch lutherischen Kirche ist schließlich alles an diesem Lehrstreit beteiligt gewesen. Wir sind auseinandergegangen und haben uns trotz mancher Versuche nicht gefunden. Mein Eindruck ist, daß dieses die letzte Gelegenheit ist. Die nächste Zukunft wird uns vor andere Aufgaben stellen. Es scheint, daß der Kampf mit Rom und die Lagen, die durch das Vorschreiten des Sozialismus geschaffen werden, das lutherische Wesen aus seiner bisherigen Reserve oder Isolierung herausholen werden. Das wird eine Versuchung zur geistigen Verflachung werden. Zu gleicher Zeit kann es gar nicht ausbleiben, daß wir bei den neuen äußeren Aufgaben vor neue Gedankenreihen gestellt werden, die uns unausbleiblich dringen werden, überhaupt alle Lehren neu durcharbeiten. Wo wir uns jetzt nicht zusammenfinden, da unsere gemeinsamen Anschauungen noch nicht so auseinandergehen, und da nun auch der Parteihader etwas nachgelassen hat, da werden wir nachher noch weniger zusammenkommen und der Welt gegenüber eine erbärmliche Rolle spielen. Rom wird zunächst einmal siegen. Das wird auch so recht sein, denn ein Volk, das nicht auf Grund des Evangeliums einig werden kann, da es ihm so klar wie nie mehr verkündigt ist, kann nur noch durch eine energische Züchtigung durch Rom oder sonst eine Revolution wieder zur Erkenntnis gebracht werden. Ich fürchte aber den Hauptschaden, daß uns selber das Evangelium abhanden kommt. Darum scheint mir für all unsere Kreise das das rechte Wort: Heute, so ihr seine Stimme höret, so verstocket eure Herzen nicht. R.

Gedanken über kirchliche Vereinigung.

I.

Das Streben nach kirchlicher Vereinigung hat während der letzten Jahre in unserm Lande eine so energische Ausgestaltung erfahren, daß wir uns früher oder später damit gründlich auseinandersetzen müssen. Es ist schon direkt die Frage an uns herangetreten, ob nicht irgend eine Verschmelzung der Synoden, die zur Synodalkonferenz gehören, ausgeführt werden könnte. In den Kreisen der norwegischen Lutheraner hat man bereits stärker in kirchlicher Vereinigung gemacht und wenigstens *e i n e* Weise dargestellt, wie man sie erzielen kann. Diese Weise hat in den Synoden, mit denen wir bisher den Kampf um die reine Lehre von der Gnadenwahl geführt haben, zwar nicht solche Zustimmung gefunden, daß man nun mit Eifer daraufhin arbeitete, dem Vorgang der Norweger zu folgen; aber diese Synoden haben ihrerseits seit vielen Jahren untereinander und mit andern lutherischen Körperschaften Unterhandlungen gepflogen, die wenigstens auf kirchliche Einigung hingen. Dazu kommt die offenbare Tendenz unter den reformierten Gemeinschaften, die unterscheidenden Bekenntnisgrenzen mehr und mehr zu verwischen und den Unionismus, der ihnen ja längst nicht mehr verwerflich vorkam, zum bestimmenden Grundsatz ihres gegenseitigen Verhältnisses zu machen und womöglich dem gesamten Protestantismus die Anerkennung dieses Prinzips abzunötigen. Hierzu kommt noch die Beobachtung, daß der Gedanke kirchlicher Vereinigung längst aufgehört hat, eine Frage zu sein, die etwa die Pastoren und Professoren in akademischer Ruhe und Gründlichkeit erwägen; er hat das kirchliche Volk ergriffen, ist populär und wird von den Leuten nicht als eine Möglichkeit erörtert, sondern als ein *W u n s c h*, dem ein starkes Streben nach Verwirklichung innewohnt. Unter diesen Umständen wird es mit der Zeit immer schwieriger werden, die kirchliche Abgrenzung, in der wir uns bisher bewegt haben, unverändert aufrecht zu erhalten. Niemand weiß, wie bald das Problem auch bei uns auf Lösung drängen wird, wie das bei den Norwegern der Fall war, und wenn wir einem Chaos entgehen wollen, in dem möglicherweise das lutherische Bekenntnis großen Schaden leiden könnte, müssen unsere Pastoren mit klarer Erkenntnis der richtigen Grundsätze und darum der verschiedenen Möglichkeiten gottgefälliger

Vereinigung an die Spitze der Bewegung treten, um sie in richtigen Bahnen zu halten.

Hierzu ist nötig, daß wir innerlich zu all den Vereinigungsprojekten, die in der Luft umhergeschwirren, klare Stellung bekommen. Zwar zeigen diese Pläne, so wie sie jetzt vorliegen, merklich verschiedenartige Gesichter. Den Vereinigungsbestrebungen, die unter uns zu tage getreten sind, klebt nichts von dem Lehr-Indifferentismus an, der unter den Reformierten allen Symptomen nach die einzelnen Gemeinschaften weithin durchseucht hat. Auch die Vereinigung unter den Norwegern trägt nicht ohne weiteres den Stempel der Gleichgültigkeit gegen Lehrdifferenzen; man hat das ehrliche Bestreben gezeigt, den Zusammenhang mit der lutherischen Bekenntniskirche aufrecht zu erhalten. Auch die Zustände, die in den verschiedenen Kreisen den Drang nach Vereinigung hervorgerufen haben, sind eben so verschieden, wie die Ziele, zu deren Verwirklichung der Zusammenschluß nur eine Vorstufe sein soll. Es möchte gesagt werden, daß die meisten Vereinigungsbestrebungen, die wir beobachten, bei uns von vornherein nicht ansteckend wirken könnten. Aber wir würden uns doch sehr täuschen, wenn wir meinen wollten, daß unser lutherisches Volk noch in der alten Glaubensfrische an dem Bekenntnis festhält, wenn wir uns verschweigen wollten, daß auch unsre Leute vielfach bekenntnis m i d e oder bekenntnis f l a u geworden sind. Kein Kundiger kann in Abrede stellen, daß der Bestand unsrer Gemeinden und Synoden in hohem Grade von der vis inertiae, vom Konservativismus abhängt und nicht so ganz und gar, wie es sein sollte, von der Glaubensüberzeugung der Einzelnen über die Wichtigkeit der lutherischen Lehre. Das Alter unsrer amerikanisch-lutherischen Kirche birgt sofort die Gefahr in sich, daß unser Volk in Bekenntnisfragen indifferent wird. Man will gewiß noch lutherisch sein, aber das ist schon vielfach zu einer äußerlichen Sache geworden und geht darin auf, daß man zu der Schar gehört, die den lutherischen Namen trägt. Unter diesen Verhältnissen könnte es schon für den äußeren Bestand unsrer Kirche verhängnisvoll werden, wenn der Vereinigungsgedanke die Gemüther unsrer Leute ergriffe und beherrsche. Vielleicht bliebe es dabei, daß die Vereinigung zunächst auf solche Kreise beschränkt bliebe, die im äußeren Zusammenschluß nur ihre innere Zusammengehörigkeit betätigten. Aber es fehlt unter uns durchaus nicht an solchen, die nicht einsehen, warum nicht Alle, die

den lutherischen Namen tragen, ohne weiteres zusammengehen können, und solche würden mit ihrer Ansicht nicht zurückhalten, sondern ihr Gelingen zu schaffen versuchen. Wird aber der Unionsgedanke erst epidemisch, dann möchte es großen Kampf kosten, unsern Lutheranern klar zu halten, daß man eine gottgefällige Vereinigung oder etwa gar eine Aufhebung denominationeller Grenzen nicht durch ein Fiat bewerkstelligen kann.

Erwächst uns nun hieraus das dringende Bedürfnis, uns mit den verschiedenen Vereinigungsbestrebungen, die wir aus der Nähe oder Ferne beobachten können, prinzipiell auseinanderzusetzen, so könnte es beim ersten Ausblick über das große Feld schier unmöglich erscheinen, alle einschlägigen Gedanken auf einigen Richtlinien zu konzentrieren. Aber schon die eine Erwägung wird zur Klärung beitragen, daß bei all diesen Plänen das rechte Verständnis vom Wesen und von der Aufgabe der Kirche Jesu Christi in Frage kommt und entscheidend wirken muß. Die Kirche tritt uns freilich nur in äußeren Erscheinungsformen vor Augen, die ihr eigentliches Wesen nur zu erkennen geben, nie aber sichtbar machen können. Die äußerliche Gestaltung der Kirche in bestimmten Erscheinungsformen hängt auch reichlich von allerhand Zufälligkeiten ab und kann darum manche Veränderung erfahren, ohne daß der wahre Bestand der Kirche irgendwie beeinträchtigt wird. Aber eben so gewiß darf die äußere Form der Kirche nicht in Widerspruch treten mit ihrer inneren, geistlichen Beschaffenheit, sonst entsteht mindestens eine Disharmonie, die jedenfalls schädigend auf den wahren Bestand der Kirche zurückwirken muß. Dazu kommt als zweite Richtlinie die Erkenntnis von der *Aufgabe* der Kirche. Sie hat von ihrem Herrn keinen Auftrag, der über die Verkündigung des Evangeliums hinausginge. Dies ist der Dienst, den nur sie der Menschheit leisten kann; es ist aber auch der einzige Dienst, der ihr zusteht. Sobald also irgend eine Strömung Raum gewinnt, die darauf ausgeht der Arbeit der Kirche andre Ziele zu stellen, sobald tritt diese Strömung in Widerspruch mit der legitimen Aufgabe der Kirche; es entsteht ein innerer Widerspruch, der sich seinerseits wieder nur zum Schaden der Kirche auswirken kann. Dazu kommt dann endlich, daß falsche Ziele für die Tätigkeit der Kirche nur da auskommen können, wo man theoretisch oder praktisch oder nach beiden Richtungen zugleich das Wesen des

Evangeliums verkennt und deshalb auch seinen Zweck nicht versteht.

In diesen verschiedenen Richtlinien haben wir nun nicht etwa ein mehrfaches Prinzip aufgestellt, nach dem wir die Vereinigungsbewegungen beurteilen wollen; dann wären wir allerdings in der üblen Lage, daß die Beurteilung, weil nicht in sich einheitlich, der überzeugenden Kraft entbehrte. Die Richtlinien, die wir gezogen haben, laufen vielmehr in dem einen, zuletzt genannten Punkte zusammen: in der rechten Erkenntnis des Evangeliums. Wie das Evangelium die Kraft in sich trägt, den Sünder zur Erkenntnis des ewigen Lebens in Christo zu bringen, so modifiziert es auch durch sich selbst alle Anschauungen des Menschen, den es ergreift, vor allem natürlich diejenigen, die mit den Grundgedanken des Evangeliums zusammenhängen. Nicht jeder, der das Evangelium intellektualistisch als eine bestimmte Denkform aufgefaßt hat, wird instande sein, dieser Denkform in seinem Seelenleben überall die herrschende Stellung einzuräumen und alle seine sonstigen Erwägungen ganz dadurch bestimmen zu lassen; denn das Evangelium ist nicht ein Rechenexempel, bei dem das Fazit kraft unerbittlicher Logik herauskommen muß. Wer aber das Evangelium von Herzen als eine Glaubenssache erfaßt hat, bei dem drängt es nach der Herrschaft und will seine ganze Seelentätigkeit kontrollieren. Bei einem solchen mögen zwar noch viele Fehler mit unterlaufen, weil in dem Kampfe des Geistes gegen das Fleisch die Erkenntnisschwäche nicht immer sogleich überwunden wird. Wird aber einem solchen eine Sache in das Licht des Evangeliums gestellt, das sein geistliches Leben beherrscht, so entsteht bei ihm früher oder später mit Sicherheit das richtige Urteil in irgend einer Sache auch des praktischen Christentums. Das Evangelium lehrt zwar nicht Heiligung (in dem Sinne der Gesetzeserfüllung), aber es ist die eine Kraft, die diese Heiligung bewirken kann und mit Sicherheit bewirkt. Nehmen wir nun hierzu noch den Gedanken, daß die rechte Anschauung von Wesen und Aufgabe der Kirche nichts andres ist, als eine Darstellung des Evangeliums von Christo, so muß uns klar sein, daß derjenige, der sich auf jene Richtlinien stellt, seine Beurteilung der Vereinigungsbestrebungen im Grunde aus dem Evangelium nehmen wird. Damit haben wir ein einheitliches Prinzip gewonnen, nicht logisch und intellektualistisch, sondern aus der Quelle göttlicher Wahrheit, aus der Schrift.

Gehen wir nun daran, von diesem zuverlässigen Prinzip aus, die einzelnen Erscheinungen zu befehen, die uns als Vereinigungsbestrebungen entgegnetreten. Wir werden bald erkennen, daß wir es hier nicht mit einem einheitlichen Ströme zu tun haben, sondern mit recht verschiedenartigen Strömen und Bächen, die ihrer ganzen Art, ihrem Ursprung und ihren Zielen nach eigentlich niemals zusammenzufließen vermögen. Wir können mit Vorteil den Gang unserer Besprechung so einrichten, daß wir zuerst die Bestrebungen dieser Art unter den Reformierten ins Auge fassen, dann diejenigen, die unter den Lutheranern im Allgemeinen bemerkbar geworden sind, und schließlich diejenigen, die in unsern eigenen Kreisen vorliegen.

Die Vereinigungsströmung unter den Reformierten geht offenbar nicht auf den Wunsch zurück, die Verschiedenheit der Bekenntnisse durch sachliche Besprechung auf Grund heiliger Schrift zu beseitigen. Man liebt nichts davon, daß etwa Methodisten und Baptisten fleißig Konferenzen halten, bei denen eine rechtschaffene Einigung in der Lehre angestrebt würde. Findet irgend ein Meinungsaustrausch statt, so befließigt man sich zu betonen, daß man der persönlichen Ansicht des Gegners nicht entgegnetreten, sondern ihm das Recht der eigenen Meinung in solchen Sachen ungeschmälert belassen wolle*). Das hängt zum Teil damit zusammen, daß diese Gemeinschaften nicht mehr die innere Kraft haben, selbst offensibare Leugner der Fundamentallehren des Christentums von ihren Lehrstühlen und Kanzeln fernzuhalten. Erst kürzlich war irgendwo zu lesen, Rebergerichte, wie sie noch vor zwanzig Jahren hie und da vorkamen, seien heute glücklicherweise nicht mehr möglich. So dringt das Gift der modernen, fozinianisch = photinianischen Theologie, das die deutsch-

*) Es besteht bereits seit längerer Zeit ein Federal Council of the Churches of Christ in America, zu dem nach der Angabe des Sekretärs, Charles S. Mac Farland, dreißig Denominationen gehören. Dieser Sekretär hat im Novemberheft (1913) der Zeitschrift Biblical World einen Aufsatz geliefert, der die Ueberschrift trägt: Federal Unity: Its Grounds and its Significance. Da lesen wir u. A.: Federal unity is denominationalism in co-operation. It is the effort to adjust autonomy and corporate action, individuality and social solidarity, liberty and social adaptation. According to the classic definition of Herbert Spencer, evolution is the process of passing from an indefinite, incoherent homogeneity to a definite, coherent heterogeneity, during which the retained motion undergoes a parallel transformation. . . . We have

ländischen Wissenschaftler kunstreich zubereitet haben, allmählich in alle Kreise der reformierten Kirche. Zwar ertönen jetzt noch hie und da die Stimmen derer, die an dem Evangelium, das in ihren Bekenntnissen liegt, festhalten und die Lehre der Schrift von Sünde und Gnade nicht preisgeben wollen. Aber der Liberalismus, der Lehrauffassung und Bekenntnis des Einzelnen dessen persönliche Sache sein läßt, wegen deren ihn auch seine Kirchengenossen nicht zur Rede stellen sollen, scheint in diesen Sekten gemeinhin als guter Ton zu gelten. Damit hat zugleich für das Volk jeder frühere Lehrunterschied der einzelnen Sekten an durchschlagender Bedeutung verloren. Man gewöhnt sich allmählich daran, die Sonderbekenntnisse nicht mehr als hinreichenden Grund für kirchliche Trennung anzusehen. Hatte man darum schon früher aus unionistischem Geiste heraus alle möglichen Gelegenheiten zu gemeinschaftlichen Gottesdiensten und ähnlichen öffentlichen Anerkennungen der Bruderschaft benützt, so liegt jetzt um so weniger ein rechtfertigender Grund vor, die Trennung in verschiedene, einander befehdennde Denominationen aufrecht zu erhalten.

Nun erscheint es diesen Leuten auch je mehr und mehr als widersinnig, daß besonders in kleinen Ortschaften und in Landgegenden jede Sekte durchaus ein eigenes Gemeindlein bilden und ein besonderes Kirchlein haben will. Das nennt man the problem of the country church; es besteht darin, daß die Christen eines kleinen Städtchens, die zusammen eine ansehnliche Gemeinde bilden und einen Pastor standesgemäß erhalten könnten, in viele kleine Häuflein auseinandergehen, deren jedes für sich unter großen Opfern ein Kirchlein baut und einen eigenen Prediger hält, dem man in jedem

gone pretty far in carrying out the proposition which has resulted in the diversity of denominationalism. . . . Perhaps we are getting, among our Protestant denominations, to recognize in equal proportion the two principles of evolution and progress which we find everywhere in the natural order—diversity and unity. Our various denominations and sects arose largely from the demand for freedom, and through much suffering we found our freedom. We are now recognizing as denominations, however, that the highest freedom we can possess may be the freedom to give up some of our freedom for the sake of the common good. . . . In allegiance to him (Christ) we must maintain or regain unity even in the midst of our diversity.

Falle doch nur einen Hungerlohn aussetzen kann. Man fragt immer dringlicher: Wozu ist das nötig? Könnten nicht diese Christen verschiedenen Bekenntnisses einfach zusammen gehen, jedem das Recht zugestehen, seine eigene Lehrauffassung zu haben, und sich von einem einzigen Prediger das ihnen gemeinsame Christentum verkündigen lassen?*)

Man beurteilt diese Strömung nicht ganz richtig, wenn man aus lutherischer Erkenntnis heraus darauf hinweist, daß diese verschiedenen Denominationen, wie sie sich in der ganzen Auffassung der christlichen Lehre von uns unterscheiden, so wiederum untereinander im Grunde gleichartig sind. Es ist ja wahr, daß überall in den Lehrsystemen der Reformierten bei aller scheinbaren Verschiedenheit der gleiche Grundton der Gesetzmäßigkeit durchklingt, so daß er die ganze reformierte Richtung im Protestantismus als ein Charakterzug von der lutherischen unterscheidet. Daher können wir auch in dem Unionismus, den die Reformierten untereinander bisher zu treiben pflegten, niemals eine große Verleugnung erblicken; sie empfanden dunkel, aber ganz richtig, daß sie doch schließlich gleiche Brüder einer Mutter seien. Aber trotzdem hielten früher doch die Sonderlehren, die die einzelnen Sekten herausgebildet hatten, die Trennung aufrecht. Der Methodist fand in der Baptistenkirche eigentlich nichts, was ihn wesentlich von den Gliedern dieser Gemeinschaft unterscheiden hätte; aber ihm gefiel trotzdem die methodistische Ausprägung des Christentums besser als die baptistische, und so hielt er an dem Bekenntnisse seiner Denomination fest. Jetzt zieht aber alles zur Vereinigung hin, und zwar nicht deshalb, weil man sich innerlich einig weiß, sondern weil man zu der Ansicht gekommen ist, die vorhandenen Lehrunterschiede rechtfertigten die äußerliche Trennung nicht.

Sier tritt uns also klar entgegen, was den zielbewußten Unionismus stets charakterisiert. Die Vereinigungsbestrebungen unter den Reformierten haben offenbar ein starkes Motiv in aktivem Indifferentismus betreffs der Lehre, d. h. nicht in bloßer Gleichgültigkeit gegen Lehrunterschiede, sondern in dem bewußten Bestreben,

*) Dieser Gedanke kann unter Umständen sehr aktiv und in eigener Weise wirksam werden. So wurde ganz kürzlich einem unserer Reiseprediger im Westen von der Bürgerschaft eines Städtchens gradezu verboten, Gottesdienste zu halten; man habe schon Kirchen genug.

diese Lehrunterschiede als irrelevant beiseite zu setzen. Damit gibt sich aber diese Bewegung als unevangelisch zu erkennen. Das Evangelium macht nicht gleichgültig in der Lehre, läßt etwaige Unterschiede auch nicht als unbedenklich erscheinen. Wie es als Kraft Gottes die Herzen zu Gott hinzieht, so schafft es auch bei dem evangelischen Christen eine heilige Ehrfurcht vor der klaren Schriftlehre und ein zartes Gewissen in Lehrsachen. Luther beschreibt nicht nur seine eigene Erfahrung, wenn er sagt: Mein Gewissen ist in Gottes Wort gefangen. Diese Stellung will und soll das Evangelium in jedes Christen Herzen wirken. Deshalb kann auch ein evangelischer Christ nicht neben dem Ja, das er nach der Schrift setzt, ein Nein als gleichberechtigt gelten lassen, nicht einmal so, daß er dem, der zu Gottes Wort Nein sagt, das Recht zu dieser persönlichen Ansicht zugesteht. Ein gewissenhafter Methodist, der als solcher die Kindertaufe wenigstens gelten läßt, darf nicht dem Baptisten zugestehen, daß er die Kindertaufe als ungöttlich verwerfe; er darf ferner, da er an der Wahrheit des allgemeinen Gnadenwillens Gottes festhält, dem Presbyterianer nicht das Recht lassen, zu lehren, daß die Verkündigung dieses Gnadenwillens in der Schrift nur Spiegelfechtereie sei. So lange diese Widersprüche des Bekenntnisses nicht durch öffentlichen Widerruf der falschen Ansicht aufgehoben sind, fehlt ja die Einigung auf Grund der Erkenntnis göttlicher Wahrheit. Mag nun immerhin der Methodist, wie der Baptiste und der Presbyterianer in vielen Lehrpunkten ein irrendes Gewissen haben, so kann er doch diesem irrenden Gewissen nicht ohne Sünde ins Angesicht schlagen und das Gegenteil dessen, das er selbst glaubt, als irgendwie berechtigte Lehre anerkennen. Spricht das Gewissen nicht mehr gegen Vereinigung und gegenseitige Anerkennung bei bestehenden Lehرداریenzen, so regiert der Indifferentismus, der immer unevangelisch ist.

Dies ist aber nur eine Phase der Vereinigungsbestrebungen unter den Reformierten. Sie sehen nämlich eine zweite Aufforderung zur Vereinigung in der sogenannten *socialen Aufgabe* der Kirche, die man etwa dahin definiert, daß es Pflicht der Kirche sei, eine moralische Besserung der Welt und wohl gar eine Herstellung besserer sozial-ökonomischer Verhältnisse anzustreben. Das ist an sich nichts Neues, sondern altes calvinisches Erbgut. Auf Grund des Lehrsatzes, daß die weltliche Obrigkeit von Gott geordnet sei, die wahre Religion herzustellen, jeglichen Götzendienst und Aber-

glauben aber zu unterdrücken, verwandelte der Genfer Reformator die Regierungsform der Stadt in eine Theokratie; in dieser wurde freilich der theoretisch anerkannte Satz praktisch eigentlich umgekehrt, denn die Obrigkeitspersonen mußten sich ja von den kirchlichen Behörden sagen lassen, was das göttliche Recht von ihnen forderte, und wurden so zu Exekutivbeamten der Kirche herabgedrückt, die deren Disziplinarbeschlüsse ausführen und etwa den als Ketzer erwiesenen Serbet dem Feuertode überliefern mußten. Mit der These Calvins über die Kompetenz der weltlichen Obrigkeit, in Religions-sachen zu entscheiden, die in alle bedeutenden Bekenntnisschriften der Reformierten aufgenommen worden ist, ging denn auch und geht noch so ziemlich überall Hand in Hand jene verhängnisvolle Umkehrung, daß die Kirche sich in alle staatlichen Gündel einmischte und überall das autoritative und entscheidende Wort sprechen möchte.

Diesen Charakterzug hat die reformierte Kirche in unserm Lande auch niemals verleugnet. Nur geschichtsunkundige Leute können der Meinung sein, daß wir die Religionsfreiheit hierzulande den englischen Kolonisten verdanken. Das ist nicht einmal von der Episkopalkirche wahr, der die aristokratischen Kolonisten in Virginia angehörten; daß es dort nicht zu grober Vergewaltigung Andersgläubiger kam, beruhte nicht darauf, daß die Kirche die traditionelle Feindschaft gegen alle Dissenters bei der Ueberjiedlung in dies Land abgestreift hätte, sondern ist lediglich aus der Tatsache zu erklären, daß unter den eigentümlichen Besiedlungs- und Verwaltungsverhältnissen in Virginia kein Widerspruch gegen die herrschende Kirche geltend gemacht werden konnte. Sie genoß nicht nur als Staatskirche dieselben Rechte wie in England, sondern es lag auch ein bedeutender Theil der politischen Verwaltung der einzelnen Counties direkt in den Händen der Kirchenbeamten. Besonders auffällig und häßlich trat aber an den Puritanern Neuenglands die Unduldsamkeit gegen Andersgläubige hervor; dort zeitigte der calvinische Geist seine bedauerlichen Früchte in den rohen Verfolgungen der Quäker und den berücksichtigten Heyenprozessen. Die Annahme der Landeskonstitution mit ihrer Anerkennung des Prinzips völliger Trennung der Staatsverwaltung von der Kirche und die allmähliche Umgestaltung der Staatsverfassungen nach demselben Prinzip hat zwar der Unduldsamkeit der reformierten Sekten dieselbe Schranke gezogen wie den Papisten, hat aber dort so wenig wie hier die Tendenz ändern können.

Darum hat es auch seither nie an Kundgebungen des alten calvinischen Sinnes gefehlt. Alle die großen, sogenannten „moralischen“ Bewegungen, die unser Volk im Laufe der letzten 60 Jahre durchgemacht hat, entsprangen nicht in erster Linie dem besonnenen staatsmännischen Urtheile derjenigen, in deren Hände das Volk solche Dinge durch die Wahl gelegt hatte, sondern entstanden durch Agitation, die von der reformierten Kirche ausging. Prediger und Laien der reformierten Gemeinschaften sorgten und sorgen dafür, daß große Fragen, die rein vom volkswirtschaftlichen Standpunkte aus beurteilt und behandelt werden sollten, den nötigen „moralischen“ Hintergrund bekommen, der der Kirche nach calvinischem Grundsatz das Recht gibt, ein energisches Wort mitzureden und ihre Ansicht durch die Wucht ihrer äußerlichen Anzahl durchzusetzen. Daß dabei gewöhnlich der Mißbrauch irgend eines Dinges oder einer Einrichtung, also ein Akzidens, in agitatorischer Weise als zum Wesen der Sache gehörig hingestellt wurde, daß man also unverständlich und unlogisch handelte, schwächte die Agitation nicht, sondern steigerte nur unvermeidlich den Eifer zum Fanatismus. Ob die Sklaverei in unserm Lande geduldet oder verboten werden sollte, war eine Frage, die von der Regierung lediglich auf Grund volkswirtschaftlicher oder doch politischer Erwägungen hätte entschieden werden sollen. Aber als die Puritaner erst einmal die unbiblische These aufgestellt hatten, es sei unmoralisch, Sklaven zu besitzen, konnte es nicht ausbleiben, daß sie sich als Religionspartei in die Sache mischte und in unauslöschlichem Fanatismus, aber angeblich im Namen Gottes die Abschaffung der Sklaverei betrieb. Es war auch nicht ihre Schuld, daß Lincoln die Emanzipation der Sklaven lediglich als Kriegsmaßregel motivierte, und daß das 13. Amendment zur Landesverfassung in seiner vorliegenden Gestalt keine moralisierenden Andeutungen enthält. Genau in demselben Geiste bewegt sich je und je die Agitation für gesetzlich erzwungene Sonntagsheiligung. Da in den Staatslegislaturen immer nur verhältnismäßig wenige Männer gesessen haben, denen man wirkliche Sachkenntnis in sozialen und ökonomischen Fragen zutrauen kann, darf man wohl behaupten, daß wir schwerlich eine Sonntagsgesetzgebung erlebt hätten, wenn rein die äußerlichen Bedürfnisse des ganzen Volkes ausschlaggebend gewesen wären. Wieder war es hier die reformierte Kirche, die erst den Grundsatz aufstellte, daß Sonntagsheiligung in der rein äußerlichen

Form jüdischer Sabbathsheiligung Moralgebot sei, und dann folgerichtig die politischen Einrichtungen benutzte, um diese angebliche Moral in die Staatsgesetze zu bringen und so jedermann zu zwingen, nach dem Muster puritanischer Frömmigkeit zu leben. Es dürfte fast unnötig sein, für die Prohibitionsbewegung erst noch denselben Ursprung nachzuweisen; sie hat genau das Genfer Gesicht und kann ihre Abstammung nicht verleugnen. Freilich kehrt man gegenwärtig das moralische Argument nicht mehr ausschließlich hervor, sondern operiert viel mit angeblichen sozialen und ökonomischen Tatsachen; aber einerseits gäbe es in dieser Sache keinen Fanatismus, wenn das religiöse Argument gänzlich ausgeschlossen wäre, und andererseits gehört es offen ausgesprochen zum Ruhm der reformierten Kirchengemeinschaften, sich als solche mit dieser Agitation zu identifizieren.

Bringen wir nun mit diesen unleugbaren Tatsachen den ersten Nachweis in Verbindung, daß den reformierten Gemeinschaften das Bewußtsein von der trennenden Kraft ihrer Sonderbekenntnisse überhaupt geschwunden ist, so ergibt sich mit innerer Notwendigkeit der Drang zur Vereinigung aller reformierten Streitkräfte, mit dem Ziele, alle vorhandenen Gelegenheiten zur Ausführung der großen „moralischen“ Aufgabe der Kirche auszunützen. In unserm Volksleben liegen ja endlos viele Schäden zu tage, daß man nie in Verlegenheit zu kommen braucht, wenn man die kirchliche Kraft in calvinischer Weise verwenden will. Daher auch die Vielgeschäftigkeit vieler reformierter Pastoren, auf deren Beteiligung an allen wirklichen oder vermeintlichen Reformplänen man mit größter Sicherheit rechnen kann, die auch jederzeit bereit sind, dem Zeitungsreporter ihre moralische Ansicht über irgend ein Thema weitläufig mitzuteilen, und zwar immer mit dem Anspruch, daß man auf sie als christliche Prediger zu hören habe. Und wenn ein solcher Prediger irgend einen Schaden der bürgerlichen Gemeinschaft aufs Korn genommen hat, darf er getrost voraussetzen, daß er unter den Reformierten sofort Anklang finden und einen tätigen Anhang gewinnen werde, der im Agitieren hilft. Er rechnet da nur mit gegebenen Größen. Was ist unter solchen Umständen natürlicher, als daß man darauf sinnt, zur besseren Förderung solcher Unternehmungen die Bekenntnisfurchen nicht weiter zu beachten, sondern geeint die großen moral uplifts zu betreiben?

Sier sehen wir klar, wie eine falsche Auffassung von der Auf-

gabe der Kirche sich auswirken muß. Es liegt hier ein Kirchenideal zu grunde, das mit seinen stark markirten Zügen merkwürdig an das römische erinnert. Hier wie dort das Streben, ein sichtbares Gottesreich auf Erden aufzurichten; hier wie dort Rücksichtslosigkeit gegen die Gewissensüberzeugung Anderer; hier wie dort die Sucht, andre Leute mit Gewalt denken zu machen, wie man selbst denkt, oder sie wenigstens äußerlich zur Unterwerfung zu zwingen; hier wie dort die wunderliche Ansicht, daß man die Menschen besser gemacht, dem Himmel näher gebracht habe, wenn man sie äußerlich in eine moralische Zwangsjacke gesteckt hat. Salten wir daneben die Schriftwahrheit, daß alle wirkliche moralische Besserung durch das Evangelium gewirkt wird, das das Herz bekehrt, und niemals auch durch das beste Gesetz; daß an eine Besserung der Masse gar nicht zu denken ist, ohne Besserung jedes Einzelnen, der zu der Masse gehört; daß darum die Welt auch niemals besser werden wird, sondern Welt bleibt bis an den jüngsten Tag; daß das Reich Gottes auf Erden, sofern die Kirche etwas damit zu schaffen hat, nichts andres ist als die Kirche selbst; und daß endlich die Kirche nicht berufen ist, die Welt zu bessern, sondern nur dazu, durch Predigt des Evangeliums einzelne Menschen aus der Welt zu reißen und sie der ewigen Rettung in Christo theilhaftig zu machen: so werden wir das geschilderte Treiben der reformirten Kirche leicht als unevangelisch erkennen. Sie eifern um Gott, aber mit Unverstand (Röm. 10, 2), wenn auch ihr Unverstand nicht, wie bei den Juden, von denen Paulus diese Worte zunächst gesagt hat, mit völliger Verwerfung des Evangeliums verbunden ist. Zwischen ihrer Anschauungsweise und der unsrigen besteht ein unverföhnlicher Widerspruch, den sie freilich jetzt so wenig als erheblich empfinden, wie damals, als ihre Vertreter über die schreienden Differenzen hinweg Luther die Bruderhand reichen wollten.

Wenden wir uns nun der Frage von der Vereinigung lutherischer Körperschaften zu, so gilt es zunächst scharf zwischen Einigung und Vereinigung zu unterscheiden, und zwar in der Weise, daß wir unter Vereinigung den äußeren Zusammenschluß verstehen, unter Einigung aber eine solche Verständigung in Lehre und Praxis, durch die die Streitpunkte beseitigt werden, die eigentlich die Zersplitterung herbeigeführt haben. Daß Differenzen bestehen, die eine Scheidung der Lutheraner in getrennte, sich gegenseitig befehdende Gemeinshaf-

ten veranlaßt haben, beklagt jeder wahre Christ in allen lutherischen Synoden. Da unser Herr in seiner Kirche die wahre Einigkeit erhalten möchte, so ist alles, was diese Einigkeit stört, von vornherein sündhaft. Nach jeder Seite hin sündhaft wäre die Zersplitterung, wenn sie nur auf Meinungsverschiedenheiten in Mitteldingen beruhte; wer der Welt und der Kirche das ärgerliche Schauspiel bietet, daß er sich über Mitteldinge mit seinen Brüdern entzweit, läßt eine schwere Verantwortung auf sich. Aber so ist die Zersplitterung der lutherischen Kirche unsres Landes nicht entstanden. Vielmehr kamen die einzelnen Teile dadurch auseinander, daß man in wichtigen Fragen der Lehre und Praxis, über die Gottes Wort entscheidet, uneins wurde, oder von vornherein uneins war. Hier tragen die Schuld jedesmal diejenigen, die das Falsche vertreten und bis jetzt daran festgehalten haben, nicht diejenigen, die der biblischen Wahrheit folgen, wenn sie auch vielleicht in menschlicher Schwachheit bei den Verhandlungen hier und da die evangelische Milde vergessen haben. Bei dieser richtigen Beurteilung der Sachlage genügt es nicht zu sagen: Die Einigung aller Lutheraner ist wünschenswert. Vielmehr muß jeder Lutheraner es als seine heilige Aufgabe ansehen, nach allen seinen Kräften auf Beseitigung der Differenzen und auf Herstellung wahrer Einigkeit hinzuwirken. Ueber den praktischen Wert der intersynodalen Konferenzen, die vor einigen Jahren gehalten wurden, mag man verschiedener Ansicht sein; aber das darf kein evangelischer Christ leugnen, daß das Bestreben, aus dem sie hervorgingen, durchaus dem Sinne Gottes entspricht und deshalb immer bei uns vorhanden sein muß. Wer es nicht hätte und aus irgendwelchen, etwa kirchenpolitischen Gründen die Zersplitterung aufrecht erhalten und fördern möchte, müßte als gefährlicher Sektierer angesehen werden.

Wir besehen später die Frage, ob auf eine solche Einigung aller amerikanischen Lutheraner überhaupt Aussicht ist, und auf welchem Wege sie zustandekommen kann. Hier nur der Gedanke: Was bei den Menschen unmöglich ist, ist bei Gott möglich. Will er unsrer Kirche hierzulande eine neue Blütezeit aufgehen lassen, so wird er dies vielleicht dadurch bewirken, daß er alle, die sich Lutheraner nennen, auch recht von Herzen einig macht. Vorläufig freuen wir uns darüber, daß in der Synodalkonferenz durch seine Güte eine Anzahl lutherischer Gemeinschaften in solcher Einigkeit verbunden dastehen, obschon der böse Feind durch wütende Stürme eines heißen

Lehrkampfes redlich versucht hat, das Band zu sprengen, das uns zusammenhält. Sie ist bis jetzt die einzige Verbindung dieser Art. Zwar sind auch in der Generalsynode wie im Generalkonzil je eine Anzahl Körperschaften vereinigt, aber in beiden Fällen ist mit der Einigung zugleich ein neuer kirchenregimentlicher Körper entstanden. Ferner hat in den letzten Jahren eine eingehende Auseinandersetzung zwischen den Synoden von Ohio und Iowa zu einer gewissen Einigung geführt, aber man hat für die Einigung noch keinen solchen Ausdruck gefunden, wie er unsrerseits im Bestehen der Synodalkonferenz vorliegt. Die vielbesprochenen Vereinigungsversuche der Norweger liegen auf einer andern Linie, da es bisher noch strittig ist, ob der wahrscheinlich bevorstehenden Vereinigung eine wirkliche Einigung zu grunde liegt.

Eine Einigung aber, d. h. das Einswerden in Lehre und Praxis, ist noch keine Vereinigung, so gewiß jene die einzig gottgefällige Grundlage zu dieser ist. Als Vereinigungsversuche bezeichnen wir die Bestrebungen, aus zwei oder mehreren Körperschaften eine neue Körperschaft zu bilden, die von den in ihr verbundenen Synoden gewisse Vollmachten erhält. Durch eine solche Vereinigung ist, wie oben erwähnt, sowohl die Generalsynode wie das Generalkonzil entstanden, ebenso auch unsre eigene Allgemeine Synode. Die theoretische Beurteilung solcher Vereinigungen und der Versuche, sie herbeizuführen, wird vornehmlich zwei Fragen zu beantworten haben, die eine, ob man solche Vereinigungen mit klarer Schrift als erforderlich erweisen kann, die andre, wie weit und zu welchem Zwecke solche Zusammenschlüsse wünschenswert erscheinen müssen.

Da uns Lutheranern gewiß vor allen andern protestantischen Gemeinschaften die Vertretung irgendwelcher romanisierender Ideen schlecht ansteht, sollte unter uns die Frage, ob kirchenregimentliche Vereinigung an sich notwendig sei, sofort und einstimmig mit Nein beantwortet werden. Die Kirche des Antichrists beansprucht, daß sie mit ihrer äußeren Einheit die eigentliche Einigkeit der Kirche Jesu Christi darstelle, und kommt so folgerichtig zu dem Satze, daß außer der kirchlichen Gemeinschaft mit dem Papste zu Rom keine Rettung für den Sünder sei. Es hieße, diese Vorstellung auf das lutherische Kirchenwesen übertragen, wenn man behaupten wollte, daß Einigkeit in Lehre und Praxis in sich selbst die Nötigung zu kirchenregimentlicher Vereinigung enthalte; denn diese These könnte auch so

ausgedrückt werden, daß man sagt: Ohne äußere Einheit keine innere Einigkeit! Wir dürfen uns aber nicht verhehlen, daß solche Gedanken unter uns nicht unmöglich sind, wenn man auch ihre Tragweite nicht immer erkennt, weil sich meist noch andre Erwägungen einmischen, die den Gedankenkomplex undurchsichtig machen. Will sich z. B. auf beschränktem Gebiete neben einer schon bestehenden rechtgläubigen Gemeinde eine zweite Gemeinde desselben Bekenntnisses bilden, so müssen wir immer darauf gefaßt sein, daß neben andern Gründen gegen einen solchen Plan auch die angebliche Verpflichtung eines jeden Christen angeführt wird, sich zu dem an seinem Orte aufgerichteten Predigtamt zu halten. Das heißt doch mit andern Worten, daß Einheit des Bekenntnisses zu äußerer Einheit nötige. Dieselbe Ansicht ist unzählige Male in unsern Kreisen ausgesprochen worden, wenn man von Vereinigung solcher Synoden redete, die auf demselben Gebiete neben einander arbeiten, etwa in der Form der Behauptung, es sei unrecht, dies Verhältnis aufrecht zu erhalten. Und doch steht uns allen, wenn wir uns auf unsern Erkenntnisbesitz besinnen, unerschütterlich fest, daß alle äußerliche, kirchliche Organisation, also auch die Zugehörigkeit zu einer solchen Organisation zu den Zeremonien gehört, von denen unser Bekenntnis sagt, daß ihre Einheitlichkeit kein Erfordernis, also auch kein notwendiges Stück wahrer Einigkeit sei. Ja nicht nur liegt die Notwendigkeit derartiger Vereinigungen nicht schon von selbst in der Natur der Kirche Jesu Christi und ihrer Aufgabe, sondern sie dürfen nicht einmal das Resultat menschlicher Politik und Macherei sein, wenn sie einen Segen in sich tragen sollen. Was in dieser Richtung von selbst entsteht, naturgemäß aus den Verhältnissen und Gelegenheiten erwächst, was also seinen Ursprung vernünftiger Beurteilung äußerlicher Verhältnisse verdankt, das allein entspricht der Art und Weise, wie in der sichtbaren Kirche alles wirklich Ersprießliche entsteht.

Bei den Vereinigungsbestrebungen, die in unsern Kreisen neuerdings zutage getreten sind, hat man im Ganzen und Großen diesen Grundsatz im Auge behalten. Die Reorganisation unsrer Allgemeinen Synode, die innerhalb der nächsten zwei Jahre ausgeführt werden soll, so daß dann die bisher selbständigen Einzelsynoden ihre Autonomie gänzlich aufgeben, wird wohl von niemandem unter uns auf eine Notwendigkeit zurückgeführt, die in der Natur der Kirche selbst läge. Weil die Verhältnisse so liegen, daß die Arbeit aller be-

theiligten Gemeinschaften auf diesem Wege voraussichtlich viel energischer und gewiß systematischer besorgt werden kann, als das unter der bisherigen Einrichtung möglich war, hat man beschlossen, in bewußtem Gebrauche christlicher Freiheit die Organisation umzugestalten. Dabei ist allen Beteiligten völlig klar geblieben, daß die andre Möglichkeit, eine Auflösung der bisherigen Vereinigung, unter andern Umständen genau ebenso ohne Schädigung der wahren Einigkeit hätte vollzogen werden können. Auch bei Besprechung der Möglichkeit einer organischen Verbindung der Wisconsinynode mit dem Teile der Missouriynode, der innerhalb der Grenzen unsers Staates liegt, hat man alle Versuche, diese Vereinigung als notwendig zu erweisen, abgewiesen. Es ist unter uns klar ausgesprochen worden und wird von den Verständigen in allen Besprechungen betont, daß es gänzlich auf dem Gebiete der christlichen Freiheit liegt, ob wir zusammengehen oder nicht, weil das Nebeneinander zweier Synoden auf demselben Gebiete so wenig verboten ist wie ihr gesondertes Bestehen überhaupt.

Die Vereinigungssache behält auch durchaus dasselbe Gesicht, wenn man gelegentlich die Frage erörtert, ob es wünschenswert sei, daß alle Lutheraner des Landes, die Einigkeit vorausgesetzt, eine einheitliche Körperschaft bildeten. Vergessen wir nicht, daß wir hier nicht mehr von Einigung reden — die ist in jedem Falle nicht nur wünschenswert, sondern ein Ziel, das auf moralischem Gebiete liegt und dessen Wichtigkeit gar nicht angezweifelt werden kann. Die Leute, die so sehr für Vereinigung aller lutherischen Körperschaften schwärmen, verstehen darunter wirklich eine organische Vereinigung mit einer zentralen Verwaltung, für die ganze lutherische Kirche Amerikas. Da dies Ziel ja offenbar recht ferne liegt, haben sie sich meist noch keine Gedanken darüber gemacht, ob dieser Zentralisierung nicht unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg treten würden; aber darüber sind sie, wie sie meinen, völlig klar, daß niemand gegen die Idee selbst ernstliche Bedenken äußern dürfe. Wäre es denn nicht herrlich, wenn wir uns als Mitglieder einer so überaus ansehnlichen Körperschaft wühten? Würde dadurch nicht auch dem Vergerniß gewehrt, das nichtlutherischen Christen und der Welt durch die jetzigen unerquicklichen Verhältnisse in der lutherischen Kirche gegeben wird? Könnte sich eine vereinigte lutherische Kirche nicht nach außen hin viel besser geltend machen? Würde nicht insonderheit die große Agi-

tation gegen die politischen Bestrebungen des Papsttums von einer geeinten lutherischen Kirche viel besser geführt werden können, als es jetzt von den getrennten Häufen geschieht, die sich noch dazu untereinander fortwährend befehdet? Das sind typische Aeußerungen, in denen die Befürworter einer großen lutherischen Koalition verraten, welche Aufgaben und Ziele sie der lutherischen Kirche aufhalsen wollen, wenn sie ihre Ansichten durchsetzen könnten.

Wir bleiben bei der These, daß es uns unverboden wäre, alle Lutheraner zu einer Generalorganisation zu vereinigen, sobald erst die wahre innere Einigkeit erzielt wäre; aber die eben angedeuteten Anschauungen über den Wert und die Ziele einer derartigen Vereinigung dürfen nicht maßgebend sein. Die Freude über die numerische Größe und geographische Ausdehnung der Kirche, zu der man gehört, kann gewiß wirklich eine geistliche Freude sein; so hat sich Paulus sicher darüber gefreut, daß er von Jerusalem bis Myricum alles mit dem Evangelium Christi erfüllt hatte, weil er seine Erfolge der Kraft des hl. Geistes zuschrieb (Röm. 15, 19). Dies ist die Freude der redlichen Diener des Herrn über den guten Fortgang seines Rettungswerkes auf Erden. Aber es ist doch wohl nicht undenkbar, daß der Freude über die Größe der Synode, der man zugehört, der Gedanke zugrunde liegt: Ja, das sind wir, so groß sind wir, so viel haben wir fertig gebracht. Dient aber die vorhandene Größe so zur Selbstverherrlichung, so ist die Freude daran schon zur Sünde geworden. Wer nun die Begeisterung für eine einheitliche, alle Lutheraner umfassende Organisation genauer besieht, wird sich des Gedankens nicht erwehren können, daß es sich hier nicht um eine geistliche Regung handelt. Ein frommer Christ mag sich wohl an dem Gedanken ergötzen, wie herrlich es wäre, wenn einmal alle Lutheraner durch Gottes Güte wirklich einig würden, denn das wäre eine überaus köstliche Frucht des Evangeliums. Wer aber eine organische Verbindung der so geeinten Synoden als etwas rühmt, worauf man stolz sein könnte, der setzt Weltliches an Stelle des Geistlichen, und die Freude, die er an dem Wilde empfindet, kommt aus dem Fleische.

Aber das Vergerniß, das durch die Trennung gegeben wird? Bleiben wir doch bei den richtigen Anschauungen, die wir oben dargelegt haben. Das Vergerniß liegt nicht darin, daß rechtgläubige Synoden nebeneinander bestehen und auf demselben Gebiete arbei-

ten, so wenig es einem Weltmenschen ärgerlich sein kann und ihm ein Recht zur Lästerung gibt, wenn zwei Christen nebeneinander dasselbe Geschäft betreiben, so lange ihr Verhältnis zueinander recht brüderlich bleibt. Das Vergernis kommt dann, wenn sie einander befehden, durch Ränne und Ränke einander zu schaden versuchen und so ihr christliches Bekenntnis der Bruderschaft durch die Tat leugnen. Es liegt wahrlich kein ehrendes Zeugnis für das Maß der Heiligung unter uns Lutheranern darin, daß jemand sagt: Wir müssen uns organisch vereinigen, sonst können wir nicht aus dem Streite herauskommen. Wie viel köstlicher wäre vor der Welt das Zeugnis für die Kraft des Evangeliums, wenn in der künftigen geeinten lutherischen Kirche die Synoden fernerhin ruhig ihr Werk nebeneinander betrieben, wie Gott ihnen dazu Gelegenheit gibt, ohne dabei dem Neid und der Mißgunst über die Erfolge ihrer Brüder Raum zu gönnen!

Gar bedenklich klingt es auch, wenn man davon redet, daß die Kirche sich nach außen hin geltend machen müsse. Wäre damit nur an eine kräftige Förderung der Predigt des Evangeliums gedacht, die allein die Aufgabe der Kirche Jesu Christi ist und bleibt, so könnte man sich dies Argument für die Zentralisation der lutherischen Kirche Amerikas unter gewissen Beschränkungen gefallen lassen. Gält man aber daneben die Tatsache, daß die Begeisterung solcher Leute in numerischer Stärke ihrer Kirchengemeinschaft Nahrung findet, so kann das Argument nur den Sinn haben, daß die Kirche in sozialer oder politischer Richtung um so erfolgreicher tätig sein kann, je zahlreicher das Volk ist, das sich zu ihr bekennt. Man empfindet es z. B. als eine Demütigung, daß die Herren von der Legislatur erst Aufschluß darüber erhalten müssen, wer die Lutheraner eigentlich sind, wenn es nötig wird, ihre Hilfe in weltlichen Angelegenheiten der Gemeinden in Anspruch zu nehmen. Man möchte dem Kaiser mit einem schmalkaldischen Bunde drohen können, wenn er Wiene macht, die Gewissensfreiheit irgendwie anzutasten. Man grämt sich wohl gar darüber, daß wir Lutheraner nie mit dabei sind, wenn die Reformierten eine „moralische“ Besserung betreiben und dafür sorgen, daß ihr Ruhm in den Zeitungen recht bekannt gemacht wird. Wer aber seine Begeisterung für eine geeinte lutherische Kirche aus solchen Ansichten heraus bekommen hat und sie damit nährt, dessen Erkennt-

nis hat offenbar einen starken Einschlag calvinistischer oder römischer Täden.

In dieselbe Kategorie gehört auch der Gedanke, daß eine geeinte lutherische Kirche mit größerem Erfolge gegen die politischen Umtriebe des Papstes und seiner Anhänger Front machen könnte. Wir dürfen uns nicht damit begnügen, auf die oben zusammengestellten Ausführungen zu verweisen, die auch hier entscheiden; denn die falsche Ansicht, unsre Kirche habe den Beruf, dem Antichrist auch mit weltlichen Waffen entgegenzutreten, hat leider in unsern Kreisen viel mehr Anhänger, als uns lieb sein kann. Man nimmt es dabei ganz ruhig mit in Kauf, daß man die Freimaurer bei dieser Agitation zu Bundesgenossen hat; ja man kann sich darüber freuen, wenn das Freimaurerblatt *Menace* mit Zitaten aus lutherischen Blättern operiert und für seine Ziele, die wir nicht gesteckt haben, Propaganda macht. Manche möchten sogar unter Lutheranern im Namen der lutherischen Kirche eine förmliche Geheimbündelei anfangen und Rom mit seinen eigenen Waffen bekämpfen. Es ist hier nicht der Ort, diese ganze Agitation ausführlich als ungesund und unlutherisch zu erweisen; aber das Eine wollen wir aussprechen, daß die Kirche ihrer eigentlichen Aufgabe vergißt, wenn sie den Kampf gegen Rom auf politischem Gebiete zu führen versucht. Die Waffen unsrer Kriegsführung sind nicht fleischlich, sondern mächtig für Gott (in Gottes Augen), Festungen niederzureißen, indem wir Gedanken (Ratschläge, Pläne, Berechnungen) niederreißen und jede Erhöhung, die erhoben wird gegen die Erkenntnis Gottes, jagt Paulus 2. Kor. 10, 4f. Was wir Lutheraner dem Papsttum an Schaden zufügen können, kommt nur durch Führung der geistlichen Rüstung zur Geltung, die Paulus Eph. 6 beschreibt, nicht aber durch den Gebrauch weltlicher, politischer Waffen, in deren Führung uns ohnehin der Antichrist weit überlegen ist, da ihm die Erfahrungen von 18 Jahrhunderten zu Gebote stehen. Freilich erkennt der lutherische Christ die finstre Gefahr, die in den Anschlägen der Jesuiten liegt, besser als sonst irgend jemand, da er weiß, welche Mächte der Finsternis dahinter stehen, und wo ihm sein Rede- und Stimmrecht dazu Gelegenheit gibt, wird er schon aus einfachem Patriotismus mit gegen die römische Kurie zu Felde ziehen. Aber im Namen der Kirche zum weltlichen Kampf gegen weltliche Umtriebe des Papsttums aufzurufen, heißt die scharfe Grenze zwischen den Betätigungs-

gebieten des Staates und der Kirche vermischt. Darum können auch Vereinigungspläne, die um solcher Ziele willen ins Auge gefaßt werden, dem nicht gefallen, der ausdrücklich gesagt hat, daß sein Reich nicht weltliche Art hat.

Da die Möglichkeit zu einer Vereinigung aller Lutheraner Amerikas in einer großen Organisation gegenwärtig in unberechenbarer Zukunft liegt, lohnt es sich nicht, weitläufig den Nachweis zu führen, daß die erwarteten Vorteile einer derartigen Verbindung weit überwogen werden von den Gefahren, die aller Erfahrung nach sofort drohen, wenn kirchliche Organisationen ein gewisses Stadium des Wachstums überschritten haben. Da finden leicht allerhand Tendenzen Nahrung und Förderung, die zwar unter allen Verhältnissen im Fleische liegen, aber in der kleineren Organisation leichter im Hintergrund gehalten werden können, als in großen. Das kommt daher, daß die Organisation einer kirchlichen Gemeinschaft immer Ergebnis menschlicher Ermägungen ist und deshalb an allerhand Mängeln leidet, die zum Teil so geartet sind, daß sie sich mit dem Anwachsen des Körpers immer mehr geltend machen.

Eine eigene Rolle spielt in den Vereinigungsfragen meist ganz unter der Hand die *Verschiedenheit der Sprachen*, die oft noch dadurch hiebei recht wirksam wird, weil sie mit starkem Nationalgefühl verbunden ist. Auch der deutsche Lutheraner fühlt sich eben als Deutscher, der norwegische als Norweger. Wir können hier natürlich nicht auf eine psychologische Erörterung über diese Eigentümlichkeit des menschlichen Geistes eingehen; es steht uns ja genügend klar vor Augen, daß Verschiedenheit der Sprachen und des nationalen Charakters in der Kirche äußerlich trennend gewirkt haben, schon deshalb, weil die Sprachunterschiede einen innigen Verkehr zwischen Lutheranern verschiedener Nationalität mehr oder weniger durchgreifend gehindert haben. So brachte es der Werdegang der lutherischen Kirche Amerikas mit sich, daß sich zunächst die Lutheraner jeder Nationalität zusammenschlossen und ihr kirchliches Gemeinwesen für sich ausbauten, ohne von den andern mehr zu wissen, als daß sie vorhanden waren. Wo man später miteinander ins Einvernehmen zu kommen suchte, blieb der Gedankenaustausch immer mangelhaft. Um ein Beispiel anzuführen, das uns gerade jetzt sehr unangenehm auffällt. Deutsche Lutheraner hatten sich mit einem großen Teile der norwegischen Lutheraner ins beste Einvernehmen gesetzt; aber

die eigentliche Besprechung, die zu dem Einbernehmen führte, lag doch immer bei denjenigen, die beider Sprachen einigermaßen mächtig waren. Zwischen dem deutsch-lutherischen und norwegisch-lutherischem Volke entstand niemals rechte Fühlung, selbst wenn sie untereinander wohnten; ja die Deutschen und die Norweger hörten voneinander nur durch Vermittlung derer, die den Verkehr direkt führten. Während aber hier der Verkehr noch einigermaßen möglich war, steht eine ähnliche unsichtbare Scheidewand gänzlich ungebrochen zwischen uns und dem großen Kirchenwesen der schwedischen Lutheraner. Bei ihnen kommt allerdings noch dazu, daß sie als Angehörige des Generalkonzils sowieso kirchlich von uns getrennt waren; aber trotzdem: sie sind Schweden, wir Deutsche, und das hinderte jede Annäherung, die die synodale Trennung etwa noch zugelassen hätte. Ebenso stand uns Deutschen von der Synodalkonferenz weit über ein Menschenalter hinaus das englische Luthertum fremd und ziemlich unbekannt gegenüber. Dazu half ja mit, daß alle englischen Lutheraner, die es im Lande gab, zu Kirchenkörpern gehörten, mit denen wir uns nicht einig wußten; man braucht nicht alt zu sein, um sich der Zeiten erinnern zu können, wo man den englisch-lutherischen Pastor sofort wegen seiner Sprache als unechten Lutheraner rubrizierte, ohne je ein Wort mit ihm gewechselt zu haben. Aber damit ist doch noch nicht alles erwähnt, was die Scheidung zwischen deutschem und englischem Luthertum markierte. Wir selbst hatten uns an eine sehr starke Betonung unsers Deutschtums gewöhnt. Nicht nur trugen unsre größeren Körperschaften vielfach einen sprachlichen Stempel, indem sie sich als deutsch-lutherisch bezeichneten; das allein ließe sich wohl noch einigermaßen rechtfertigen, wenn auch nicht gerade als weitsichtig bezeichnen. Nicht nur legten sich unsre Gemeinden unter Leitung ihrer Pastoren den Namen deutsch-lutherisch bei, obwohl meistens der einzig vernünftige Grund hierfür fehlte, der darin gelegen hätte, daß in ihrer unmittelbaren Nähe auch englisch-lutherische Gemeinden existiert hätten. Man ging vielmehr so weit, daß man die deutsche Sprache als die für die betr. Gemeinde einzig berechnete Kanzelsprache erklärte und den Pastoren sogar verbot, jemals in ihren Gemeinden in anderer Sprache das Evangelium zu predigen. Da wir so selbst unsre Sprache als Scheidewand aufrichteten und diese Wand recht grellrot anstrichen, brauchen wir uns nicht zu verwundern, wenn andre Leute uns jetzt beim Wort

nehmen. Als das Generalkonzil englischer Färbung sich nach neuen Missionsgebieten umsah, entdeckte es, daß unsre Jugend anfang, englisch zu werden. Rasch entschlossen zogen seine Sendboten ins reife Erntefeld hinaus und beanspruchten den Nordwesten als ihr legitimes Missionsgebiet, da wir den Deutschen, sie aber den Leuten englischer Zunge das Evangelium predigten.

Nun wird kein erkenntnisreicher Lutheraner jemals im Ernst den Satz aufstellen, daß die Sprachunterschiede für die Predigt des Evangeliums, die uns aufgetragen ist, etwas mehr zu bedeuten haben, als daß sie die Ausführung unsrer Mission erschweren. Es gehörte schon ein großes Stück Unverstand dazu, die Behauptung auszusprechen, das rechte Luthertum könne nur unter dem Schutze der deutschen Sprache gedeihen. Daß aber dieser Gedanke halb unbewußt lange Zeit unsre kirchliche Arbeit beeinflußt hat, wäre unschwer nachzuweisen. Insofern dieser Gedanke aus dem Nationalgefühl entspringt und dieses zur Geltung bringt gehört seine Beurteilung in den nächsten Artikel, in dem wir unsre Gedanken über das, was zur Einigung der Lutheraner nötig ist, darzulegen beabsichtigen. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß irgend eine Geistesrichtung, die das Luthertum zum offiziellen Schützer und Erhalter der deutschen oder irgend einer andern Sprache oder Nationalität zu machen versucht, sofort ein sektiererisches Element in die kirchliche Arbeit mischt. Sie entspringt einer falschen Auffassung von der Aufgabe der Kirche und ist deshalb unevangelisch.

J. Schaller.

Das Evangelium der Intuitufideisten und Dr. Stellhorns „Schriftbeweis des luth. Katechismus.“

Das Gesetz als das Prinzip der Rechtfertigung.

Um dahinter zu kommen, in welcher Grundanschauung der Intuitufideismus seine eigentliche Quelle und Wurzel habe, wird es geboten sein, die Rechtfertigungslehre Herrn Dr. St.'s einer genaueren Prüfung zu unterziehen. Hier, im Zentraldogma des Lehrsystems, muß sie sich zeigen. Obwohl natürlich seine Rechtfertigungslehre gerade so wie seine Lehre von der Befehrung und „Wahl“ durch sein ganzes Buch läuft, so finden wir sie doch ex professo besonders dargestellt auf Seite 364 ff seines „Schriftbeweis“. Er überschreibt sie — gut lutherisch — „Von der Vergebung der Sünden oder von der Rechtfertigung“, womit er bekennet, daß Rechtfertigung nichts anderes ist als Vergebung der Sünden. Es wäre der lutherischen Dogmatik gesünder gewesen, wenn sie die sachliche Identität dieser beiden Begriffe im Auge behalten und den ersteren (Verggebung) statt des letzteren zum Gegenstand der Entwicklung gemacht hätte.

Die Rechtfertigung ist Herrn Dr. St. „eine Handlung Gottes, und zwar eine richterliche Handlung, die außerhalb des Menschen vor sich geht und . . . sein Verhältnis zu Gott ändert“, S. 365—366. Sie ergeht über den an sich schuldigen, ungerechten Sünder, und besteht darin, daß Gott diesen von seiner Schuld freispricht und für gerecht erklärt. Aus welchem Grunde? „Weil er“ das Verdienst oder „die für ihn erworbene Gerechtigkeit Christi sich im Glauben hat schenken und aneignen lassen und nun selbst als heilig und gerecht dasteht“, S. 366. — „Die bewirkende Ursache (causa efficiens) der Rechtfertigung ist allein der gnädige und barmherzige Gott, und die verdienstliche Ursache (causa meritoria) ist allein das Verdienst Christi.“ „Aber wie die Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes Christi Verdienst erheischt, wenn wir von Sünden freigesprochen werden sollen, so erheischt sie auch den Glauben. Denn der Mensch muß das Verdienst Christi angenommen haben, ehe Gott es ihm zurechnen kann. Gott zwingt es keinem Menschen auf und kann das nicht tun, wenn etc.“ — „Der Glaube ist bei der Rechtf-

fertigung und Seligkeit... nötig als von Gott verliehenes Mittel und Werkzeug, beide zu erlangen, persönlich zu besitzen und zu genießen" (also causa instrumentalis? — Qu.), S. 368 f. — Damit haben wir alle wesentlichen Momente der Rechtfertigung, wie sie Herr Dr. St. beschreibt, angegeben, nur daß er einen Punkt besonders betont. Das ist die Notwendigkeit des Glaubens. Der Glaube ist nicht nur unumgänglich nötig, wenn die Rechtfertigungshandlung Gottes eintreten soll („freilich nicht als ein gutes Werk oder eine Tugend, sondern nur als die Bettlershand, die sich das Verdienst Christi schenken läßt und es annimmt“, S. 369), sondern „er geht derselben als notwendige Bedingung vorher“ — „ebensowohl, wenn auch nicht in derselben Weise und aus demselben Grunde, wie das von ihm ergriffene Verdienst Christi.“ Herr Dr. St. exegetisiert Röm. 4, 5: „dem wird sein Glaube zur Gerechtigkeit an- und zugerechnet“, und fügt hinzu: „Stärker kann man es nicht ausdrücken, daß der Glaube zur Rechtfertigung durchaus nötig ist, derselben begrifflich und, recht verstanden, auch zeitlich vorhergehen muß als Bedingung derselben“, *ibid.* Dieselbe Sache drückt er auch so aus: „Das Verdienst Christi kommt in der Rechtfertigung nicht allein als objektiv für alle Menschen erworbenes und vorhandenes, sondern auch als subjektiv durch den Glauben angeeignetes in Betracht, und zwar ganz besonders in letzterer Beziehung in Betracht,“ S. 370. Die Wiedergeburt geht der Rechtfertigung vorher, *ibid.* „Für alle Menschen gibt es Verdammnis und Rechtfertigung. . . . Welches nun dem einzelnen Menschen persönlich zuteil wird, hängt davon ab, in wem er erfunden wird, ob als natürlicher Mensch in Adam, oder als wiedergeborener Mensch in Christus“, S. 373.

Diese Darstellung hält sich fast genau in den Grenzen der Darstellung und der Terminologie der späteren lutherischen Dogmatik; aber sie ist trotzdem von Grund aus verkehrt. Nach der Schrift ist die Rechtfertigung, als Akt Gottes an dem Sünder, als Vergebung der Sünden betrachtet, ein Akt der Gnade von Anfang bis zu Ende, und zwar ausschließlicly. Das sagt ja die Schrift schier auf jedem Blatt. Man greife hin, wo man wolle, überall wird die Rechtfertigung auf die Gnade, Barmherzig-

keit, Liebe, Treue Gottes als auf ihren letzten und einzigen Grund zurückgeführt: Exod. 34, 6. 7; Jesaj. 61; Ps. 32; Röm. 3, 21 (*χωρίς νόμου*); 4, 13. 16; Eph. 2, 8 und hunderte von anderen Stellen. Die Gnade allein bereitet Christum, die Gnade allein schafft sich ihre Instrumente Evangelium, Taufe, Abendmahl zur Mittheilung der Vergebung und zur Wirkung des Aufnahmemittels derselben, des Glaubens. Die Gnade allein, ganz allein spricht dem Sünder durch Wort und Sakrament das Verdienst Christi zu und absolviert ihn von seiner Schuld, zunächst ohne Rücksicht auf seinen Glauben oder Unglauben, die Gnade allein wirkt in ihm auch den Glauben als Aneignungsmittel von seiner Seite. So wird der Sünder ein Gerechter vor Gott aus Gnaden allein, absolut ohne sein eigenes Tun. Den so gerecht gewordenen stellt dann sozusagen die Gnade mit Freuden vor den Nichtstuhl der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes und weiß, daß ihr Klient die Feuerprobe mit Glanz und Ehren bestehen wird.

Nach Herrn Dr. St.'s Darstellung hingegen ist der Rechtfertigungsakt Gottes keine gnädige, evangelische, sondern eine durchaus gesetzliche Handlung, ein Akt der fordernden Heiligkeit und retributiven Gerechtigkeit Gottes, die nur die Gnade zur Rechtmachung des Sünders zu Hilfe nimmt, um ihn für einen Gerechten erklären zu können.

Zunächst ist zu konstatieren, daß Herr Dr. St. die ganze *gratia applicatrix* — daß Gott dem Sünder die Vergebung, oder auch nur das Verdienst Christi, durch Wort und Sakrament schlechtweg aus Gnaden schenkt, zuspricht, zueignet, appliziert — zunächst von der eigentlichen Rechtfertigungshandlung ausschließt. Er hat zwar sonst eine Lehre von einer ähnlichen Tätigkeit Gottes; aber die behandelt er in der Lehre von der Berufung. Hier setzt er diese Tätigkeit als geschehen voraus und nimmt ihr Resultat nur in Dienst, und sie besteht ihm nicht in einer tatsächlichen Zueignung, wirklichen Mittheilung der Vergebung, sondern in einer bloßen Anbietung des Verdienstes Christi (das er ängstlich von der Vergebung selbst scheidet) zum Zweck der Vergebung, oder in der Anbietung der Vergebung unter der Bedingung, daß der Mensch das ihm angebotene Verdienst Christi im Glauben annehme,

resp. daß er den Glauben in sich wirken lasse, S. 325 ff. *)

Diese bedingte Anbietetung der Gerechtigkeit Christi geht aber der Rechtfertigungshandlung voraus und tritt vom Schauplatz, sobald sie das Verdienst Christi in den Bereich des zu richtenden Sünders gebracht hat. Ebenso ist es mit dem befehrenden Wirken der Gnadenmittel; es macht vor dem Wall der Nichteinwilligung des formal freien Willens Kehrt und hat nun mit dem eigentlichen Rechtfertigungsakt Gottes ebensovienig zu tun wie das exhibitive Tun Gottes. Dieser selbst ist ihm ein Akt der retributiven Gerechtigkeit. Sobald der Rechtfertigungshandel beginnt, tritt zuerst wieder die Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes auf den Plan und fordert vom Menschen! Was? Gerechtfeln! Nicht ein Gerechtfeln im eignen Verdienst, sondern im Verdienst Christi durch den Glauben. Die Gerechtigkeit Gottes fordert das Verdienst Christi und fordert auch den Glauben an dasselbe. „Wie die Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes Christi Verdienst erheischt, wenn wir von Sünden freigesprochen werden sollen, so er-

*) Herr Dr. St. kennt wirklich keine schlechtweg datibe, kollative Wirkung der Gnadenmittel in bezug auf die Vergebung, sondern nur eine exhibitive, anbietende. Die erstere ist ihm immer bedingt durch die Zustimmung der freien Persönlichkeit des Menschen, durch das Unterlassen des mutwilligen Widerstrebens gegen die vis operativa oder medicinalis des Wortes. Sein ceterum censeo ist: keine unwiderstehlich wirkende Gnade! Die freie selbständige Persönlichkeit des Menschen muß in der ganzen gratia applicatrix zur Geltung kommen, oder er (Dr. St.) verzagt an der ganzen Offenbarung, ja an Gottes Dasein. Das betont er gerade hier bei der Lehre von der Rechtfertigung so stark, daß einen ein Grausen dabei überläuft. „Man könnte in der Tat die ganze Weltregierung Gottes nicht verstehen, ja man müßte an dem Dasein eines ebenso liebevollen und barmherzigen wie heiligen und gerechten Gottes und damit, weil es keinen andern Gott geben kann, an dem Dasein Gottes selbst verzweifeln, wenn man nicht glauben dürfte, daß Gott die Menschen wie Personen, Wesen mit (formal) freiem Willen, behandelt und in religiöser und sittlicher Hinsicht in keiner Weise Gewalt und Zwang bei ihnen anwendet. Wenn das aber so ist, so steht auch fest, daß Gott das für alle Menschen erworbene Verdienst Christi keinem aufzwingt, das heißt keinem an- und zurechnet, der es sich nicht schenken läßt, es sich nicht im Glauben zweignet, wie auch daraus unwiderleglich folgt, daß Gott den Glauben, den freilich er allein wirken und schaffen kann, niemand aufzwingt, bei niemand auf unwiderstehliche Weise wirkt“, S. 367.

heißt sie auch den Glauben. Denn der Mensch muß das Verdienst Christi angenommen haben, ehe Gott es ihm zurechnen kann, S. 366 f. „Denn also hat Gott die Welt geliebt, damit jeder, der glaubt an ihn — das ist die unumgängliche, weil durch die Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes und die Persönlichkeit des Menschen geforderte Bedingung —, nicht verloren gehe“, S. 413. — Also Christi Verdienst und der Glaube selbst sind Forderungen des Gesetzes in diesem Handel der Rechtfertigung. Der Glaube — eben dieses Ergreifen des Verdienstes Christi, das Fliehen des durchs Gesetz Zerfahrenen vor dem Gesetz und aus dem Gesetz zu den Wunden und in die ausgestreckten Gnadenarme Christi, wieder vom Gesetz geheißt, gefordert! Und weil vom Gesetz gefordert, darum selbstverständlich auch vom Menschen selbst zu leisten! Zwar tut nun die Gnade das allermeiste zum Zustandekommen des Glaubens, aber doch nicht absolut und schlechthin alles. Denn Gott hat ja diese Gesetzesforderung, daß das Verdienst Christi im Glauben ergriffen und angeeignet werden müsse, an die freie Persönlichkeit des Menschen gestellt, und zwar in der Form, daß er das Verdienst Christi sich mindestens schenken lasse. Nur unter dieser Bedingung stellt er ihm die Gerechtereklärung in Aussicht. Letztere erfolgt nicht, wenn der Sünder der Forderung nicht nachgekommen ist. Durch Erfüllung jener Gesetzesforderung nämlich (sich das Verdienst Christi im Glauben schenken zu lassen) wird der Mensch tatsächlich gerecht, natürlich nun durch die Bekleidung mit Christi Gerechtigkeit, aber darin steht er nun auch wirklich schon als ein Gerechter vor Gott da, ehe Gott, nach seiner Heiligkeit und Gerechtigkeit ihn für gerecht erklärt. Diese schließliche Gerechtereklärung besteht aber nicht etwa darin, daß Gott dem Sünder die Gerechtigkeit Christi oder die Vergebung erst noch schenkt oder zueignet, zuspricht (keine kollative Handlung mehr!), sondern lediglich in der Erklärung, daß er diesen Menschen nach gründlicher Prüfung als einen Gerechten vorgefunden habe, daß dieser Mensch „die Gerechtigkeit Christi . . . nun auch für seine Person besitzt und damit auch vor ihm als gerecht und heilig dasteht“, S. 367. So ist nach Herrn Dr. St. der ganze Handel ein durchweg gesetzlicher Prozeß, eine richterliche Handlung im Sinne von

Richten nach den Forderungen der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes, nach dem Gesetz, ein Akt der fordernden Heiligkeit und retributiven Gerechtigkeit Gottes. Er schafft keine Gerechtigkeit, sondern findet sie vor. Gott war Untersuchungsrichter und konstatiert nun seinen Befund; nicht spricht er dem Ungerechten Gerechtigkeit zu, sondern er spricht des Gerechten Gerechtigkeit bloß aus. Er hat — ganz nach der Darstellung der reformierten und der späteren lutherischen Intuitufideidogmatik — nur ein Urteil über den Sünder gefällt, und zwar ein gerechtes, ein Urteil secundum veritatem*).

Ist nun dies die Lehre der Schrift von jener Rechtfertigung aus Gnaden, die Kern und Stern der ganzen Offenbarung und der große und einzige Trost der armen Sünder ist? Nein, es ist sie nicht. Wenn die so beschaffen wäre, würde kein Mensch selig. Es ist eine Karrikatur derselben, in der jeder Zug der wahren Rechtfertigungslehre greulich entstellt und verzogen ist. Es ist ein ganz unnatürliches und widerwärtiges Gemisch von Gesetz und Evangelium.

Hier ist eine Lehre vom Gericht Gottes über den gerechtfertigten Sünder, nicht eine Lehre von der gnädigen Rechtfertigung selbst. Diese ist ein reiner Gnadenakt und hat mit Gottes Gericht nicht das mindeste zu tun, ja steht diesem allen als dessen Antipode

*) Die Rechtfertigung des armen Sünders vor Gott eine richterliche Handlung, ja wohl! So die Schrift, so unser Bekenntnis. Aber hier schiebt sich bei der späteren Dogmatik, nicht aus inhärenter Gesinnung (es wäre unevangelisch, das diesen frommen Leuten zuzuschreiben), sondern rein mittelst eines intellektuellen Fehlers, nämlich durch Verwechslung der Form mit dem Inhalt des Begriffs, ein. Die Rechtfertigung ist eine richterliche Handlung lediglich im formalen Sinne, d. h. sie ist im Gegensatz z. B. zu einer ärztlichen Handlung, die im Menschen vor sich geht und seine persönliche Beschaffenheit ändert, ein zwar über den Menschen aber außer ihm bei Gott vor sich gehender, durchs Evangelium sich realisierender Akt Gottes, der in die Kategorie der Urteile, der Urteilsprüche gehört und das Verhältnis zwischen Gott und dem Sünder ändert. Nicht ist die Rechtfertigung eine richterliche Handlung dem Inhalte nach, d. h. eine Handlung, in welcher Gott vorgefundenes Recht oder Unrecht konstatiert, ausspricht und verdienten Lohn oder Strafe aussteilt. Diese Handlung nennt die Schrift das gerechte Gericht Gottes, Röm. 2, 5, von dem die Rechtfertigung des Sünders das gerade Gegenteil ist. Diese ist nicht ein Urteil der Gerechtigkeit, die dem Sünder zu-

gegenüber, wie die Gnade der Gerechtigkeit, das Evangelium dem Gesetz.

Wir bestreiten niemandem das formale Recht, die Lehre vom Gericht Gottes über den durch die Gnade gerechtfertigten Sünder auch als eine Lehre von der Rechtfertigung darzustellen. Er sollte dann aber erstlich nicht von einer, sondern von zwei Lehren von der Rechtfertigung reden; zum andern sollte er die Gerichtslehre nicht die Lehre von der Rechtfertigung des armen Sünders, sondern die Lehre von der Rechtfertigung des Gerechten nennen. Zum dritten — und das ist die Hauptsache, muß er die beiden gegensätzlichen Lehren so rein voneinander scheiden, daß ihre Elemente nicht durch einander geraten. Dann wäre gegen die zweifache Rechtfertigungslehre wenig einzuwenden. Ihre Berechtigung läge in Folgendem: Bei der Sünde offenbart sich zuerst die Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes im Gesetz in Fluch und Tod, und erst dann die Gnade in der Verheißung Christi. Christus tritt an unsre Statt und trägt unsre Strafe, Jes. 53, und wird unter das Gesetz getan, Gal. 4, und wird gehorsam bis zum Tode am Kreuz, Phil. 2. Die Gnade spricht das Verdienst Christi uns zu, eignet es uns durchs Evangelium im Glauben an und stellt uns dadurch so vollkommen gerecht vor Gott dar, daß selbst Gottes Heiligkeit und Gerechtigkeit nichts verdammliches mehr an uns findet, Röm. 8. So dient also die Gnade gewissermaßen der Heiligkeit und Ge-

erkennt, was ihm von Rechts wegen zukommt (Röm. 4, 4 „aus Pflicht“), sondern inhaltlich ein Ungerechtigkeitsurteil, das dem Ungerechten zuspricht, was ihm von Rechts wegen nicht gebührt, Röm. 4, 5. Die Rechtfertigung ist Aufhebung des gerechten Verdammungsurteils Gottes über den Sünder. Sie ist Gnade anstatt des Rechts, ihrem Inhalte nach; und zwar freie Gnade für die „Unverdienten“, Gnade for *no consideration*. Das hebt Luther besonders Erasmus gegenüber hervor, St. L. XVIII, p. 1869 f. — So ist die Rechtfertigung ein *actus forensis*, aber auch nur so. Aber die Dogmatik beachtete nicht, daß unsere Kirche diesen Ausdruck bloß betonte im Gegensatz zu dem *actus medicinalis*, zu dem die Röminger und Leute wie Andreas Osiander die Rechtfertigung machten. Sie unterschied nicht zwischen Inhalt und Form des Begriffs und über sah dazu, daß die Begriffe *δικαιωσις* nicht bloß und nicht immer eine forense, deklarative, sondern zugleich auch und oft ausschließlich eine dative, kollative, applikative Bedeutung haben, die den Rechtfertigungsakt ein für allemal an die Gnadenmittel bindet. Und im Lauf der Zeit vergaß sie, daß diese richterliche Handlung ein Akt des gnädigen Gerichts Gottes

rechtigkeit Gottes. Ja mehr: Christus ist auch zu dem Zweck gekommen, „daß das Recht des Gesetzes zur Erfüllung komme an uns, sofern (Partizip) wir nicht nach dem Fleische wandeln, sondern nach dem Geiste“, Röm. 8, 4. So ist nach der Schrift das Ziel aller Dinge neben der Verherrlichung der Gnade Gottes auch die Ehre seiner unverletzlichen Heiligkeit und Gerechtigkeit. Diese Gnadenzeit schließt ab mit dem Gericht Christi über die gläubige und ungläubige Welt, erst dann kommt das ewige Los der Sünder, ausgeteilt nach der retributiven Gerechtigkeit Gottes. — So die Schrift, so unsre Bekenntnisse ost, bes. Apologie und C. F.; darum darf auch die Dogmatik diesen Gerichtsakt Gottes über den gerechtfertigten Sünder eine Rechtfertigung nennen und ihn als solchen darstellen, trotzdem daß er ein Akt der fordernden und vergeltenden Gerechtigkeit Gottes ist. Aber wenn sie das tut, so muß sie erstlich diesen Rechtfertigungsakt zu einem rein gesetzlich-richterlichen Akt machen und darf nichts evangelisches, nichts von der Gnade hineinmischen. Sie muß Gott darin auftreten lassen, wie Christum im jüngsten Gericht, in rein richtender, Gerechtigkeit ausübender Tätigkeit. Sie darf nicht reden von Geben, Schenken, Zusprechen, Zuerkennen, Applizieren, der Gerechtigkeit, des Verdienstes Christi — das alles ist Werk der Gnade Gottes (*gratia applicatrix!*) — sondern von Vorfinden (nach gerechter Un-

über den Sünder, ein Akt der Gnade allein, nämlich die gnädige Zusprechung des Verdienstes Christi, die gnädige Vergebung der Sünden, die Absolution ist, und machte ihn zu einem Akt der retributiven Gerechtigkeit, die den Sünder bloß für gerecht erklärt, weil er die vom Gesetz geforderte Gerechtigkeit besitze. Damit war unbedenklich die Verheilvolle Vermischung von Gerechtigkeit und Gnade, von Gesetz und Evangelium in der Lehre von der Rechtfertigung inauguriert, die bei den späteren Dogmatikern zu dem nichtsnutzigen intuitu fidei führte und damit die Verwirrung nur vermehrte. Wieviel das Mißverständnis der Lutherischen Wiedergabe von *δικαιοσύνη τοῦ θεοῦ* mit „Gerechtigkeit, die vor Gott gilt“ zu der Vergesetzlichung des Rechtfertigungsbegriffes beigetragen hat, ist schwer zu ermessen. Sachlich ist er korrekt, und niemand braucht ihn gesetzlich zu verstehen. Stöckhardt hat ihn adoptiert, ohne ihn zu mißbrauchen. Aber angesichts des Mißbrauchs, der mit ihm getrieben werden kann, kann man sich des Wunsches nicht erwehren, daß Luther eine Form gewählt haben möchte, die das zum Ausdruck gebracht hätte, was er eigentlich besagt. Paulus hat ihn aus den Psalmen und aus

terfuchung), Anerkennen, Feststellen, Aussprechen oder Proklamieren der Gerechtigkeit des Gerichteten durch den gerechten Richter. Sie darf vor allem bei diesem Akt der retributiven Gerechtigkeit nicht reden von der Liebe, Barmherzigkeit, Gnade Gottes als der *causa impulsiva interna* desselben; denn die antreibende Ursache dieses gerechten, gesetzlichen Aktes ist die *justitia Dei essentialis*, weiter nichts! Es ist ein Widerspruch in sich selbst, die gnädige Gesinnung Gottes zur Quelle der aus seiner Gerechtigkeit fließenden Handlungen zu machen, wie das so vielfach in der Dogmatik geschieht. Im Gericht, auf dem Forum, wie am jüngsten Tage, wird Gerechtigkeit, Vergeltung geübt, nicht Liebe, Barmherzigkeit, Gnade. Hier ist die Liebe out of place, oder sie macht die Ausübung der retributiven Gerechtigkeit zuschanden; denn diese beiden lassen sich nicht ineinander mischen; während sie in dem Einen Gott neben einander bestehen und beide zu einem Ziel zusammenwirken können, vermöge der Weisheit und Allmacht Gottes, so vernichtet die eine die andre, sobald man sie zusammenmengt. Die Gerechtigkeit ist nicht mehr Gerechtigkeit, die durch die Gnade auch nur temperiert ist; und die Gnade ist keine Gnade mehr, die von der Gerechtigkeit auch nur im geringsten beeinflusst ist. Nein, von einem irdischen Richter nehmen wir einen Eid, daß er nicht Gnade, sondern Gerechtigkeit walten lasse. Um Gnade anstatt des

Jes. 40—66, was leider auch Stöckhardt nicht betont, und dort ist er ein Synonymum von *mischpat* — Gericht oder Recht, *chesed* — Gnade, *jescha* und *j'schua*, *t'schua* — Hilfe, Heil, *emet*, *emunah* — Treue. Er bedeutet eigentlich teils die gnädige Gesinnung Gottes, aus welcher ein gnädiger Richterspruch Gottes erfolgt, teils das Heil, das aus diesem gnädigen Spruch erwächst und das Gott den Seinen mitteilt; bei Jesaias steht es in beiden Bedeutungen, meistens in der letzteren, daher in Verbindung mit *jescha* etc. immer einfach mit „Heil“ zu übersetzen. Der Begriff beruht auf der Vorstellung, daß Gott zu Gericht über die Seinen gefessen, sie verdammungswürdig gefunden hat, in seinem Erbarmen aber über das Elend der Verurteilten den Zorn hat fahren lassen und das verdiente Verdammungsurteil in ein gnädiges Urteil zu Freiheit, Leben und Glück umgewandelt hat. — Dabei ist zunächst nicht daran gedacht, daß diese dem Sünder mitgeteilte Gerechtigkeit (Gerechtigkeitsheil) eine solche ist, die auch vor dem kommenden Gericht Gottes Stich hält, „vor Gott gilt“, sondern der Begriff setzt das Verdammungsgericht schon als abgetan voraus; denn daraus, daß Gott Israel anstatt der verdienten Strafe Gnade, Heil, Herrlichkeit zugewendet hat, ist diese Gerechtigkeit erst entstanden. So ist

Rechts appellieren wir an den Gouverneur, Fürsten, König, der nach seiner Weisheit und Macht entweder dem Recht seinen Lauf oder Gnade für Recht ergehen lassen kann. Sitzt nun Gott im Akt der Rechtfertigung auf dem Richterstuhl, so ist bei diesem Handel die Gnade absolut ausgeschlossen. Aber gerade die Tatsache, daß die Dogmatiker, auch wenn sie von der Rechtfertigung als einem actus forensis im strikt gesetzlichen Sinne handeln, immer wieder von der Liebe und Barmherzigkeit Gottes als der causa impulsiva derselben, von der gnädigen Rechtfertigung reden, daß sie das Ausgnadenseligwerden immer und immer wieder auf diesen Akt der retributiven Gerechtigkeit beziehen, — daß sie auf der andern Seite diese gesetzliche Rechtfertigung immer wieder einmengen in die Lehre von der Gnadenrechtfertigung, die uns durch die Gnadenmittel die Gerechtigkeit, die vor dem richtenden Gott standhält, zu eigen macht — diese Tatsache hat uns die so einfältigen Lehren von der Gerechtigkeit und von der Gnade Gottes, vom Gesetz und vom Evangelium so heillos verwirrt, daß wir bald nicht mehr wissen, wie man und ob man überhaupt noch selig werden kann.

Was Herrn Dr. St.'s Buch betrifft, so ist hiernach aus dem, was wir aus seiner Lehre von der Rechtfertigung mitgeteilt haben, klar, daß sie an derselben Vermischung von Gerechtigkeit und Gnade, Gesetz und Evangelium leidet, wie unsere spätere Dogmatik. „Die bewirkende Ursache (causa efficiens)“ — notabene des richter-

selbstverständlich, daß auf ihre Mitteilung kein Gericht über ihre Besitzer mehr folgt. Es ist die Gnadengerechtigkeit, das Gnadenheil, das Gott den Seinen trotz seiner retributiven Gerechtigkeit bereitet hat, ihnen umsonst mitteilt und durch die er sie „rettet“, Ps. 31, 2. Von ähnlichem Inhalt sind bei Jesaias auch die Begriffe k'dosch Jisrael — der Heilige Israels, und abir Jaakob — der Starke Jakobs, nur daß jeder noch wieder seine besondere Nebenbedeutung hat. Die Septuaginta hat das „Gerechtigkeit“ in Jesaias und den Psalmen mit δικαιοσύνη oder mit ἔλεος, ἐλεημοσύνη — nicht immer richtig — wiedergegeben. Paulus scheint das δικαιοσύνη beibehalten zu haben, weil er es in Gegensatz zu der δικαιοσύνη des Gesetzes, der Werke stellen mußte. — Vgl. übrigens Jes. 61, bes. V. 10 und 11, Ps. 40, 10—12 und Ps. 143, Stellen, die überaus instruktiv für den Gebrauch des Begriffs sind. — In ihrer Tiefe und Fülle werden die neutestamentlichen Begriffe der Rechtfertigung ohne das N. T., besonders Jesaias II und die Psalmen, nicht verstanden. Hier liegt ein lohnenswertes Studium. Hätte die Dogmatik den Ursprung und die Bedeutung der Begriffe δικαιοσύνη θεοῦ, δικαιοῦν im Auge behalten,

lichen Akts — „der Rechtfertigung ist allein der gnädige und barmherzige Gott“. Also die Gnade spricht das Urteil nach den Forderungen der Gerechtigkeit und Heiligkeit Gottes, und diese „erheischt“ wieder das Verdienst Christi und den Glauben. Dabei wird einem so dumm, als ging einem ein Mühlrad im Kopf herum. Wie kann bei solcher Konfusion die Lehre rein bleiben! — Wir wiederholen: Die Rechtfertigung als *actus forensis* darf unter dem Gesichtspunkt der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes dargestellt werden, aber nur wenn sie als rein gesetzlich-richterlicher Akt dargestellt und nichts von der Gnade Christi hineingemischt wird.

Zum andern: wenn das geschieht, so muß die Lehre von der Gnade in absolut reiner Gestalt dieser Lehre voraufgehen. Sie kann äußerlich hinter diese gestellt werden; aber ehe wir den Sünder unter den gesetzlichen Rechtfertigungsakt kommen lassen, müssen wir ihn erst durch die evangelische Rechtfertigung vollkommen gerecht gemacht werden lassen, damit er den gesetzlichen Richterspruch auszuhalten vermag; sonst wird aus dem gesetzlichen Rechtfertigungsakt ein Verdammungsakt. Wie geschieht das? Durch die Gnade! Dadurch, daß Gott vorläufig seine Heiligkeit und Gerechtigkeit sozusagen außer Aktion setzt und seinem Erbarmen („Gerechtigkeit“ bei Jesaias) das Feld einräumt. Vgl. Hesek. 16, 5. 6: „Ich sah dich in deinem Blute liegen“, Hes. 48, 9; 59, 16 ff. Und dies Erbarmen Gottes geht nun ans Werk, sendet Christum, wendet Gottes Heiligkeit und Gerechtigkeit auf sein Haupt, gewinnt die Menschheit als Siegesbeute aus ihrem Gericht, nimmt das Wort von der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes in seinen Dienst, damit es Erkenntnis der Sünde wirke, offenbart und predigt den Sieg Christi — eben diese *δικαιοσύνη τοῦ θεοῦ* — bietet damit das Heil aller Welt an und wirft's ihr umsonst in den Schoß und eignet es den Mühseligen durch das Evangelium und

so wäre sie nicht in den Fehler verfallen, aus dem Rechtfertigungsakt einen *actus forensis* im eigentlichen Sinne (auch seinem Inhalte nach), einen Akt der nach dem Gesetz richtenden und ihren Befund offenbarenden *justitia retributiva* zu machen. — Auch in den Begriff der *imputatio* ist ihr durch das Mißverständnis von Röm. 4, 3 ff. Verwirrung geraten. Das evangelische „zusprechen“ und das gesetzliche „anrechnen“ mischt sich immer wieder durcheinander, wie bei Dr. St. auch.

die Sacramente ohne all deren Zutun frei zu, womit sie so gerecht sind, daß keine Gerechtigkeit Gottes sie mehr verdammen kann. Und gerade dies Werk der Gnade ist es, was die Schrift die gnädige Rechtfertigung des Sünders, oder auch die Vergebung der Sünden, Erlassung der Sünden, Absolution (Joh. 20, 23), die Reinigung von der Sünde nennt. Und das bonum justificum ist die Zidkat Jehovah, die *δικαιοσύνη Θεοῦ*, die Gerechtigkeit, „die vor Gott gilt“, die Gerechtigkeit des Glaubens, aus dem Glauben, durch den Glauben, zum Glauben, auf den Glauben, die Gerechtigkeit, die dem Glauben zugerechnet wird; ja das Ganze heißt wohl die Gnade, die Versöhnung, die Erlösung durch sein Blut und noch anders. — Dem allen aber liegt zu grunde als *causa impulsiva interna*, als Quelle, Wurzel und Ursache — nicht, nicht die Heiligkeit und Gerechtigkeit mit ihrem Fordern und Vergelten, sondern einzig und allein die grundlose und unergründliche Gnade Gottes.

Das Wort von dieser Gnade nennt die Schrift das Evangelium im Gegensatz zu der Lehre von den Forderungen der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes, dem Gesetz.

Ebenso falsch ist es, daß die Gerechtigkeit und Heiligkeit Gottes den Glauben erheische. Sie fordert nichts der Art. Wo man das in der Schrift zu finden meint, hat man es erst hineingetragen durch Vermischung von Gesetz und Evangelium. Das Gesetz fordert ja den Glauben (1. Gebot: „Gott fürchten, lieben und vertrauen“); aber da ist er gefordert als sittliche That, als Tugend, als moralisches Verhalten und hat mit Christo und dem Ergreifen seines Verdienstes rein nichts zu tun. In der Rechtfertigung aber kommt der Glaube nicht als ein Stück Moral, sondern lediglich als *Konnectionsmittel* mit Christo, als *ὄργανον ληπτικόν* des Verdienstes Christi, in Betracht. Und als solches ist der Glaube nicht durch die Heiligkeit und Gerechtigkeit, sondern durch die Liebe, die uns Christum zum Heiland gemacht und ihn uns durch Wort und Sacrament darreicht, „gefordert“, ist Frucht und Wirkung, Folge und Resultat der evangelischen Rechtfertigung, geht dieser nicht voran, wie Herr Dr. St. kraft seiner Vermischung von gesetzlicher und evangelischer Rechtfertigung immer wieder behauptet, sondern folgt aus ihr und fließt aus ihr. Man hätte sich viel Zeit und Mühe, Papier und Tinte er-

sparen können, wenn man die gesetzliche und die evangelische Rechtfertigung nicht immer ineinander gemengt, sondern klar geschieden hätte. Die langatmigen Auseinandersetzungen darüber, ob der Glaube begrifflich und zeitlich der Rechtfertigung vorangehe oder nachfolge oder gleichzeitig mit ihr sei, wären dann von selbst weggefallen. In der evangelischen Rechtfertigung folgt der Glaube nach als Wirkung des Wortes, der Taufe, Röm. 10, 17; 1. Petr. 1, 23; Tit. 3, 5; in der gesetzlichen Rechtfertigung geht er ebenso klar voran, Luc. 18, 8; Jer. 5, 3.

Und in den Akt oder die verschiedenen Akte dieser gnädigen, evangelischen Rechtfertigung darf nun nichts aus der gesetzlich-richterlichen Rechtfertigung, überhaupt nichts vom Gesetz eingetragen werden, wenn nicht der ganze Heilsweg unklar und in einen gesetzlichen verwandelt werden soll. Es ist aber schon Einmischung des Gesetzes ins Evangelium, wenn man, wie Herr Dr. St., sagt, daß „die Heiligung und Gerechtigkeit Gottes Christi Verdienst erheische.“ Die Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes fordert nichts dergleichen. Wo steht das in der Schrift? Sie fordert Bestrafung der Sünde, weiter nichts. Sie fordert nicht Genugtuung im Sinne der Sühne. Sie bleibt Gerechtigkeit und Heiligkeit, auch wenn ihr keine Genugtuung geleistet wird, wenn nur die Sünde bestraft wird, was durch den ewigen Tod geschieht, was nie und nimmer zur Genugtuung oder Sühne der Sünde wird. Genugtuung und Sühne sind evangelische oder Gnadenbegriffe. Die Gerechtigkeit Gottes strafft den Sünder oder dessen Stellvertreter Christus, aber sie fordert oder heischt Christi Menschwerdung, Gehorsam, Leiden und Sterben nicht im geringsten, sowenig wie sie die Erlösung, Rechtfertigung, Befehrerung, Heiligung und Seligmachung der Sünder fordert. Sie „fordert“ bloß Tod und Verdammnis für den Sünder. Welches Tages du davon issest, wirst du des Todes sterben! Verflucht ist, wer meiner Gebote fehlet, Punktum! Christus und sein Sühnewerk in Gehorsam und Leiden, eben Christi Verdienst, ist lediglich Frucht der erbarmenden Liebe und rettenden Gnade. „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab etc.“ Der eine Spruch sagt alles. Die Gerechtigkeit Gottes hat mit dem allen rein nichts zu tun, bis es als Lösegeld für den Sünder vor sie kommt im Gericht, in der richterlichen Rechtfertigung. Die

Lehre von der *satisfactio vicaria Christi* als einer Forderung der verletzten Ehre des heiligen Gottes ist keine Schriftlehre, sondern aus dem spekulativen Kopf Anselms entsprungen. Und solange wir dies Ruckucksei, daß er uns in das Nest der Dogmatik gelegt, immer wieder ausbrüten, werden wir die Lehre von der Rechtfertigung nicht rein kriegen; es muß einfach hinausgeworfen werden, denn es ist Gesetz ins Evangelium, Gerechtigkeit in die Gnade hineingepfuscht. Ohne Zutun des Gesetzes (Röm. 3, 21!), aus Gnaden ist Christus unser Stellvertreter, unser Gnadenstuhl, die Veröhnung für unsre Sünden, unser Seiland. Die Gnade hat uns in Christo eine Gerechtigkeit bereitet, die Gottes Richtergerichtigkeit nie gefordert hat, aber wohl wird stehen lassen müssen, Röm. 10, 4. 11.

Und gerade die Lehre von der *gratia applicativa* muß peinlich rein gehalten werden von jeder Vergesetzlichung durch die Lehre von einer Rechtfertigung im gesetzlich - richterlichen Sinne. Die evangelische Rechtfertigung geschieht durch das Wort und die Sakramente. Schmalk. Artikel: „Und in diesen Stücken . . . ist fest darauf zu bleiben, daß Gott niemand seinen Geist oder Gnade gibt, ohne durch oder mit dem vorhergehenden äußerlichen Wort.“ „Darum sollen und müssen wir darauf beharren, daß Gott nicht will mit uns Menschen handeln, denn durch sein äußerlich Wort und Sakrament,“ p. 321. 322. Luther: „Nun hat es Gott also geordnet, daß dieser Schatz durch die Taufe, das Sakrament des Abendmahls und äußerliche Wort uns gegeben und dargereicht wird“, St. L. XIII, p. 916 f. „Sei du gewiß, daß Gott keine andre Weise hat, die Sünde zu vergeben, denn durch das mündliche Wort, so er uns Menschen befohlen hat. Wo du nicht die Vergebung im Wort suchst, wirst du umsonst gen Himmel gaffen“. XIX, 946. Ebenso heißt es in der Apologie: „*Ideo justificatio fit per verbum, si tantum fit justificatio per verbum etc.*“, Art. IV, p. 98, 99. — Das Evangelium selbst also ist die tatsächliche Absolution. Es ist nicht bloß eine Predigt oder Abhandlung über die Rechtfertigung, oder eine bloße Lehre und Anweisung, wie Gott sie mitteile und wie man sie erlange, sondern das geschriebene oder gepredigte Evangelium ist selbst die Rechtfertigungshandlung, gerade wie Taufe und Abendmahl, darin Gott über den Sünder in einem gnädigen Gericht

fißt und den Gottlosen gerechtfpricht, ihm das Verdienst Christi und damit die Vergebung der Sünden zu spricht, schenkt, als sein Eigentum vermachet, versiegelt. Wie wirksam dieser göttliche Akt in Wort, Taufe, Abendmahl, Absolution sei, darüber vergleiche Luthers Beispiel von dem geschenkten Schloß in seiner Schrift über die Schlüssel, XIX, 946 f. Ja, sie ist so wahrhaftig und gewiß eine tatsächliche und wirkliche Rechtfertigung oder Vergebung, daß Luther mit Recht sagt: „Wer nicht glaubt, daß er (durch den Löschlüssel) los sei und seine Sünde vergeben, der solls mit der Zeit auch wohl erfahren, wie gar gewiß ihm seine Sünden jetzt vergeben sind gewesen, und ers nicht hat wollen glauben. St. Paulus spricht Röm. 3, 3: Um unser Unglaubens willen wird Gott nicht fehlen,“ *ibid.* An diesem Punkte setzt sich nun die Vermischung von Gesetz und Evangelium abermals fest. Der Intuitufideismus leugnet, daß das Evangelium in Wort, Taufe und Abendmahl tatsächliche Absolution oder Rechtfertigungsakt Gottes sei; der Rechtfertigungsakt geht im Herzen Gottes, im Himmel, vor sich.*) Man unterscheidet Rechtfertigungsakt und Rechtfertigungspredigt, — was an und für sich schon wieder eine Verwechslung des gesetzlichen und des evangelischen Rechtfertigungsaktes ist —, und reduziert dann die *vis dativa* oder *collativa* des Evangeliums auf eine bloße *vis exhibitiva*, auf ein bloßes Anbieten der Rechtfertigung. So nicht bloß durchweg bei Herrn Dr. Stellhorn,

*) Auch dieser Gedanke treibt sich viel in der Dogmatik herum und trägt viel dazu bei, die Köpfe zu verwirren. Wer Matth. 18, 18; 16, 19; Joh. 20, 23 recht versteht, der weiß und bekennet mit Luther (bes. in seiner Schrift von den Schlüsseln), daß in Gottes Herzen im Himmel weder ein Verdammungs- noch ein Rechtfertigungsakt, losgelöst von dem Akt, der hier auf Erden durchs Gesetz oder durchs Evangelium geschieht, vor sich geht. „Dieser ging hinab gerechtfertigt in sein Haus vor jenem“, „wer glaubt, ist gerecht,“ „gerecht geworden durch den Glauben“ — in solchen und ähnlichen Ausagen der Schrift soll die Darstellung begründet sein. Es ist aber nur dies damit gesagt, daß der im Evangelio liegende Rechtfertigungsanspruch in diesem bestimmten Falle — nicht erst rechtskräftig und wirksam — sondern erfolgreich geworden ist. Daß das vor Gott vor sich geht, ist selbstverständlich. Es wird aber sofort zu einer falschen Vorstellung, sobald wir diesen Vorgang von dem Akt Gottes, der auf Erden durchs Wort geschieht, loslösen. — Niemand hat ausführlicher und gründlicher darüber geredet als Luther in der oben erwähnten Schrift. — Es ist das ein Punkt, ohne dessen Verständnis niemand recht von der Rechtfertigung

sondern mehr oder minder bei allen intuitivideistischen Dogmatikern. Und dies ist dann der Punkt, in welchem sich die Bedingung in das Evangelium hineinschleicht. Das Evangelium kann kein unbedingtes Rechtfertigungsurteil sein vor dem Glauben, weil doch tatsächlich der Glaube erst die Rechtfertigung besitzt. Kein Nichtglaubender wird tatsächlich gerechtfertigt. Wären nun das Wort und die Sakramente unbedingtes Rechtfertigungsurteil, so müßte doch auch bei dem Nichtglaubenden das Urteil Gottes in Kraft treten und ihn ohne Glauben selig machen. Dies ist rationalistische Argumentation. Als Antwort genügt vollständig das oben zuletzt zitierte Wort aus Luther mit der Hinweisung auf Röm. 3, 3. Es folgt nicht, daß die Schenkung des Schloßes keine wirkliche Schenkung gewesen ist, wenn der Beschenkte das Schloß nicht angenommen hat. Das Argument gegen den Satz, daß das Evangelium Rechtfertigungsurteil sei, geht auch gegen alle diejenigen Sätze, daß das Evangelium das Rechtfertigungsurteil tatsächlich gebe, schenke, mitteile, vermache, versiegle. Aber wie mit rationalistischer Begründung, so wird nur kraft der Einmischung des Gesetzes ins Evangelium die rechtfertigende oder absolvierende Kraft des Evangeliums auf eine bloße — und dann natürlich bedingungsweise geschehende — Anbietetung beschränkt. Es ist das Gesetz, das bloß anbietet und nichts bedingungslos gibt. Aus dem Gesetz allein kommt diese

Rechtfertigung lehren oder predigen kann. Es ist die rechte Lehre von den Gnadenmitteln. Gott hat sich uns nur im Wort geoffenbart; dort hat er uns verdammt, und dies Wort wirkt fort und verdammt uns fortlaufend (Gen. 2, 17; Deut. 27, 26; 30, 11 ff); ein anderes Verdammungsurteil Gottes über uns gibt es nicht. Ebenso absolviert er uns einzig und allein und fortlaufend im Evangelium (Joh. 20; Matth. 16; Röm. 10, 6 ff), und einen anderen Rechtfertigungsakt Gottes gibt es nicht. Der Fehler liegt darin, daß man immer wieder Gott von seinem Wort trennt, anstatt ihn allein im Wort stecken zu lassen. Was Gott außerhalb seines geoffenbarten Wortes tut, kann ich nicht wissen, geht mich daher auch nicht das geringste an, selbst ob er mich rechtfertigt oder verdammt. Er hat mich an sein geoffenbartes Wort gewiesen; da muß ich ihn als verdammen oder rechtfertigenden Gott finden. — Der Punkt ist darum so wichtig, weil ohne ihn kein Mensch zur Gnade und Gewißheit seiner Rechtfertigung kommen kann. — Gerade weil das Intuitivideevangelium den Rechtfertigungsakt aus dem Evangelium herausnimmt und in das „Herz“ Gottes verlegt, leugnet und vernichtet es alle Gnadengewißheit.

Idee ins Evangelium. Dort ist sie selbstverständlich, denn das Gesetz setzt die Erfüllung seiner Forderungen, unsere Leistung voraus als Bedingung seiner Verheißungen. Das Evangelium unterscheidet sich eben dadurch vom Gesetz, daß es keine Leistung, kein Werk, auch kein Lassen, kein sich schenken lassen, in sich wirken lassen vom Menschen fordert, sondern alles aus Gnaden selbst gibt und wirkt, was zu unsrer Seligkeit gehört. Darum hat es keinen Sinn, die vis applicativa des Evangeliums auf eine bloße vis exhibitiva herabzuschrauben. Das ist eine tatsächliche Kastation der Gnadenlehre. Non est gratia ullo modo, quae non est gratia omni modo. Welch ein Trevel an der Gnade! Wie grausam gegen den armen Sünder! Er muß einmal — in dem gesetzlichen Rechtfertigungshandel — vor die flammenden Augen der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes treten und eine vollkommene Gerechtigkeit aufweisen. Das ist schlimm genug — an und für sich geredet. Und nun kommt vorher Gottes Gnade im Evangelium und — gibt sie ihm nicht gleich, sondern verspricht sie bloß bedingungsweise, bietet sie ihm bloß an, mehr nicht. Warum denn nicht? Ist denn die Gnade nun nicht gnädig genug? Ginge ihr das zu weit? Wäre das des Dinges allzubiel? Ja, so etwas kann nur der in die Gnade hineinlesen, dessen Gedanken mit den Vorstellungen vom Gesetz getränkt sind. Das wäre ja der älteste Bruder, der scheinbar dazu sieht, daß der Vater so parteiisch, so unvernünftig gütig und verschwenderisch in seiner Gnade ist gegen den Lumpen von jüngstem Sohn! Aber Gott sei unendlich Lob und Dank, daß er so reich ist an Barmherzigkeit und Gnade, daß er seine Gnade nicht bloß — „kräftig“, sagt man noch — anbietet, sondern ein Gott, der seinen Ruhm vor allem darein setzt, daß er Sünde einfach vergibt und erläßt die Missethat den Uebrigen seines Erbtheils, „barmherzig und gnädig und geduldig und von großer Gnade und Treue, der da beweist Gnade in tausend Glied (d. h. ohne Limitation!) und vergibt Missethat, Uebertretung und Sünde, „trotzdem“ oder „obwohl“ er niemand unschuldig sein läßt*). Wer der Gnade in der evangeli-

*) O daß Luther gesehen hätte, daß das hebräische *ve* hier nicht mit „und“, sondern mit einer dieser beiden Konjunktionen hätte wiedergegeben werden müssen! Daß wir doch begreifen möchten mit allen Heiligen, welches da sei die Breite und die Länge und die Tiefe und — die vierte Dimension! — die Höhe — nicht der Kirche, wie Stöckhardt hier will, sondern — der Liebe Gottes, die alles Begreifens spottet.

sehen Rechtfertigung die unbedingt schenkende Kraft nimmt und sie auf eine bloß anbietende herabdrückt, der schneidet ihr die Seele heraus und läßt uns bloß einen Schatten von Gnade übrig, der nicht selig macht, und tut das aus seinen gesetzlichen Vorstellungen heraus; er trägt das Gesetz in die Gnade hinein, vermischt gesetzliche und evangelische Rechtfertigung.

Ebenso ist es mit dem Verhältniß des Glaubens zur Rechtfertigung, mit der Rechtfertigung unter der Bedingung des Glaubens. Das Evangelium oder die Rechtfertigung oder das Verdienst Christi fordert, erheischt den Glauben. Das ist ja unumstößliche Tatsache. Aber es heißt nun wieder Gesetz und Evangelium vermischen, wenn man dies Fordern und Erheischen von gesetzlicher Art sein und aus der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes hervorgehen läßt, wie Herr Dr. St. das tut. Wir müssen doch lernen, daß die evangelische Forderung, die Forderung der Gnade, ganz anderer Art ist als die des Gesetzes, der Heiligkeit Gottes. Unfre Dogmatiker haben das noch gefühlt und machen daher zwischen der Bedingung, die das Gesetz und der, die das Evangelium stellt, den Unterschied: „Particula ‚si‘ aut est *αιτιολογική*. aut *συλλογιστική*, i. e. designat *causam* vel *consequentiam*. In concionibus legalibus: ‚Si feceris hoc, vives‘, particula ‚si‘ est *αιτιολογική*, siquidem obedientia est *causa*, propter quam servantibus legem datur vita aeterna; sed in evangelicis promissionibus: ‚Si credideris, salvus eris‘, particula ‚si‘ est *συλλογιστική*, denotatur enim *modus applicationis* divinitus constitutus, soli fidei competens.“*) So Gerhard bei Walther — Baier III, 268. Manche Dogmatiker machen diesen Unterschied nicht mehr, und Herr Dr. St. auch nicht. Damit wird das Evangelium ganz und gar vergefälscht, die Lehre von der Rechtfertigung wird in ihrem Herzen verderbt. Von dem gesetzlichen Wenn aus folgt nun notwendig das

*) Die Partikel ‚wenn‘ ist entweder aitiologisch oder syllogistisch, d. h. sie bezeichnet entweder die Ursache oder die Folge. In gesetzlichen Verkündigungen: „Wenn du das tust, wirst du leben“, drückt sie die Ursache aus, weil der Gehorsam die Ursache ist, um doretwillen den Tütern des Gesetzes das Leben gegeben wird; aber in evangelischen Verheißungen: „Wenn du glaubst, wirst du selig“ ist sie folgebefagend, es wird nämlich damit bezeichnet der göttlich festgesetzte Modus der Zuwendung, der allein beim Glauben statt hat.“

Eingehen der freien Persönlichkeit auf die Forderung, sonst hat sie keinen Sinn. „Wenn“ — was? — Antwort: — „Du tust!“ Hier ist der Synergismus, ja, der Ergismus nicht mehr zu vermeiden, er ist schon fertig. Wir bekommen eine Rechtfertigung durch des Menschen Tun, auch wenn man dies Tun in ein bloßes Inschwirkenlassen setzt. Wir wissen, daß der Mensch es ist, an den das Wenn der Verheißung gerichtet ist. Der Mensch selbst muß glauben, wenn ihm die evangelische Rechtfertigung wirklich etwas nützen soll. Wer nicht glaubt, ist trotz aller wirklichen Rechtfertigung oder kräftigen Absolution verdammt. Aber daraus folgt nicht, daß der Mensch den Glauben als seinen Beitrag zu seiner Befeligung stellen muß; sondern aus der tatsächlich fertigen Absolution folgt, kraft der in ihr selbst liegenden Art, daß der Mensch sie hinnehme. Das ist Art und Natur, Zweck und Ziel einer Schenkung, daß sie angenommen werde. Der bloße Begriff des Schenkens, Gebens fordert den des Empfangens und Nehmens, setzt ihn voraus als sein unveräußerliches Pendant. Die Handlung des Gebens hat keinen Sinn, wenn auf der andern Seite kein Nehmen folgt. Zu der Schraube gehört eine Mutter, zum Licht das Auge, zum Schall das Ohr. Auch ohne Ohr ist die Vibration der Luft da, die die Physiker Schallwellen nennen; aber ohne Gehörsinn werden sie von niemand als Schall empfunden. So gehört der Glaube zum Verdienst Christi, zur evangelischen Rechtfertigung, nicht weil sie erst noch werden, zustande kommen soll, sondern weil sie da, vorhanden, fertig ist als Handlung Gottes. Der Glaube soll auf sie folgen, wie das Nehmen aufs Schenken, sonst hat Gott umsonst gegeben, und die Schenkung nützt dem Sünder nichts.

Und nun sagt die Schrift, daß derselbe Gott, der durch Wort und Sakrament dem Sünder vor allem Glauben das Urtheil der Rechtfertigung spricht, auch durch dasselbe Evangelium den Glauben, der das Urtheil ergreift, in ihm wirkt. Es ist überflüssig, hier auf Schriftstellen hinzuweisen. Gott wirkt ihn allein, ohne den Menschen, durch seinen Geist in Wort und Sakrament. Der Mensch ist bloß, wie in der Rechtfertigung *subjectum justificandum*, so hier *subjectum convertendum*. Die freie Persönlichkeit Herrn Dr. St.'s hat hier mit ihrem formalen Verstand und formal freien Willen weder etwas zu tun noch zu lassen, sondern bloß da zu sein, weil Gott nicht den Wind, auch kein Tier oder einen

Nach, sondern einen Menschen rechtfertigen und zum Glauben bringen will; was hier zu tun oder zu lassen ist, besorgt Gott allein am und im Verstand und Willen. Er schafft sie durchs Evangelium um zu einem gläubigen Verstand und Willen. Dann ist Schraube und Mutter, Schall und Ohr, Christus und der Glaube zusammen, und der Mensch steht da mit dem Blut Christi bekleidet in einer so vollkommenen, überflüssigen — („doppelten“ Jesai. 40, 2 und 61, 7) — Gerechtigkeit und Herrlichkeit, daß die feuerflammen- de, alles verzehrende Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes in dem schärfsten gesetzlichen Rechtfertigungsakt, ja auch im Feuer des jüngsten Gerichts, nichts verdammliches an ihm mehr finden wird. Die „freie Persönlichkeit“ ist eine Forderung des Gesetzes, der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes, nicht der Gnade im Evangelium. Summa, wer von einer Rechtfertigungshandlung Gottes nach den Forderungen der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes reden will, der muß alle Forderungen Gottes in diese Lehre hineinstecken und Christum und den Glauben herauslassen. Er muß eine evangelische Rechtfertigung vorangehen lassen, aus der jede gesetzliche Forderung herausgenommen ist und in welcher Gott den Menschen durch seine Gnade und seinen Geist im Wort ohne dessen Zutun bedingungslos durch Zurechnung des Verdienstes Christi*) im Glauben vollkommen gerecht macht. Wer die gesetzliche und die evangelische Rechtfertigung mit einander vermengt, der verdirbt uns das ganze Wort Gottes und predigt ein „ander Evangelium“.

Und noch ein drittes muß der tun, der Gottes Heiligkeitsgericht über den Sünder die Rechtfertigung nennt: Er muß jeder dieser beiden Rechtfertigungen die ihnen gebührende Stellung in seinem Lehrgebäude geben und jede recht anwenden, d. h. er muß die evangelische

*) Die *justitia imputata*! — Auch hier Verwirrung! Die *imputatio*, der *λογισμός*, das *λογίζεσθαι* als *actus forensis*, ja. Aber ein Akt der for- zerbundenen Heiligkeit und retributiven Gerechtigkeit Gottes, wie er immer wieder dargestellt wird? — Ist die Zurechnung der Gerechtigkeit oder Nicht- zurechnung der Schuld in Rf. 32, 2; 130, 3; Röm. 4, 3. 6. 8. 10. 23. 24; 2. Kor. 5, 19; Phil. 3, 9 denn nun ein Akt, in welchem Gott „*tanquam judex hominis a lege accusati, et peccatorum convicti, simul tamen in Christum credentis, causam sic cognoscit, ut illum quidem propria justitia destitutum et mortis ac damnationis aeternae reum esse, deprehendat, Christi meritum autem fide apprehensum ita ad eum pertinere judicet seu ei*

Rechtfertigung ins Zentrum und seine gesetzliche an die Peripherie rücken, jene groß und allbedeutend für den armen Sünder, diese klein und zu nichts für den Gläubigen machen; während umgekehrt den Unbußfertigen diese allein groß und jene als für sie nicht vorhanden dargestellt werden muß. Darüber brauchen wir wenig Worte zu verlieren. Jene, die Rechtfertigung aus Gnaden, ist Evangelium, das Evangelium; diese, die Rechtfertigung nach der Gerechtigkeit, ist Gesetz, das Gesetz. So muß jene die Stellung einnehmen, die das Evangelium in der Schrift und im Heilsplan hat, diese die Stellung des Gesetzes. Das Gesetz gehört dem Sicherem, Unbußfertigen und dem alten Adam im Christen; das Evangelium dem durchs Gesetz Getroffenen, dem Mühseligen und Beladenen. Und nun wissen wir wohl, daß nicht das Gesetz die Sonne und das Evangelium der Mond, sondern daß das Evangelium das große und das Gesetz das kleine Licht in der Heilsoffenbarung Gottes ist. Das weiß jeder Christ und die ganze Kirche und auch die Theologie; darum hat sie die Lehre von der evangelischen Rechtfertigung stets als das eigentliche Herz der christlichen Lehre dargestellt. Wir wissen, welche alles überragende Bedeutung gerade Luther für diese Lehre in Anspruch nimmt. Aber das ist der Fehler des Intuitivfideismus, daß er aus der evangelischen Rechtfertigungslehre erst eine gesetzliche macht und dann diese doch in den Mittelpunkt der christlichen Wahrheit stellt, gerade als wäre sie noch die alte. Und die Lehre von der evangelischen Rechtfertigung, die sie erst ihres vollen Inhalts entleert und zu einer bloßen Anbiederung der Gnade herabgepreßt hat, schiebt sie in den Winkel und nimmt sie bloß zu Hilfe, — wie ihr freilich in dieser Gestalt auch gebührt,

imputet, ut propterea non amplius pro peccatore habeat, sed ab accusatione et obligatione ad poenam absolvat? Ist sie nicht ganz klar, wenn auch formal richterlicher Art, jedoch in ihrem eigentlichen Inhalt ein Akt der mitteilenden Gnade? — Dies Beispiel zeigt, welche Gefahr die dogmatische Darstellung in sich birgt, wenn sie nach einem System arbeitet und alles logisch klar und vorstellbar kriegen will. Gott hat den durchs Evangelium schon Gerechtigten vor sich und sitzt nun über ihm als *judex*, cognoscit causam, findet Christi meritum bei dem Menschen fide apprehensum und nun *judicat* er, *id ad eum pertinere*, oder er *imputat* ihm das jetzt erst! Und infolge davon *habet* er ihn non amplius pro peccatore, sed ab accusatione et obligatione ad poenam *absolvit*!!

denn sie macht ja ohne die gesetzliche Rechtfertigung nicht gerecht, weil sie nur bedingte Gnade feilbietet.

So ist der Rechtfertigungslehre des Intuitufideismus das Urtheil gesprochen. Sie ist weder reines, scharfes Gesetz noch reines, volles Evangelium, sondern ein Gemisch von beiden. Als solche will sie die Hauptlehre der Offenbarung Gottes sein und — verdirbt die ganze Heilslehre.

In ihr liegen die Wurzeln der intuitufideistischen Gnadenwahllehre. Letztere hätte absolut keinen Sinn und wäre nie entstanden, wenn ihr nicht die intuitufideistische Rechtfertigungslehre vorhergegangen wäre. Wir werden gerechtfertigt intuitu fidei, das heißt, Gott spricht uns Sünder gerecht auf Grund des Gesetzes; die Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes fordert im Gesetz von uns Menschen, daß wir, in Ermangelung der eignen Gerechtigkeit, das Verdienst Christi im Glauben anhaben. Das Gesetz fordert, daß wir uns diesen Glauben ohne Zwang schenken lassen. Wenn wir das tun, so will uns Gottes Heiligkeit und Gerechtigkeit von der Sündenschuld frei sprechen — intuitu fidei, in Ansehung, aus Rücksicht auf unsern Glauben. Wenn wir nun klare Logiker und gegen uns selbst aufrichtig sind, so sagen wir offen heraus: um des Glaubens willen; noch besser um deswillen, daß wir als sittlich noch nicht ganz verkommene Menschen den Glauben in uns haben wirken lassen. — So heißt intuitu fidei gerechtfertigt werden nichts andres, als durch die Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes, auf Grund der vom Gesetz geforderten und mittelst der Gnade und unsrer freien Zustimmung hergestellten Glaubensgerechtigkeit als Gerechte proklamiert werden. Die Intuitufideirechtfertigung ist diejenige Rechtfertigung, in welcher Gottes Gerechtigkeit und Gnade, Gesetz und Evangelium aufs innigste gemischt zur Rechtdarstellung des Sünders zusammenwirken. Wo aber eine Rechtfertigung allein aus Gnaden, allein durchs Evangelium gelehrt wird, da hat der Glaube auch seine Stelle, — nämlich als das auf die Rechtfertigung folgende und durch sie gewirkte Mittel der Aneignung ihrer selbst —, aber er ist nicht Gegenstand des intuitus der Heiligkeit und Gerechtigkeit, auf Grund dessen diese ihm das Zeugnis des Gerechtheits ausstellt. Es ist nach dem Gesagten kaum mehr nötig, auf Röm. 4, 3. 5 (Gen. 15, 6; Gal. 3, 6), „dem wird sein Glaube zur Gerechtigkeit gerechnet“ einzugehen. Wir fragen bloß: Tut dies Zu-

rechnen die Gnade oder die Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes? Wenn die letztere, so kommt der Glaube, als von ihr gefordert, hier als ein Werk des Gesetzes, also des Menschen in Betracht, fíntemal die Gerechtigkeit Gottes den Glauben als Annahmemittel des Verdienstes Christi nicht fordert, wie wir oben nachgewiesen haben. Und so faßt hier den Glauben Herr Dr. St., wie wir auch gezeigt haben, und beweist damit nur, daß er sich seine Lehre von der Rechtfertigung durch das Gesetz hat verderben lassen*). Ist die Zurechnung des Glaubens aber ein Akt der Gnade allein, so kann der Glaube hier nur in Betracht kommen insofern er einen reinen Gegensatz bildet gegen die Zurechnung des Werklohns aus Schuldigkeit, und will der Sache nach nichts andres sagen, als daß wir nicht durch die Werke, sondern umsonst, ohne unser Tun oder Lassen, allein aus Gnaden gerecht gemacht werden, wie Paulus in R. 16 spricht: „Derhalb en muß die Gerechtigkeit durch den Glauben kommen, auf daß sie sei aus Gnaden.“ Das ergibt der ganze Skopus, besonders aber Pauli Auslegung und Verwertung des 32. Psalms in R. 6—8. Mit Recht haben unsre Alten hier eine Synekdoche gesehen und den Glauben für das Geglaubte, die Verheißung, gesetzt gefunden. So auch unser Bekenntnis, C. F. p. 617.

So ist denn Vermischung von Gesetz und Evangelium in der Lehre von der Rechtfertigung die eigentliche Quelle des ganzen Intuitivfideievangelioms. Die Heiligung und Gerechtigkeit Gottes mit ihren Forderungen wurde in die lediglich schenkende und wirkende Gnade eingemengt, und nun trieb naturnotwendig alles auf den einen Punkt: das menschliche Verhalten, zu, auf die Frage, ob der Mensch den Glauben in sich werde wirken lassen, resp. der gratia operans nicht ein unüberwindliches Widerstreben entgegenstellen. Das ist für die Intuitivfideisten der Angelpunkt der ganzen Frage; er ist es auch in Herrn Dr. St.'s Buch. Von diesem Punkt aus mußte man, weil man das Gesetz, oder die Heiligkeit und Gerechtigkeit Got-

*) Wie durchaus gesetzlich die Intuitivfideirechtfertigung ist, geht auch daraus hervor, daß sie den ganzen Handel schließlich auf das Gebiet der Befehrung hinüberspielt. Nicht mehr kommt der Glaube als gottgewirktes Annahmemittel der Gnade in betracht, sondern es ist immer die Frage, ob der Mensch den Glauben als Annahmemittel in sich habe wirken lassen, ob der Mensch diese vom Gesetz geforderte sittliche Leistung vollbringen werde.

tes, als das Rechtfertigungsprinzip festhielt, mit unvermeidlicher Konsequenz auf die krampfhafteste Betonung und Festhaltung der „formalen“ Freiheit des Menschen, die „freie Persönlichkeit“, die „ethische Persönlichkeit“ (Schmidt) und der Widerstehlichkeit der Gnadenwirkung kommen, — was Herr Dr. St., von seinem Standpunkt aus ganz mit Recht für die Hauptfrage im ganzen Gnadenwahlstreit erklärt, weil er von der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes ausgeht.

Wollen wir aus diesem unseligen Zwiespalt heraus und wieder zur Einigkeit kommen, so müssen wir nicht mehr über die Lehre von der Gnadenwahl, auch nicht mehr über die Lehre von der Bekehrung handeln. Das ist jetzt verbrauchtes Material. Noch verkehrter wäre es, uns jetzt auf der Frage von der Widerstehlichkeit oder Unwiderstehlichkeit der Gnade und auf deren Gegenpol, der freien Persönlichkeit des Menschen, festsetzen zu wollen. Niemand behauptet die Unwiderstehlichkeit der Gnade, und niemand leugnet die „formale“ Freiheit der Persönlichkeit, wir zeigen nur auf, daß in der Wirksamkeit der Gnade ein Geheimnis liegt und daß man mit der Freiheit nichts ausrichtet, wenn man sie nicht zur geistlich-sittlichen Freiheit machen will, — was Herr Dr. St. immer tut, ohne es sich selbst zu gestehen. — Nein, wir müssen in die Lehre von der Rechtfertigung und von da in die Lehre vom Unterschied des Gesetzes und Evangeliums zurück. In der Unklarheit über Wesen, Zweck und Funktionen beider, in ihrer Vermischung liegt der Ursprung des ganzen Intuitufideievangelioms.

Wir streben naturgemäß nach Wiedervereinigung unserer zerrissenen lutherischen Kirche. Welche Gnade, wenn sie zustande käme! Aber nun heißt es doch den Kopf klar behalten und sich nicht von Gefühlen in eine bloße Scheinverbrüderung blind hineintreiben lassen. Gott behüte uns vor dem Synkretismus, denn er ist weder Gott noch Menschen treu. Wir sind derzeit nun einmal uneinig im Geist. Das gilt es zu erkennen, anzuerkennen und zu untersuchen, wo die Grunddifferenzen liegen. Es ist gar nichts damit gewonnen, daß wir uns in dieser Uneinigkeit vereinigen; es hieße nur ein Babel herstellen. Nichts kann förlicher sein als ein „Opgjör“; auch mit einem geſlickten und ausgebeſſerten „Opgjör“ ist uns nicht geholfen, denn unsere Differenzen liegen nicht in verschiedenen „Lehrformen“*) über die Gnadenwahl oder verschiedenen Ausdrücken in

*) Das „Opgjör“ bleibt trotz der Streichung des Satzes von den bei-

der Lehre von der Befehring, noch viel weniger in der Anerkennung oder Nichtanerkennung der Autorität der Väter, sondern im Auseinandergehen über Wesen, Bedeutung und Anwendung von Gesetz und Evangelium. Die reine, klare Scheidung dieser zwei großen Lehrströme der Schrift ist das Licht, das alle anderen Lehren klar macht, wie ihre Vermischung alles andre unauflösbar verwirrt. Und wir stehen hier noch auf einem gemeinschaftlichen Boden: „Der Buchstabe tötet, der Geist macht lebendig!“, „Nicht durchs Gesetz, sondern allein durchs Evangelium“. „Allein aus Gnaden!“ Und wir hätten den äußerlichen Vorteil, daß wir durch alle „Väter“ des 17. und 16. Jahrhunderts hindurchreißen müßten zu dem einen „Vater“ Luther, der darüber geredet hat, wie seit Pauls niemand auf Erden. Da würden wir erkennen, was eigentlich „lutherisch“ heißt und ist. Und wir würden von neuem in die Schrift getrieben, die kein Ding klarer hat als dies. Wir würden von neuer Erkenntnis der überschwänglichen Herrlichkeit der Gnade erfüllt werden, in der wir — ohne all unser Zutun, allein aus Gottes unaussprechlichem und grundlosem Erbarmen, durch Wort, Taufe und Nachtmahl im Glauben mit der Bräutigamskrone und dem Brautgeschmeide der Gerechtigkeit Christi angetan — alles Gesetzes und Gerichts, alles Zornes und aller Gerechtigkeit Gottes spotten, Jesai. 61, 10 und Röm. 8, 1. 31 ff.

Noch kurz eine andre Seite! Man hat Herrn Dr. St. „Nationalismus“ vorgeworfen, und er wehrt den Vorwurf ab, S. 440. Wir wollten, wir könnten ihn in diesem Stück in Schutz nehmen; aber es geht nicht, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten. Sein Buch ist leider von Anfang bis zu Ende davon durchtränkt. Durch das ganze

den Lehrformen, was es vorher war: eine Vereinigungsformel auf grund der Anschauung, daß die Lehre der Konkordienformel mit der Lehre der späteren Dogmatiker — der Wahl intuitu fidei — ein Ding sei. Daher ist auch in der Darstellung der Lehre von der Berufung oder der Wirkung der Gnadenmittel seitens der Norweger nicht die Schriftlehre und die Lehre Luthers und des Bekenntnisses, sondern die der Gesetz und Evangelium vermischenden späteren Dogmatik — die Lehre von der Anbietung des Heils, dem Kraftgeben und der Möglichkeit des Sichbefehrens — zum Ausdruck gekommen. Tatsache ist, daß die Konkordienformel eine evangelische Rechtsfertigung und Gnadenwahl lehrt, die Intuitufideodogmatik eine gesekliche. Das ist der einzige, aber auch große Unterschied. Hätten unsre Norweger den Unterschied erkannt, so hätten sie mit den Intuitufideisten nicht dies unionistische Bündnis geschlossen. Die Folge wird sein, daß sie ganz und gar in das Intuitufideievangeliem hineingeraten.

Buch geht eine logische ratiocinatio, die je länger je mehr abstößt. Ueberall logische Partikeln, Redewendungen, Schlüsse! Ewig das logische „muß“. Gerade auf Seite 439 und 440 ff, wo er den Vorwurf des Rationalismus so energisch zurückweist, führt er den Beweis dafür, daß alle Menschen das mutwillige Widerstreben lassen könnten, rein aus der Vernunft. Er führt dort die Allgemeinheit und den Ernst der Gnade, die Zweckmäßigkeit der Mission Pauli und Barnabä etc. ad absurdum, wenn jenes Lassenkönnen nicht feststeht. — Diese Art des Theologirens charakterisiert sein ganzes Buch. — Aber Herrn Dr. St.'s rationalisierende Art steht nicht für sich da. Sie hängt zusammen mit seinem theologischen System, mit seiner gesetzlichen Grundanschauung. Sie liegt darin, daß er in seiner Darstellung des Heilsrats Gottes ausgeht von der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes und deren Forderungen nun dem Evangelium aufdrängt. Sein einer großer Gedanke, der bei ihm alles regiert, ist der: Gottes Gerechtigkeit und Heiligkeit muß auf alle Fälle intakt erhalten werden, auch wenn der Mensch selig werden soll. Daraus fließt: equal chances for all! Daraus fließt: kein Zwang, Behandlung des Menschen als einer freien Persönlichkeit; daraus fließt: Das Lassenkönnen des mutwilligen Widerstrebens. Daraus folgt Christus und der Glaube, auch die Wahl intuitu fidei und die Rechtfertigung intuitu fidei. Wenn man dies alles nicht so lehrt, so wird die Gerechtigkeit Gottes geleugnet, Gott wird zum ungerechten Gott, ja dann gibt es gar keinen Gott. In der zu Anfang dieses Artikels aus S. 367 seines Buchs zitierten Stelle will Herr Dr. St. an Gott verzweifeln, wenn die Gleichheit der Gnade gegen alle und die freie Persönlichkeit des Menschen nicht bestehen bleibt; denn dann hört ihm die Gerechtigkeit und Heiligkeit Gottes auf. Die darf ihm nicht angetastet werden, sie ist der eine irrepressible Gedanke. So hängt seine vernünftelnde Art ganz eng mit seiner Vermischung von Gesetz und Evangelium zusammen. Dazu kommt, daß alles Vernünfteln an sich — freilich auf einem andern Gebiet — gesetzlicher Art ist. Die Logik ist das Gesetz des Denkens, wie die Moral das Gesetz des Handelns. Gleich und gleich gesellt sich gern. Zwingli und Calvin waren praktisch strengere Logiker als Luther. Sie haben der ganzen reformierten Theologie das rationalistische Gepräge aufgedrückt. Luther, tiefer als beide, stellte die Gesetze der Logik nötigenfalls beiseite und nannte die Vernunft des

Teufels Hure, weil er — von der Gnade, vom Evangelium durchdrungen war. Das Evangelium ist gar nichts vernünftiges, sondern den vernünftigen Griechen eine Torheit, törichte Predigt; es ist Wahrheit und Geist und Leben aus Gottes Herzen. Darum will es mit dem Gesetz nach unsrer Vernunft garnicht recht klappen und stellt unsrer Logik immer wieder ein Bein. — Doch darüber wohl ein andermal. Hier wollten wir sagen, daß Herrn Dr. St.'s vernünftelnde Art mit seiner gesetzlichen Art zusammengehört. Im übrigen tut es uns allen not zu bedenken, daß das Aergernis des Evangeliums darin besteht, daß für unsre Vernunft die Gerechtigkeit Gottes und für unsern alten Adam die Gerechtigkeit des Menschen dabei in die Brüche geht. — Der Grundfehler der Intuitufideitheologie ist Gesetzlichkeit, Vermischung von Gesetz und Evangelium. Das ist auch der Hauptschade des Dr. Stellhornischen Buches. Um feinet- und der armen Kirche willen wünschten wir, wir hätten etwas andres darüber schreiben können. — Da aber gerade die beginnende Gesetzlichkeit der Zug unsrer Zeit ist, so wird es unsre Aufgabe sein, gerade die rechte Unterscheidung von Gesetz und Evangelium in der Zukunft zum Gegenstand gründlicher Erörterungen zu machen.

Zum Schluß noch eine Bemerkung. — Was wir hier polemisch geschrieben haben, gilt dem System, nicht der Person Herrn Dr. St.'s, so scharf es auch manchmal klingen mag. Wir möchten es hier daher besonders zum Ausdruck bringen, daß wir die persönliche Frömmigkeit, Gewissenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit Herrn Dr. St.'s, die ihn je und je in seinen Schriften charakterisiert hat, voll würdigen. Seine Gelehrsamkeit und formale Meisterschaft auf dem Gebiet der Theologie ist anerkannt. Er ist unter allen unsern intuitufideistischen Gegnern der offenste und konsequenteste gewesen. Und wir bekennen, daß wir uns im schärfsten Gegensatz in den umstrittenen Punkten zu ihm wissen. Zwischen uns kann es vorläufig keine äußere Einigung geben. Aber wir hoffen, mit dieser Beurteilung seiner Theologie den Weg gewiesen zu haben, auf dem wir noch zu einer Einigung kommen können. Wollte Gott, die Kirche ginge auf die Erörterung des Unterschiedes von Gesetz und Evangelium ein; würde die in anständigem Ton, mit Demut auf allen Seiten, ohne persönliches Interesse geführt, so würde sie wenigstens nicht ohne Segen sein.

Aug. Pieper.

Ein lutherisches „Dpgjör.“

Im Gegensatz zu den sechs unionistischen Sätzen des norwegischen „Dpgjör“ der lutherischen Kirche Amerikas als Vereinigungsbasis unterbreitet.

1. Die Wahllehre der Konkordienformel (Wahl zum Glauben) und die der späteren Dogmatiker (Wahl in Ansehung des Glaubens) sind einander aufhebende Gegensätze. — Jene ist das reine Gottezevangelium; diese ein aus Vermischung von Gesetz und Evangelium entsprungenes Menschenfündlein.

2. So lange die Lehre der Konkordienformel und die der späteren Dogmatiker für ein Ding erklärt werden, genügt das Bekenntnis zur Konkordienformel nicht als Vereinigungsbasis, sondern führt zu einer schriftwidrigen Union.

3. Das Festhalten an der Intuitufideilehre gegenüber der Schriftlehre von der Wahl zum Glauben ist kirchentrennend, weil jene der Kirche eine zeitlang durch eine falsche, Gesetz und Evangelium vermischende Systematik aufgedrängt worden ist, weil sie der Schrift widerspricht und die Heilsordnung fälscht.

4. Die Intuitufideilehre wird mit Recht des Synergismus und der Verleugnung des Bekenntnisses beschuldigt; während die Lehre von der Wahl zum Glauben das Bekenntnis zum Ausdruck bringt und mit Unrecht des Calvinismus geziehen wird. Wir verwerfen nicht nur die calvinistische Erklärung des Wahlgeheimnisses (daß Gott etliche nicht seligmachen wolle), sondern auch die synergistische (daß Gott etliche in Ansehung ihres beharrlichen Glaubens oder ihres Nichtmutwilligwiderstrebens erwählt habe). Die Intuitufideilehre läßt Gott nicht alle Ehre und schafft im Menschen ein pharisäisches Verantwortlichkeitsgefühl für die Annahme der Gnade; während die Lehre von der Wahl zum Glauben einerseits das Verantwortlichkeitsgefühl für die Verwerfung der Gnade nicht beschränkt, andererseits aber Gott alle Ehre gibt und das Verantwortlichkeitsgefühl für die Annahme der Gnade vernichtet.

5. Auf der einen Seite halten wir fest:

A. Die Intuitufideilehre setzt, wider die Schrift, eine Ursache der Wahl in uns.

B. Gott ist bei der Wahl weder durch irgendetwas, das der Mensch aus eigenen natürlichen Kräften, noch durch irgendetwas, das er aus dargebotenen Gnadenkräften ist, tut oder läßt, bestimmt worden.

C. In der Intuitufideilehre ist der beharrliche Glaube nicht in die Wahl eingeschlossen, sondern steht außerhalb derselben als deren notwendige Voraussetzung (S. Norweg. Dpgjör, Satz 3). Der Glaube wird weder durch des Menschen eigne Entscheidung, Kraft oder Vermögen, noch dadurch hervorgebracht, daß der Mensch die dargebotene Gnadenkraft in sich wirken läßt; oder:

D. Der Glaube ist weder das Ergebnis einer dem Menschen inne-

wohnenden, noch einer ihm von außen dargereichten Kraft, sich für die Gnade zu bestimmen, — sondern allein das Ergebnis des bekehrenden Wirkens Gottes im Unwiedergeborenen als bloßem subjectum convertendum.

6. Auf der andern Seite halten wir fest:

A. Gott handelt in der Auswahl bestimmter Personen, nach dem Urtheil der menschlichen Vernunft, willkürlich und unmotiviert, indem er, bei allem Ernst seines Willens, alle anderen auch seligmachen, eine nach dem Urtheil der Vernunft willkürliche Anzahl von Individuen zur Befehrung und Rettung bestimmt.

B. Die Ausgewählten haben dies Eine vor den Verworfenen voraus, daß sie ohne ihr Zutun erwählt sind, erfolgreich berufen und bekehrt werden, während die Verworfenen wider Gottes gnädigen Willen und kräftiges Wirken aus eigener Schuld verloren gehen.

C. Daß Gott bei etlichen das Widerstreben wegnimmt, hat seinen Grund in deren Erwählung; daß er es bei andern nicht wegnimmt, hat seinen Grund nicht in einer Nichtwahl, sondern allein in ihrer Bosheit.

D. Die Glaubensgewißheit ist zwar keine „absolute“, aber ihrer Natur nach eine göttliche und unfehlbare Gewißheit der Erwählung, auf grund der unfehlbaren Verheißung des Evangeliums. — Als Gläubiger kennt der Gläubige weder Furcht noch Zittern, noch die Möglichkeit des Abfalls, sondern ist gewiß und weiß, daß weder Tod noch Leben etc. ihn von Christo scheiden kann, Römt. 8; Joh. 10 et. al. — Die Mahnung, seine Seligkeit mit Furcht und Zittern zu schaffen, gilt dem Gläubigen nicht als solchem, sondern sofern er noch ungläubig ist, und gehört nicht ins Evangelium, sondern in den dritten Gebrauch des Gesetzes. Aug. Pieper.

Ueber die Mängel des Sonntagschulsystems

entnehmen wir dem Columbus Theological Magazine folgenden sehr beherzigenswerten Artikel.

Under this caption *The Lutheran* publishes the following article which raises a question of great moment, with a rather novel suggestion:

Sir Robertson Nicoll, D. D., the well-known editor of the "British Weekly," recently made the startling statement that four out of every five children in the Sunday-schools are lost to the Church. He was speaking to an English audience, and we presume was referring to the situation at home. What proportion of the youth in this country pass through the Sunday-schools into the world instead of into full and active membership in the churches, we do not know, though there has been much and frequent complaint of a great leakage. Responsi-

bility for this has been shuffled and shifted from point to point—from the organization and curriculum of the schools to the teachers, from the teachers to the pastors, from the pastors to the congregations, and so on interminably. In every way the problem is a serious one. Not only are childhood and youth the most favorable time for receiving religious impressions and reacting affirmatively to them, but it is perplexing and disheartening to contemplate the fact that among the unchurched multitudes today, whom pastors are bending every energy to reach, there are so many who once were brought clearly within the sphere of the Church's influence through its Sunday-schools, but who have slipped from it and now form a part of the great indifferent mass of persons whose neglect of worship and all spiritual values it contemplates with so much concern.

Lack of Co-ordination.

It is to this question of the waste of the precious heritage which the Church has in her young that Dr. Fiske, of Ithaca, N. Y., addresses himself in a recent number of "The Christian Work and Evangelist," and as he writes out of a personal and, as he claims, a successful dealing with it in his own parish, his suggestions and conclusions are worthy of careful attention. He begins by speaking of the traditional and very common practice of treating the Sunday-school as a sort of children's church, as contrasted with morning service as preëminently for the adults of the congregation. The children are sent off to Sunday-school by themselves, and when the session is in the morning, as it generally is during at least part of the year, they meet, as they return home, the older members of the family on their way to church. The children put the two things together, and naturally acquire the notion that the worship of the grown-ups' congregation is not for them, and that the systematic study of the Bible in groups on the Lord's Day is not for adults. By this arrangement the congregation is deprived of the presence of its children at the regularly appointed service of worship and the Sunday-school fails to gather its adults for systematic Bible study in classes under competent leadership.

It attempting to carry out the plan of having the little folks stay and attend the church service with their parents, this practical difficulty is encountered that they have already had a full hour or more in the Sunday-school, with a half-hour of Bible study in place of the sermon, and they naturally rebel against another hour and a half on top of that. Generally their plea that the strain is too long prevails. Hence the comparatively few children that are found at the regular church services. The result is inevitable: "During childhood and youth there has been formed no habit of church-going and no love for it. The young grow up till the common form of Sunday-school address, 'My dear children,' becomes offensive. The youngster feels himself no longer a 'kid,' and proposes to take himself out of the 'kiddies' "

class at the very earliest chance. So he soon manages it. But he has no church-going habit or taste. So we lose from all forms of religious observance, at the very crucial point of young life, literally hundreds of thousands of our precious boys and girls—the very hope, treasure and glory of the world. It is sad enough to make all heaven weep.”

This is the explanation, in part, Dr. Fiske thinks, of the falling-off in congregational worship of which we hear complaint in many quarters, and perhaps of some other undesirable conditions besides. “The young, by their Sunday-schools, are trained away from the house of God. The adults have left their systematic Bible study, and so have lost much of their spiritual vitality by not feeding on the sacred Word. Family religion in the home has gone down in neglect. The family altar has fallen down in multitudes of so-called Christian homes, and gathers no more the household group at morning and evening prayer.”

Suggestion of Plan.

The method which Dr. Fiske has tested with good results and his comments thereon are as follows:

“Abolish once for all your Sunday-school session as an independent service. Put your church service at 10:30. Let your opening exercises of Scripture, prayer and praise be conducted as usual. Then a sermon. At the close of the sermon let the entire congregation rise and, singing a familiar marching song, move each group to its assigned place for a half-hour of Bible study. The pastor offers a brief prayer, closing the exercises of the first part of the session and opening the next half-hour of Bible work. Study begins at once with no further preliminaries, continues for its time, and then the whole congregation is dismissed with the doxology and benediction. All, parents and children, go quietly home together. Only an hour and a half has been consumed in both parts of the combined service. The change of position between the two parts of the one service has relieved any nervous strain on either child or man. This experiment was once tried over on the Pacific Coast with fine success. We removed the partition-wall back of the pulpit and replaced it with great, easy-rolling doors, so throwing Sunday-school rooms and auditorium together, and held the joint service as outlined above. As a result, we had the attendance of the entire congregation and Sunday-school through the combined service, both being greatly increased in numbers and in interest.”

“Just now I see that two churches in Pennsylvania have adopted this precise plan. McKeesport has been trying it for more than a year, with the result that both congregation and Bible-study parts of the service have gained greatly in numbers and enthusiasm. One of the churches in Pittsburgh, learning of the McKeesport success and

watching it carefully, proposed the like action to its congregation and Sunday-school. Both approved and adopted it with practical unanimity. Now, after some months of experience, they report that it is working to a charm, with no friction or criticism from any quarter. The Bible classes of adults are greatly enlarged in numbers, and interest and congregations increased remarkably. They say that at least 90 per cent of the old-time Sunday-school scholars are with their parents through the entire service, while practically all of the adult congregation remain to the Bible study. The entire body is dismissed with the benediction. The families are together in the house of God and in reverent searching of the Scriptures. They share so the totality of religious interest and personal concern. Naturally afterward in the home the parents seek to know what impressions the children have received and retained from the services of the first hour, and the little folks are eager to show how much they have understood of it all, and how they feel about it. With equal certainty the elders of the family find out what the little ones have learned in their classes, and find opportunity open for adding to the forces of divine truth upon their minds and hearts. They find that the least of their little ones have understood far beyond their own expectation of them. I was greatly delighted just now by an incident illustrating this unexpected intelligence and logical application of truth heard by a wee little one not yet five years old. I had been preaching on the way of true happiness, and had said that one of the very best ways of being happy is to try to make somebody else happy. The child had been sitting beside her father in the church. Getting home she asked her older sister to do some special thing for her. The sister declined. Then the little one said: 'Why, the minister said this morning that if you wanted to be happy yourself the best way is to make somebody else happy. Now, if you will do this for me it will make me happy, and so you will be happy too.' The father told me that in that instance the way of happiness was taken by the elder sister and all the household. I know a little girl of seven summers who had received a Bible-story book and buried herself in it. One day she came to her mother's side, laid her hand on the mother's knees and, looking up into her face, said: 'Mother, do you know? I think that Jesus was the only one who ever dared to live his inside out.' Was not that a wonderful discovery for the 'little one'? Nothing in Jesus that he could not frankly live out in the face of all the world.

"To sum all up: We sorely need to get whole families together in the house of God and in the study of His holy Word. We must somehow get the whole household into the totality of religious concern. Is there any simpler way of doing that than this outlined above? Let pastors and all Christians seriously consider. Existing conditions are alarming. Something simply has to be done. If anyone has a better plan, let us have it. But let us not be tied down by a foolish

conservatism to methods which have had long trial with this result—lamentable failure!"

There may be congregations where the urgency of this whole problem is not keenly felt. There may be pastors who have put into operation methods of their own devising for getting the children to the church services and the adults into the Bible school. But where other plans have disappointed expectations, the one which Dr. Fiske and others have followed with such gratifying results is worthy of careful consideration. If not adapted in its entirety to the conditions that are to be met in any given case, some modification may be found workable and valuable.

Hierzu bemerkt Herr Prof. L. Mees:

In another department of this issue we print an article from the *Lutheran*, drawing attention to a serious danger involved in present day Sunday-school tendencies, the most alarming of which is the assertion that "the young, by their Sunday-schools, are trained away from the house of God," one reason given being, that "during childhood and youth there has been formed no habit of church-going and no love for it" because "of the common practice to treat the Sunday-school as a sort of children's church, as contrasted with morning service as pre-eminently for the adults of the congregation" Dr. Fiske doubtless speaks from personal experience of broad scope in his own church and has observed with clear vision both cause and effect. What conclusions have forced themselves on unbiased observers of conditions in our church, chargeable to like causes? I believe, honesty will compel us to admit the existence of a similar problem, at least in city churches.

Our Lutheran Sunday-schools, as a rule, can claim for themselves the one great comfort, that the children are instructed in the pure Word of God and in our priceless catechism, though improvement in methods and curriculum are still desirable and possible. Yet the results of the Sunday-school, as an organization, in too many cases are the same as noted above. It is the logical outcome of the *system*; the very institution in its present accepted form and manner of operation furnishes the factors which conspire to lead to such deplorable conditions.

It is a fatal fallacy to argue that children of tender age, such as largely make up the Sunday-school contingent, cannot profit spiritually from the congregational worship, the songs and prayers, yea, even the sermon. False too is the idea that the pronounced devotional atmosphere prevailing in a congregation at worship does not deeply affect the susceptibility of the little child's soul, by the side of devoutly attentive parents—who represent to it the highest type for emulation, and the embodiment of all that is wise and good and true.

The very difference between the quiet concentration of the adult

worshipper, and the bustling activity of the teacher and the business-like management of the superintendent, inseparable from the very character of the Sunday-school, as at present constituted, impresses the child with the solemnity of the service and the nearness of God. Least of all is the notion tenable that such children cannot be directly influenced by the Spirit of God, who is present in the Word, the songs and prayers, because intellectually they may but imperfectly grasp the sermon and logically follow the discourse in its development. There is so much in all these activities that calls forth echoes from properly conducted previous lessons, allusions to Bible history, quotation of Scripture passage, etc., that not only the child's interest is stimulated, but that much acquires a new and deeper meaning for it in the new setting. He is but a very elementary student of soul life who would contend, that the Holy Spirit has but one mode to reach the heart of the child, that is, through a perfect intellectual grasp of the subject, and where this is not possible, all avenues for His blessed work are hermetically sealed. "And He called to Him a little child and set him in the midst of them and said, Verily I say unto you, except ye turn and become as little children, ye shall in no wise enter into the Kingdom of heaven," Matth. 18, 2. 3, and "Suffer the little children and forbid them not, to come unto me, for of such is the Kingdom of heaven," Matth. 19, 14, is the verdict of Christ's psychology which we must accept as incontrovertible.

Whether the method suggested by Dr. Fiske is the most practicable, is debatable, though it seems to possess some features to commend it. Possibly the desired results may be reached by a variety of methods, as local conditions and circumstances point out as most serviceable. We personally cling to the old-fashioned "Christenlehre" as a wonderfully efficacious arrangement to bring children and adults together for more intensive instructions. But whatever mode or time the wisdom of a congregation with its pastor may elect, the one duty is invariably plain, that we must train our children *into* the public worship from earliest youth, that later they may be found as consistent church-goers, as devoted hearers in the congregation in sacrificial services as a royal priesthood.

Wir schließen uns diesem Urteil fast vollständig an.

H. S.

Nicht wert.

Mel.: Wer nur den lieben Gott läßt walten.

Nicht wert, nicht wert — so soll es klingen

Herauf zu Dir aus tiefster Brust,

Nach dieser Weise will ich singen

Die Lieder all — in heller Luft.

Von Allem, was mir Gott beschert,

Bekenn ich frei: ich bin's nicht wert.

Was Du, o Vater, mir gegeben:
 Mein Leib, mein Seel', mein Aug' und Ohr,
 Mein täglich Brod, mein ganzes Leben,
 Der Engel Gut, der Lieben Chor,
 Die ganze Schöpfung, die Dich ehrt —
 O großer Gott, ich bin's nicht wert.

Ach, um mich Aermsten zu erretten,
 Hast Du des Sohnes nicht verschont,
 Um mich zu frei'n aus Todesketten,
 Hat dorngekrönt er dort gethron't
 Wo Fluch und Grauen ihn verzehrt —
 Mein Herr und Gott, ich bin's nicht wert!

Du hast zu Deinem Kind und Erben
 In meiner Taufe mich gemacht,
 Mit sel'gem Leben, sel'gem Sterben
 Hast Du mich Armen reich gemacht.
 Dein Wort erquickt, Dein Wohl mich nährt —
 O heil'ger Geist, ich bin's nicht wert!

Ich lag gefesselt in den Banden
 Des Todes und der Sünden Macht,
 Die Sonne wich, die Sterne schwanden,
 In mir und um mich ward es Nacht.
 Das Paradies war mir verwehrt —
 Und nun ist's mein, ich bin's nicht wert!

„Viel zu gering der Gnad' und Treue
 Die Du an Deinem Knecht getan“,
 So klang's bei Jakob, als auf's Neue
 Er wieder zog nach Aanaan.
 Das hatt' ihn Gottes Geist gelehrt,
 Zu singen hell: nicht wert, nicht wert!

Der Größeste von allen Größen,
 Johannes neigt sich tief und spricht:
 Ihm nur den Schuhriem aufzulösen,
 Das ist wohl höchte Ehrenpflicht,
 Wenn mich Messias so hoch ehrt,
 Sein Knecht zu sein bin ich nicht wert.

Goldselig naht der ew'ge Meister
 Zum Hauptmann von Kapernaum.
 Es naht die Sonne aller Geister,
 Und Licht umgibt Ihn um und um,
 Und ob der Glanz sein Dach verzehrt:
 Du kommst zu mir — ich bin's nicht wert“.

Der Seufzer des verlorenen Sohnes:
 „Nicht wert, daß ich noch heiß dein Kind“,
 Das Psalmlied des Apostelthrones:
 „Nicht wert, daß wir Apostel sind,“
 Das ist das Chorlied Seiner Heerd' —
 Es bleibt dabei: nicht wert, nicht wert!

Nicht wert — so sing' ich immer wieder,
 So oft Er freundlich mich anblickt,
 Nicht wert — das ist das Lied der Rieder,
 Wenn Er im Leide mich erquickt.
 So lang' ich pilgre auf der Erd',
 So sei mein Lied: nicht wert, nicht wert!

Einst an des Gottesthrones Stufen
 Wird knien die unzählbare Schar,
 Das Haus wird heben von dem Rufen,
 Daß Alles Gnade, Gnade war.
 Der ew'ge Text schallt nun verklärt
 Auf ew'ger Melodie: nicht wert!

Max Frommel.

Büchertisch.

Matthew Henry's Commentary on the whole Bible, wherein each chapter is summed up in its contents: the sacred text inserted at large in distinct paragraphs; each paragraph reduced to its proper heads: the sense given, and largely illustrated with practical remarks and observation.—In six volumes, carefully revised and corrected. Fleming H. Revell Co., Chicago.—Green cloth, \$7.50. Northwestern Publishing House.

Wenn wir hier obigen Kommentar unseren Herren Pastoren und Lehrern zur Anzeige bringen, so geschieht das einmal, weil derselbe wirklich mit zu den erbaulichsten Bibelauslegungen gehört, die in der englischen Sprache geschrieben worden sind, andererseits weil derselbe gerade jetzt zu einem beispieldlos geringen Preise durch unsere Synodalsbuchhandlung bezogen werden kann.

Dieser Kommentar ist weder modern noch im eigentlichen Sinne lutherisch. Matthew Henry wirkte in Chester und London als Independentenprediger und starb im Jahre 1714, also vor nun 200 Jahren. Aus dem Independententum ging ja dann die Kongregationalistenkirche hervor, die durch die Pilgrim Fathers (Plymouth) auch nach Amerika verpflanzt wurde.

Heute würden wir also Matthew Henry einen Kongregationalisten nennen. Und er gehört mit zu den besten Theologen seiner Kirche. Damit ist

aber auch schon der allgemeine Geist seines Commentars gekennzeichnet. Es ist die beste reformierte Auffassung des Christentums, die seine Schriftauslegung beherrscht, und die steht zu der lutherischen in starkem Gegensatz. Nicht nur weicht sie in der Lehre von der Erbsünde, von den Gnadenmitteln: Wort, Taufe und Abendmahl und in einem feinen Punkte der Lehre von der Person Christi von der lutherischen Lehre ab, sondern sie läßt auch der Vernunft zuviel Spielraum in göttlichen Dingen und hat eine durchweg gesetzhche Anschauung vom Wesen des Christentums selbst. — Man hat mit Recht die eigentümliche Art der reformierten und lutherischen Kirchen in den beiden Schwestern Martha und Maria von Bethanien vorgebildet gefunden. Das reformierte Christentum gleicht dem der Martha, das lutherische dem der Maria. Martha will vor allem andern dem Herrn dienen mit Werken des Glaubens, Maria will ihn im Glauben genießen. Matthæus Henry vertritt als echter Sproß der reformierten Kirche das Marthachristentum. Er ist durch und durch gläubig. Die Schrift ist ihm Wort für Wort Gottes Wort, Jesus Christus Gottes Sohn und der einzige Heiland seiner Seele, die Gnade ist ihm alles; aber er setzt das eigentliche Wesen des persönlichen Christentums in die christliche Frömmigkeit. "Religion," sagt er, is the one thing needful — to know, and love, and fear God our Maker, and... to keep his commandments, is, without doubt, the whole of man; it is all in all to him." Das ist ihm — wie der Martha — das Eine, was not ist. Und es kann — besonders in dieser unsrer Zeit, wo wir in das Englische überzugehen anfangen — garnicht stark genug betont werden, daß das falsch ist, so gewiß unser Herr sagt: Eins aber ist not! Maria hat das gute Teil erwählt. Denn so gewiß es ist, daß unser Herr Christus zu dem d o p p e l t e n Zweck gekommen ist, die Sünder selig und zugleich heilig zu machen, daß es sachlich keinen Glauben gibt, der nicht mit der Heiligung unauflösllich verbunden wäre, so verkehrt ist es doch, die Heiligung des Christen als den eigentlichen Hauptzweck des Kommens Christi und den Glauben nur als Mittel zu diesem Zweck darzustellen. Vielmehr ist es ungekehrt: der Glaube, der Genuß Christi als unsers Heilandes, das Hangen an der Gnade, unsere Seligkeit ist — wie der Herr der Maria bezeugt — das Eine, was not ist. „Des Menschen Sohn ist nicht kommen, daß er ihm dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zu einer Erlösung für viele“. Jesus Christus ist auch dazu in die Welt gekommen, gestorben und auferstanden, auf daß die, so da leben, hinfort nicht ihnen selbst leben, sondern dem, der für sie gestorben und auferstanden ist, — und wer das nicht von ganzem Herzen will, der sage nicht, daß er ein Christ sei. Aber allem Gottesdienst vorangehen als die Eine große Hauptsache muß immer der Genuß unsers Heilandes im Glauben. Darum ist das eigentliche Wesen des persönlichen Christentums d e r G l a u b e — nicht als Pflicht, vom Gesetz erfordert, sondern als des Christen seliges Vorrecht, durch das Evangelium von der seligmachenden Gnade ihm von Gott gewährt. Aus dem Glauben folgen dann naturnotwendig von selbst und sollen (sollen — um unsers Fleisches willen gesagt) folgen die Gottesliebe und Gottesfurcht und aller Gottesdienst und guten Werke als

die Früchte, die Gott um des Glaubens willen ein süßer Geruch sind. Nehrt man dies um und läßt die Heiligung den einen großen Hauptzweck des Evangeliums und den Glauben nur das Mittel zu diesem Zweck sein, so gerät man in eine gefehliche Auffassung vom Christentum, die die Heilige Schrift als einen Gesetzeskodex ansieht und das Wesen des Christentums in den Gesetzesgehorsam, in treue Befolgung der uns in der Schrift gegebenen göttlichen Vorschriften ansieht. Das gibt dann im weiteren Verlauf ein zwar an innerer „Frömmigkeit“ und äußerer Werken äußerlich reiches, aber an fröhlichem Glauben und geistlicher Kraft armes, nicht kindliches, sondern knechtisches und unlustiges und leicht pharisaisches Christentum.

Matthew Henrys Auffassung vom Christentum ist nicht die echt lutherische, sondern wesentlich die reformierte; darum ist sein Kommentar nur denen zu empfehlen, die diesen Unterschied kennen, das Verkehrte beiseite liegen lassen und das Rechte zu wählen verstehen.

Für solche aber ist er auch eine wahre Fundgrube von geistlichem Wissen und Waffen. Es ist kein exakt = wissenschaftlicher Kommentar, der auf Grund der Ursprachen und der Geschichte die grammatisch = logischen Verhältnisse der einzelnen Wörter, Sätze und Perioden in wissenschaftlicher Sprache darzulegen und zu beweisen sucht, sondern eine einfältige praktische Erklärung des intendierten Sinnes zum Zweck der geistlichen Erbauung. Er ist im Englischen ungefähr das, was Starke's Synopsis im Deutschen ist. Er faßt einen Abschnitt, der einen kleineren oder größeren Gedankenkomplex enthält, zusammen und erklärt ihn sachlich, mit Herbeiziehung des Geschichtlichen und macht dann die verschiedensten Anwendungen davon auf das christliche Leben, nach der in 2. Tim. 3, 15 f. gegebenen Regel: Alle Schrift, von Gott eingegeben, ist nütze zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit, auf daß ein Mensch Gottes sei vollkommen, zu allem guten Werk geschickt. Alles ist bei ihm auf die praktische Erbauung und Förderung des christlichen Lebens angelegt. Er ist ungemein belesen in der Schrift und weiß einen großen Reichtum von Stellen geschichtlichen und lehrhaften Inhalts herbeizuziehen und zu verwerten. Er bietet einen Reichtum von Schriftgedanken dar, wie er wohl selten in einem Kommentar zu finden sein wird. Und das alles in einfältigem Glauben an die Schrift und an Gottes Wege in der Führung der Menschen. — So bietet er gerade dasjenige Material dar, was jeder Pastor und Lehrer für das praktische Lehramt nötig hat. Wer Matthew Henry gebraucht, lernt verstehen, warum er allen modernen wissenschaftlichen Kommentaren zutrotz, seinen eigentümlichen Zauber für den Studiertisch der öffentlichen Lehrer des Wortes behalten und immer wieder neue Auflagen erfahren hat. Wer einen englischen Bibelkommentar nötig hat, der im Lehramt im besten Sinne praktisch ist, der findet in Matthew Henry gerade, was er sucht.

U g. B i e p e r.

La Paloma. — Eine Geschichte von Lust und Leid aus den Lagern der Indianer und Mexikaner im Westen Nord = Amerikas von Gustav

Garders. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Alleinvertrieb in Amerika: Northwestern Pub. House, Milwaukee.

In diesem neuen Büchlein schildert uns Herr Pastor Garders die Tätigkeit, Leiden und Freuden eines Indianermissionars in Roosevelt, Arizona, dem Gott auch ein paar mexikanische Seelen in den Weg wirft, denen er das Evangelium predigen soll. Welche ungeachteten „Zufälligkeiten“ sich dabei ereignen, welche Hindernisse seiner Arbeit entgegenreten, welche innere Kämpfe er dabei durchzumachen hat, welche herrliche Siege er endlich erleben darf, das schildert Herr Pastor Garders in der aus „Saalahn“ bekannten überaus anschaulichen und fesselnden Weise. Dabei kommt das Evangelium in seinen Hauptfachen zu klarer Darstellung, und an der Art und Weise des Missionars kann man lernen, was es heißt, Evangelium predigen. Kein Christ kann darum diese Geschichte ohne Erbauung lesen, und jeder Pastor wird etwas von seinem eignen Kampf und Sieg darin wiederfinden, denn schließlich ist es dieselbe Arbeit, die der Gemeindeprediger und der Indianermissionar tun. Darum haben diese Bücher bleibenden Wert. Es sind Predigten in der Form von Erzählungen; sie werden noch predigen, wenn der Mund des Verfassers sich längst geschlossen haben wird, — den Weißen, wenn nicht den Indianern. Und der Verfasser scheint in La Paloma alle Register seines tief empfindenden christlichen und seelsorgerischen Herzens gezogen zu haben.

Nebenbei bietet das Büchlein ungemein anschauliche Schilderungen des mexikanischen Nationalcharakters, die sehr lehrreich und anziehend sind. Wie die Mexikaner sich kleiden, ihr Familienleben, ihre kindliche Art, ihre Gewandtheit und Höflichkeit, ihre bescheidenen Wohnungen, ihre Spiele und Erholungen, ihre Liebe zur Musik, ihr religiöses Leben, ihre eigentümliche Freude am Stierkampf, ihr Lieben und Hassen und manches andre wird dem Leser so drastisch vor Augen geführt, daß man alles selbst zu sehen, zu hören und mitzuerleben währt.

Der musikalische Titel La Paloma — die Taube — wurde dem Verfasser dadurch für seine Geschichte an die Hand gegeben, daß er in den Straßen von Globe einen alten mexikanischen Bettler die Melodie des mexikanischen Liedes dieses Namens auf der Geige spielen hörte. Es schien ihm ein Lied zu sein von wildem Weh und seliger Lust, ein Typus der geistlichen Erfahrungen seines — Freundes, des Missionars in Roosevelt, der ihm seine Geschichte wohl erzählt und ihn tiefe Blicke in sein Herz hat tun lassen. — Wenn ein Pastor ein Büchlein haben möchte, das ihm predigen hilft, so empfehle er seinen Leuten „La Paloma“ oder „Saalahn“ oder beide! Sie eignen sich vortrefflich für den Geburtstagstisch. U. P.

Hünede, Dogmatik. 16. Lieferung (S. 241—312 des Schlussbandes des ganzen Werks). Inhalt: Schluß der Lehre von der Auferstehung; jüngstes Gericht; ewige Verdammnis (etwa zur Hälfte). Mit der 17. Lieferung wird der 4. Band des ganzen Werkes abgeschlossen vorliegen. Es folgt dann in weiteren Lieferungen der 1. Band, der die Prolegomena und deren Geschichte enthalten soll. Jede Lieferung kostet 40c.

Wo Gottes Brunnlein rauschen. Lieder und Gedichte von D. N. Hüsch. Verlag des „Sängerboten“, Success Printing Co., St. Louis, Mo. — Es ist der Mühe wert, der Veröffentlichung von Gedichtsammlungen in unsern Kreisen eine eingehendere Würdigung zu widmen, als das in den Buchhändlerrecensionen zu geschehen pflegt. Dazu fehlte mir für die vorliegende Gedichtsammlung, die ich gerne mit anderen Sammlungen zusammen betrachten möchte, die Zeit. Darum sei zunächst nur auf die Veröffentlichung hingewiesen. R.

Faith and Duty. Sermons on Free Texts, with reference to the Church Year. By the Rev. Louis Buchheimer. St. Louis, Concordia Publishing House. 321 pp.

Dies ist leider nicht ein empfehlenswertes Predigtbuch. Man kann zugeben, daß der Verfasser die englische Sprache befriedigend beherrscht und seine Gedanken kraftvoll vorträgt. Auch die Form der Predigten mag man unbeanstandet lassen, als eine Sache, bei der schließlich der Geschmack des Einzelnen entscheiden muß, und über diesen zu streiten bringt keine große Frucht; doch wird dem Kenner und Liebhaber einer edlen, würdigen Predigtkunst, wie man sie in der Kirche je und je gepflegt hat, die ziemlich regellose Darbietungsweise dieser Predigten nicht sehr zusagen. Bedenklicher erscheint schon die Textverwendung, die dem Verfasser beliebt; er allegorisiert viel, wenn er ein alttestamentliches Wort zu Grunde legt; er kann sehr wesentliche Momente des Textes ganz übersehen, obwohl sie eigentlich auf das Intimste mit seinem Thema zusammenhängen; hier und da bleibt der Text ein bloßes Motto, das in der Predigt kaum anklingt. Solche Fehler können einem Pastor hier und da mit unterlaufen, aber Fehler sind es eben doch und müssen als solche bezeichnet werden. Neben diesen mehr formalen Unebenheiten liest man hier und da auch etwas, das schwerlich als gesunde Ausdrucksweise verteidigt werden kann. Der Verfasser nennt die Kirche ein Institut, das seit 1900 Jahren vollendet dasteht, und das zu dem Zweck errichtet worden ist, damit die Predigt des Worts und die Verwaltung der Sakramente ausgeführt werde; it is Christ's provision for the salvation of men (S. 1—4). Daß hier wirklich die Vorstellung zu Grunde liegt, die Kirche sei ein äußerliches Institut, verrät der Satz: The Church of God is never so forlorn and miserable as not to have in it some true children of faith (S. 20). Die Bibel ist dem Verfasser das Statutenbuch des Himmels (S. 11). Er nennt die Lehre von der Dreieinigkeit das Geheimnis der Gottseligkeit (godliness!) und sagt von den drei Personen, sie seien so joined, each to each, that they constitute one invisible God (P. 177). Er behauptet, es sei einzigartig an der Befeuerung Pauli, daß er vorher nicht ein einziges Verlangen gehabt habe, Jesu Jünger zu sein; die gewöhnliche Regel sei, daß Gott gefunden werde von denen, die ihn suchen (S. 206 f). Von der römischen Kirche heißt es, ihre vielen Irrtümer verdunkeln die Wahrheit und schmälern das Verdienst Christi (S. 272), während doch beim Antichrist die

Wahrheit, das Evangelium überhaupt aufgehoben ist. Die Einrichtung der Sonntagsskollekten nennt er einen Plan, der göttliche Autorität hinter sich hat (S. 308). Dazu kommen noch manche ezegetische Oberflächlichkeiten, die zwar gelegentlich in der mündlichen Predigt unterlaufen können, aber gewiß nicht gedruckt werden sollten.

Aber das Predigtbuch könnte bei allen diesen Gebrechen immer noch einigen Wert haben und als lutherisch gelten, wenn darin nicht nachweisbar ungeschickt ein Evangelium der Werke verkündigt würde. Der Titel lautete richtiger: Faith as Duty, denn hier wird von Anfang bis zu Ende das Christentum als eine fortgesetzte geistliche Leistung des Menschen dargestellt, während das Verdienst Christi und die gnädige Vergebung der Sünden meist nur nebenbei erwähnt, vielfach auch geradezu verschwiegen wird. Der Nachweis kann hier natürlich nur andeutungsweise geführt werden. In der Predigt am letzten Sonntage des Jahres wird zwar in einem einzigen Satze ausgesprochen, daß Gott die Sünder annimmt, aber die ganze Predigt ist auf den Ton eingestimmt: Du mußt deine Pflicht gegen Gott und Christum tun, wenn du selig werden willst. Am Neujahrstage wird über die Eingangsworte des Vaterunser's gepredigt, aber die Erlösung wird nur einmal erwähnt, indem Röm. 8, 32 als Nachweis dafür zitiert wird, daß wir alle unsre Sorgen auf Gott werfen sollen. Am 1. Sonnt. n. Epiph. ist Text: Gedenke an deinen Schöpfer in deiner Jugend; in der ganzen Predigt wird Christus einmal Heiland, einmal Erlöser genannt, aber kein Wort von Vergebung der Sünden geredet, sondern nur von den Pflichten. Am 2. Sonnt. n. Epiph. wird über die Ehe gepredigt, aber die einzige Andeutung vom Evangelium liegt darin, daß Christi Messiasarbeit mit diesem einen Wort erwähnt und die Kirche Christi Braut genannt wird. Am 4. Sonnt. n. Epiph. wird nachgewiesen, daß Christus Gott und Mensch ist, aber kein Wort davon gesagt, daß er Vergebung der Sünden erworben hat. Für die Passionszeit wird zu Quinquagesimä als erstes Thema die Erkenntnis der Sünden angekündigt; dann folgen an vier Sonntagen nacheinander reine Gesetzespredigten, in denen wohl ein- oder zweimal ganz im Vorübergehen angedeutet wird, daß es eine Vergebung der Sünden gibt, ohne jedoch daß diese näher nach Ursprung und Natur gekennzeichnet würde. Am Sonnt. Judica wird zwar die Erlösung als Hauptgedanke angekündigt, aber nicht nur hört man nichts Klares über die versöhnende und stellvertretende Straft des Leidens Christi, sondern es wird direkt gesagt, das Blutvergießen Jesu könne das Wunder der Rettung nicht tun, wenn der Mensch nicht auch glaubt — der Glaube muß dazu kommen. „Nur Leute, die so bezeichnet sind, haben ein Recht, sich zu Gottes Volk zu rechnen und sich an des Heilands Tisch zu setzen“. Für Palmsonntag steht hier eine Art Konfirmationspredigt zu lesen, in der nicht nur kein Wort von der Erlösung, sondern nicht einmal der Name Jesu Christi oder irgend ein direkter Hinweis auf ihn vorkommt. Daß für Karfreitag überhaupt keine Predigt vorliegt, fällt ja auf, mag aber einen rechtshaffenen Grund haben. Zu Ostern wird über die Auferstehung des Fleisches gepredigt, ohne daß der Auferstehung Christi

auch nur Erwähnung getan, geschweige daß das Evangelium nach 1. Kor. 15 verkündigt würde.

Schon aus einigen der obigen Anführungen wird man den Schluß ziehen, daß in diesem Predigtbuch das Evangelium nicht nur zu kurz kommt, weil es etwa nur vorausgesetzt, nicht aber ausgesprochen wird, sondern daß diese Predigten als Gesamtheit das Evangelium eigentlich umkehren. Es fällt mir nicht ein zu behaupten, daß diese Veründigung am Evangelium mit Bewußtsein geschehen ist; aber sie liegt leider unwidersprechlich vor. Immer und immer wieder begegnet man der Darstellungsweise, daß der Sünder ja zu Gott kommen kann; aber wer dies Glück begehrt, der muß glauben, denn es ist eine Pflicht, das Evangelium anzunehmen. It is not enough that God will have all men to be saved . . . not enough that the Lamb of God was slain to take away the sins of a guilty world, unless that blood is sprinkled by faith on the heart, unless, in other words, Christ is taken by each separately and individually as his or her Savior (S. 120). Das heißt, aus dem Evangelium ein neues Gesetz machen, den Menschen auf seine Glaubensleistung verweisen, den Glauben als Werk neben das Verdienst Christi stellen, aus dem Glauben eine Bedingung der Rettung und Seligkeit machen. Darum kann es auch S. 247 heißen, es sei die Mission Christi gewesen, es den Menschen möglich zu machen, das ewige Leben zu bekommen. Darum tritt uns auch schier in jeder Predigt die Auffassung entgegen, daß das Christentum in Werken bestehe, zu denen der Christ verpflichtet sei. Darum fehlt auch so gut wie ganz der Hinweis darauf, daß alle guten Werke der Christen aus der Kraft der Sündenvergebung fließen müssen. Dabei werden die „Christenpflichten“ zum teil ganz äußerlich gefaßt. Eine Predigt über das Gebet, angeblich auf Eph. 6, 18 gegründet, belehrt ausführlich, daß es Christenpflicht sei, nicht nur täglich, sondern auch zu bestimmten Zeiten zu beten, sich auch regelmäßig zum Gebet in der Kirche einzufinden, sowie daß das Gebet andächtig, unablässig, ernstlich geschehen müsse; aber daß der hl. Geist etwas damit zu tun hat, wie Paulus im Texte schreibt, bleibt ganz verschwiegen. S. 170 wird behauptet, daß der Christenglaube von der Erde verschwinden würde, wenn es nicht immer noch Leute gäbe, die persönliche Opfer darbringen, damit das Evangelium gepredigt werde oder sie selbst es hören können. S. 118 heißt es echt calvinistisch, es sei Christenpflicht, mit Mund und Feder, durch Beispiel und Beeinflussung, durch Stimmabgabe und Gesetzgebung, durch jedes Mittel, das in unsrer Hand liegt, uns den sozialen Sünden unsres Landes und Zeitalters entgegenzustellen — der Unmännlichkeit, der Entheiligung des Tages des Herrn, der Lieblosigkeit, Unkeuschheit, Ungehorsam. So mag man hin und her blättern in diesem Predigtbuch, man wird immer andre Proben einer Anschauungs- und Predigtweise finden, die nichts weniger ist als lutherisch, apostolisch. Wenn eine derartige Verkündigung unter uns zur Regel würde, hätten wir allen Anspruch auf den Besitz des reinen Evangeliums verloren. Gott schenke uns in Gnaden recht viele Prediger, die Gesetz und Evangelium wirklich auseinanderkennen!

Sang und Klang fürs Christenhaus. Aus dem Schatz deutscher Lyrik gesammelt von J. W. Theiß. Illustriert vom Sammler. St. Louis, Concordia Pub. House. XII u. 228 S. Goldschnitt, Deckel in Farbendruck u. Goldprägung. \$1.00.

Eine hübsche Sammlung lyrischer Gedichte, in streng christlichem Geiste zusammengestellt. Der Sammler läßt nicht nur deutschländische Sänger zu Worte kommen, sondern bietet auch eine reiche Auswahl aus dem, was von wirklichen Dichtern in unsern eigenen Kreisen gesungen worden ist, um diese Stücke in Erinnerung und zu fernerer Anerkennung zu bringen. Da ihm selbst eine schöne Dichtergabe verliehen ist, konnte er es unternehmen, dem lutherischen Christenvolke diese Gabe darzubieten. Er hat sich nicht auf geistliche Lieder beschränkt, sondern bietet auch Gedichte, in denen von der Heimat, von Morgen und Abend, von den Jahreszeiten, vom Wandern, von Liebe und Leiden geredet wird. Die zierliche Ausstattung macht das Buch zu Geschenkzwecken recht geeignet. E.

Conversion and Election. A Plea for a United Lutheranism in America. By F. Pieper, D. D. St. Louis, Concordia Publishing House. 151 pp. Cloth, 50c.

Dr. Piepers Buch „Zur Einigung“ liegt nun auch in englischer Sprache vor. Die Ausgabe, die wir hiermit anzeigen, entspricht der zweiten, vermehrten Auflage des Originals und enthält deshalb den neuen (15.) Abschnitt, in dem der Verfasser sich mit gegnerischer Kritik seines Büchleins auseinandersetzt, wie sie besonders im Zowa'schen Kirchenblatt und in der Ohio'schen Kirchenzeitung veröffentlicht worden ist. E.

Verlag des Concordia Pub. House:

Synodalberichte der **Missourisynode:** 13. Minnesotadistr. 1912; Ref., Prof. C. J. Geuer: Johannes der Täufer (Hauptereignisse im Leben Joh. d. T.; zum Schluß: Charakteristik des Mannes, seiner Wirksamkeit und seiner Lehre). 20c. 13a. Canadadistr. 1912. Ref., Past. G. Hamann: Wie weit beteiligten wir Christen uns an den heutigen Mäßigkeitsbestrebungen? 10c. 1. Nordillinoisdistr. 1913. Ref., Prof. G. Eifrig: Erhaltung und Regierung Gottes (drei Thesen im Anschluß an den Satz: Gott erhält und regiert alles). 15c. 2. Südllicher Distr. 1913. Ref., Prof. D. C. A. Böcker: Der Sündenfall (1. Vorhergehender Zustand des Menschen; 2. Verführung und Abfall; 3. schreckliche Folgen). 13c. 2a. South Dakota-Distr. 1913. Ref., Prof. L. W. Dorn: Die falsche Lehre der Baptisten von der Taufe und Widerlegung ihrer Irrtümer (1. Taufe als Gnadenmittel; 2. Kindertaufe; 3. Untertauchen; 4. Verwaltung der Taufe) 15c. — No. 3. Michigandistr. 1913; Ref. Past. W. Hagen: „Den Eltern“, „den Kindern“, „der gemeinen Jugend“ in der Hausstafel (Verhältnis zwischen Eltern und Kindern; Grundsätze christlicher Erziehung; gegenseitige Pflichten der Eltern und der Kinder). 15c. No. 3a. Atlantischer Distr. 1913; Ref. Past. F. Köfener: Die Wunder der christlichen Religion (Fortsetzung: Unterschied zwi-

schen Wandern Gottes und Wandern des Teufels; Ursprung und Nichtigkeit der Einwände gegen die biblischen Wunderberichte). 16c. No. 4. Oestlicher Distr. 1913; Ref., Past. W. Bröder: Paulus, der Apostel Jesu Christi (Schluß: Paulus als Theologe und Dogmatiker; P. Gefangenenschaft und Tod). 16c. No. 5. Wisconsin 1913; Ref., Past. E. Rathke: Ueber die Stellung einer lutherischen Gemeinde zu Gottes Gaben in Natur und Welt, zu Künsten und Wissenschaften. 13c. No. 5a. California und Nevada 1913; Ref., Prof. W. G. T. Dau: Das Papsttum, ein Menschengedanke (3 Thesen). 15c.

The Dance. William Dallmann. Seventh Revised Edition, 5; doz., 50c; 100, \$3.50.

A most excellent treatise on a difficult subject. This tract deserves wide circulation among young people of both sexes — and their parents.

Es sollen wohl Berge weichen. Für gemischten Chor und für Männerchor. Deutsch = engl. Text. Einzeln 15c, Dutzendpr. \$1.50. Porto extra.

Es waren Hirten auf dem Felde. Für gemischten Chor, Unifono = Stimmen oder Solo (Sopr., Alt.) und Orgel. Deutsch = engl. Text. Einzeln 25c, Dutzendpr. \$1.75. Porto extra.

Beide Sachen komponiert und in eigenem Verlag herausgegeben von Fr. Reuter, Dr. Mart. Luther College, New Ulm, Minn.

In dem ersten Chorstück wird die Verheißung aus Ps. 54 in süßen weichen Klängen vorgetragen, die leicht ins Ohr fallen und deshalb den Chören keine Schwierigkeit bieten. Nachdem dann ein Halbchor oder Soloquartett die Aufforderung „Laß dir an meiner Gnade genügen“ mit ansteigender Eindringlichkeit gesungen, wird der ursprüngliche Satz, der von F dur aus stark moduliert in C dur austönte, durch den vollen Chor mit herben Klängen nach As dur geführt, um schließlich mit den ursprünglichen lieblichen Harmonieen wieder in F dur mit einem jubelnden Anstieg des Soprans in die obere Oktave zu schließen. Einen besonderen Reiz scheint mir dasselbe Stück, für den Männerchor bearbeitet, zu haben.

Das Weihnachtslied tritt festlich auf. In rezitativer Tonfolge mit Orgelbegleitung singen Solisten oder eine der Frauenstimmen unifono die Geschichte von der Erscheinung des Engels bei den Hirten. Die Botschaft des Engels, die der Alt vorträgt, wird dann etwas melodioser. Dann malt ein Halbchor das Dasein der Engelhöre in einem kurzen schnell lebhafter werdenden Satze, um damit den vollen Chor gesang „Ehre sei Gott in der Höhe“ einzuleiten, der dann in großen festlichen Klängen, in der Mitte durchbrochen durch ein stilleres „Und Friede auf Erden“, schließlich in einem majestätisch einschreitenden Maestoso, das ein altes Gloria im 6. Psalmton wiedergibt, ausklingt.

Beides sind moderne Lieder, und ich bin geneigt, dann dagegen Stel-

lung zu nehmen. Ich muß aber nach dem Eindruck vom Klavier hier sagen, daß sie mir die Gedanken des Textes einfach auszusprechen und dem Hörer ins Gemüt zu singen scheinen. Was den allgemeinen Eindruck betrifft, braucht man keine Sorge zu haben, Anklang finden diese Lieder ebensogut, wie manch leichtes Zeug. Wenn sie vielleicht in einzelnen Klängen etwas schwieriger sind, dann ist das wohl der Mühe wert. R.

Van ji Bhumi. Einiges über Travancore und seine Bewohner. Verfaßt im Interesse der Heidenmission der ev. = luth. Missionsynode von **Geinr. Nau**, Missionar in Trivandrum, Travancore, Südindien. St. Louis, Conc. Pub. House. 48 Seiten; in halbsteifem Deckel, 30c. Partiepreise für Wiederverkauf bei Missionsfesten an der Verlagsstelle zu erfragen.

Dies Büchlein wird ohne Zweifel seine Bestimmung erfüllen, das Interesse an der Missionsarbeit unsrer Schwesterynode in Indien zu fördern. Ohne auf eine Schilderung der Missionsarbeit selbst einzugehen, bietet der Verfasser bei aller Kürze der Darstellung ein recht anschauliches Bild des Landes Travancore und seiner Bewohner. Die 21 Bilder, meist nach Photographieen hergestellt, die Missionsdirektor Friedrich mitgebracht und zum großen Teile selbst aufgenommen hat, unterstützen den Text in geschickter Weise. Hoffentlich bringt man den Plan zur Ausführung, nach und nach eine ganze Reihe derartiger Schriften herauszugeben. Andre Körperschaften, die christliche Mission treiben, haben dies Hilfsmittel längst in umfassendem Maße gebraucht und entsprechende Erfolge erzielt. Freilich gehört hiezu nach Herstellung der Schriften auch der Eifer der Pastoren, deren deren Verbreitung zunächst obliegt. S.

Verlag des **Schriftenvereins** der sep. ev. = luth. Gemeinden in Sachsen (Zwickau):

„**Wist du, der Israel verwirret?**“ Zur Abwehr und Verständigung von (Past.) **O. G. Th. Willkomm**. (Abdruck aus der Ev. = Luth. Freikirche.) 51 S., 30 Pfg.

Predigt gegen die Weltliebe. Von Pastor **O. Willkomm**. 8 S., 2. Aufl., 5 Pfg.

Die Schöpfungstage. Von **J. M. Michael**, Pastor. 16 S., 10 Pfg., 50 Expl. Mk. 3.50, 100 Expl. Mk. 6.00.

Die Heilarmee. Von **J. M. Michael**, Pastor. 24 S., 15 Pfg.; 50 Expl. Mk. 5.00; 100 Expl. Mk. 9.00.

Lauter Missionschriften, in einer zur Massenverteilung geeigneten Form, auch sämtlich dem Inhalte nach für uns nicht nur interessant, sondern auch brauchbar. Past. Willkomm setzt sich in der erstgenannten Schrift vornehmlich mit den Breslauern auseinander und stellt deren Vorwurf, daß die sächsische Freikirche der Einigung deutscher Lutheraner hindernd im Wege stehe, ins rechte, biblische Licht. Wenn man bedenkt, in welcher Ver- suchung das kleine Häuflein unsrer deutschländischen Bekenntnisgenossen

fortwährend steht, in Lehrfragen die Linien hier und da zu verwischen, um doch eine größere, respektablere lutherische Gemeinschaft herzustellen, so wirkt das Zeugnis W.'s überaus erfrischend gegenüber der Unionisterei, die wir in letzter Zeit bei Lutheranern in Amerika um sich greifen sehen. — Die *Predigt* Past. W.'s schließt sich an 1. Joh. 2, 15—17 an und ist sehr einfach disponiert: Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist, denn 1. so jemand die Welt lieb hat, in dem ist nicht die Liebe des Vaters; 2. die Welt vergeht mit ihrer Lust, wer aber usw. Ein schönes Zeugnis gegen den Weltfimmel, der in unsrer Zeit die Christen bestürmt. — In dem Traktat über die *Schöpfungstage* führt Past. Michael kurz den Nachweis, daß das Wort *Tage* im bibl. Schöpfungsbericht wirklich *Tage* heißt und nicht *Perioden*, in denen das der modernen Wissenschaft zum Fetisch gewordene Phantom der Evolution seine unverständliche Wirksamkeit entfalten haben soll. Derselbe Verfasser zeigt in dem Schriftchen über die *Heilsarmee* kurz, wie diese Verbindung entstanden ist, wie sie geleitet wird, und wie ihre Lehrstellung nach Gottes Wort beurteilt werden muß. E.

Katalog der Lehranstalten der Missionsynode für das Schuljahr 1912—1913.

Kalender (Amerikanischer) für deutsche Lutheraner, auf das Jahr 1914. 96 S. 10c.

Lutheran Annual. 1914. 96 pp. 10c.

Theologische Quartalschrift.

Herausgegeben von der Allgemeinen Ev. Luth. Synode von
Wisconsin, Minnesota, Michigan u. a. St.

Jahrgang 11.

April 1914.

No. 2

Gedanken über kirchliche Vereinigung.

II.

Unter Lutheranern hat es bisher als ausgemachte Sache gegolten, daß jede kirchliche Vereinigung, die nicht auf der Grundlage wahrer Einigkeit in der Lehre ruht, Gott ein Greuel sein muß. Selbst in dem Falle, daß zwei irrgläubige Parteien, die ihrem Bekenntnisse nach irgendwie im Gegensatz zu einander stehen, sich zusammentun, ohne erst den Gegensatz wirklich zu beseitigen, beruht ihre Vereinigung auf einem *K o m p r o m i ß*, auf dem Zugeständnis von jeder der beiden Parteien, daß ihre Lehre doch falsch sein könne! Darin liegt aber wiederum jedesmal das weitere Zugeständnis, daß man gegen sein Gewissen handle, weil man doch sicherlich nicht zugeben würde, daß man bewußtermaßen eine Lehre für göttlich ausgegeben habe, von deren Ungöttlichkeit man überzeugt war. Schlimmer liegen natürlich die Dinge, wenn eine der Parteien, die zu einer derartigen Vereinigung schreiten, dem reinen Bekenntnisse der lutherischen Kirche zugetan war. Während in dem ersten Falle die Möglichkeit vorliegt, daß durch die Vereinigung die göttliche Wahrheit nicht wirklich verleugnet wird, kann im zweiten Falle von einer solchen Möglichkeit nicht die Rede sein. Wer die Wahrheit besitzt, kann ja nie zugeben, daß der Falschgläubige auch Recht haben könnte, ohne damit selbst die bekannte Wahrheit preiszugeben. Bei einem Kompromiß zwischen Wahrheit und Irrtum verliert der Irrtum nie etwas, er bleibt Irrtum, wie zuvor; aber die Wahrheit gibt ihren Anspruch auf Vollgültigkeit auf und damit ihren ganzen Charakter. Seit Einführung der Preussischen Union, an deren Folgen das deutschländische Staatskirchentum noch heute krankt, bezeichnen wir die Gesinnung, die zur äußeren Vereinigung von Körperschaften verschiedenen Bekenntnisses führt, als *U n i o n i s m u s* und legen

in diesen Ausdruck das Urtheil, daß derartige Zusammenschlüsse jedesmal Verleugnung der lutherischen Wahrheit involvieren.*)

Die Furcht vor Verleugnung erkannter Gotteswahrheiten und der Abscheu auch vor dem Schein der Anerkennung falscher Lehre ist auf protestantischem Kirchengebiete der lutherischen Kirche so eigentümlich, daß sie gerade dadurch in dem Sektenpirrwarren unseres Landes eine Sonderstellung gewonnen hat, die ihr endlose Schmähungen einträgt, als sei sie intolerant, borniert, eigensinnig, rechtshaberisch. Mögen nun immerhin einzelne Vertreter unsrer Kirche hie und da durch taktloses Auftreten und fleischliches Eifern diesem Vorwurf einen Schein der Berechtigung gegeben haben, so trifft er doch die lutherische Kirche in ihrer Gesamtheit nicht. Vielmehr darf man mit allem Rechte die bezeichnete Eigenschaft der lutherischen Kirche auf das klare Bewußtsein ihres Erkenntnisbesitzes zurückführen. So stand es um Luther selbst, und die Kraft des göttlichen Wortes, die ihn treu machte, erweist sich gewiß auch in der Gemeinschaft seiner Nachfolger in derselben Weise. So lange wir dem göttlichen Worte überzeugende Kraft zugestehen, müssen wir voraussetzen, daß die Erkenntnis, die es nach Joh. 17, 3 wirkt, mit bewußter Zuversicht des Wahrheitsbesitzes verbunden ist. Wer durch die göttliche Wahrheit gewonnen worden ist, hat zugleich damit die Gewißheit, daß er die Wahrheit kennt, und daß er sie ohne Verlust seiner Seligkeit in Christo nicht preisgeben kann.

Aber weil die Wahrheit stets von allen Seiten angegriffen wird, so bleiben gerade deswegen auch denen, die sie besitzen, allerlei Versuchungen zur Verleugnung nicht erspart. Zu den ungefährlichsten Bedrängnissen dieser Art darf man gewiß das rechnen, wenn unsre Pastoren aufgefordert werden, bei besonderen Gelegenheiten, etwa an nationalen Festtagen, offiziell an ganz oder halbreligiösen Feiern teilzunehmen. Wenn der lutherische Pastor das Anstinnen kurzerhand damit abweist, daß das gegen die Praxis seiner Kirche wäre, so redet er da gewiß nur ad hominem und will nicht sagen, daß sein geistlicher Helm der Köhlerglaube sei. Weitauß verlockender ist aber

*) In der englischen Sprache fehlt, so viel ich weiß, ein Wort, das genau denselben Sinn hätte. Sie kennt zwar den Eigennamen The Union als Bezeichnung für die preussische Union; aber das Gattungswort unionism ist nicht technische Bezeichnung für eine kirchliche Richtung und enthält an und für sich kein absprechendes Urtheil.

die Versuchung, die leicht an Lutheraner überhaupt herantritt, in wirklich anerkanntswerten Bestrebungen zur Besserung sozialer Zustände mit den reformierten Sekten gemeinschaftliche Sache zu machen. Wie schwer geht da oft dem Einzelnen die Erkenntnis ein, daß der religiöse Anstrich, den solche Unternehmungen haben, nicht eine Empfehlung, sondern ein Warnungssignal ist, ein deutlicher Fingerzeig, daß man sich durch Beteiligung sofort den Schein gibt, als stimme man der ganzen Geistesrichtung zu, aus der solche Dinge hervordachsen. Denken wir z. B. an den verlockenden Anstrich solcher Verbindungen wie die Y. M. C. A., die Y. W. C. A., an die gemeinschaftlichen slum missions, auch an vieles von dem sog. settlement work, und doch — welch krasser Unionismus liegt unter dem dünnen religiösen Firnis verborgen! Wie manchem der Unseren mag schon die Erkenntnis verdunkelt worden sein, daß wir Lutheraner derartige Werke allein betreiben müssen, wenn wir uns dazu gedrungen fühlen und Gelegenheit haben, Hand anzulegen. Gar widerwärtig wird aber die Versuchung, wenn einem einmal die Tatsache ins Bewußtsein tritt, daß auf dem großen Felde der Heidenmission die Zerrissenheit des Protestantismus ein enormes Hindernis für den Erfolg des Evangeliums werden kann. Eben dies wird in liberalen Kreisen heutzutage als Grund zu einer allgemeinen Vereinigung aller christlichen Denominationen geltend gemacht. Man weist darauf hin — und zwar nicht ganz ohne Recht — daß die Zersplitterung der Christenheit den Heiden nicht verborgen bleiben kann, vielen unter ihnen zum Vergnügen gereichen und sie der Wahrheit unzugänglich machen werde. Sollte man darum nicht wenigstens im Vorpostendienst die Differenzen unberücksichtigt lassen, damit doch die Missionare als geeignete Macht wirken können? Wer ist solchen Gedanken gegenüber immer gleich mit der Erkenntnis gewappnet, daß bewußte und planmäßige Verleugung der Bekenntnisdifferenzen in der Mission unmittelbar das Urtheil enthielte, die Differenzen seien belanglos und diejenigen, die ihre Missionare derartig instruieren, hielten daheim ein sündhaftes Zerwürfniß gegen besser Wissen aufrecht?

Am gefährlichsten jedoch wird die Versuchung zum Unionismus, wenn die Frage aufkommt, ob denn wirklich genug Ursache dafür vorhanden ist, daß selbst die Lutheraner unsers Landes einander als getrennte und feindselige Heere gegenüberstehen. Liegt doch die Tat-

sache vor, daß die lutherischen Körperschaften ohne Ausnahme, wenn auch vielleicht nicht alle mit gleicher Energie und Sicherheit, den Nachweis zu führen suchen, daß sie treu zu den Bekenntnissen der lutherischen Kirche halten und auch eine deutliche Erkenntnis davon haben, was sie damit behaupten. Gerade die großen Synoden, zwischen denen während der letzten drei Jahrzehnte der Kampf um die Gnadenwahl geführt worden ist, weisen einmütig und mit aller Entschiedenheit allen modernistischen Irrwahn von sich ab und wollen durchaus als solche angesehen werden, die auf lutherischer Lehrbasis stehen zu bleiben gedenken. Man ist darin so eifrig gewesen, daß man der luth. Theologie des 17. Jahrhunderts sogar praktisch eine gewisse symbolische Bedeutung zuerkannt und von beiden Seiten her das Bedürfnis empfunden hat, Uebereinstimmung mit den Lehrvätern jener Periode nachzuweisen. Wäre es darum nicht denkbar, daß die streitenden Parteien im Grunde doch einig seien, und daß die Anerkennung prinzipieller Einigkeit nur von der beiderseitigen Bereitwilligkeit abhängt? Ueberdies wird niemand in Abrede stellen, daß innerhalb dieser getrennten Körperschaften viele tausend Christen nicht nur keine Ahnung davon haben, warum sie eigentlich in verschiedenen Lagern stehen, sondern auch vermutlich in den meisten Predigten von den Kanzeln tatsächlich dieselbe Verkündigung der Heilswahrheiten hören. Angesichts aller dieser Umstände dürfte es uns nicht allzusehr wundern, wenn wir es nächstdem unter den Deutschen auch erlebten, daß das Kirchenvolk die Sache in die Hand nimmt, wie das bei den Norwegern geschehen ist, und über die Differenzen hinweg einfach zur Anerkennung der Einigkeit zu schreiten versuchte. Aber gerade das Beispiel der Norweger zeigt uns auch die Unmöglichkeit einer solchen Lösung. Die Kirche der Gegenwart kann nicht einfach die Vergangenheit ignorieren, sondern muß sich mit den Gegensätzen, die den langen Streit verursacht haben, auseinandersetzen. Es wird uns immer wieder bezeugt, das norwegische Volk sei des Streitens müde gewesen, die jetzige Generation habe das Bewußtsein eines wirklichen Gegensatzes nicht mehr gehabt, und so hätte man den Führern die Lösung gegeben: Streitart begraben und vereinigen! Als man aber daran ging, eine Einigungs- und Vereinigungs-urkunde herzustellen, fand sich, daß man eben doch nicht die Trennung einfach beseitigen und an deren Stelle die Einigkeit setzen könne. Man konnte gewiß mit dem guten Willen zusammenkommen, alle

feindselige Gesinnung gegeneinander aufzugeben, und aufrichtig versuchen, einander besser zu verstehen; aber eben deswegen mußte man doch alle Differenzpunkte in die Besprechung hineinziehen. Von den Vertretern der Parteien hatte jedoch keiner den Mut und die Ueberzeugungstreue, dem Gegner ein rundes, rechtes Eingeständnis der Abweichung von der lutherischen Lehrbasis abzunötigen — und so entstand schließlich das Dpgjör, ein Kompromiß, in dem beide Parteien indirekt eingestehen, daß sie in gleichem Maße an dem Zerwürfniße schuldig gewesen sind.

Wenn nun die oben bezeichnete Stimmung das ganze Volk einer christlichen Gemeinschaft ergreift, so liegt ihr gewiß unter Anderem ein falsches Verständnis von der geistlichen Einigkeit der Kirche zu grunde. Man sieht unter den Mitgliedern andrer Gemeinschaften gar viele, aus deren Reden und Wandel man den Schluß ziehen muß, daß sie gläubige Kinder Gottes sind. Zu ihnen fühlt man sich innerlich hingezogen, wird auch nicht unterlassen, gelegentlich ihr Christentum anzuerkennen. Dazu kommt noch der alte protestantische Satz, daß überall da, wo das Evangelium Christi noch irgendwie zur Geltung kommt, anerkannt und, wenn auch neben vielem und großem Irrtum, verkündigt wird, doch noch aufrichtige Christen vorhanden sein können, die mit zu der großen Gemeinde gehören, welche sich Christus aus der Welt heraus sammelt. Diese Gemeinde der Heiligen ist freilich innerlich durchaus einig; sie hat Einen Beruf, Eine Hoffnung ihres Berufs, Einen Herrn, Eine Taufe, Einen Glauben, Einen Gott. Aber wir haben nicht die Aufgabe, die Glieder dieser Kirche herauszufinden und für sich als Gemeinde hinzustellen. Wie ihre Herstellung durchaus und allein das Werk des erhöhten Christus ist, das vor den Augen auch der Christen immer verborgen bleibt, so bleibt nicht nur die Einigkeit, sondern sogar das Vorhandensein der Kirche als einer Gemeinschaft ein Glaubensartikel. Das ist so sehr der Fall, daß wir in unsern eigenen Gemeinden immer auf die Verheißung des Herrn angewiesen sind, wenn wir zur Gewißheit kommen wollen, daß neben uns wirklich noch andre Gläubige zu dem äußerlichen Verbande einer Ortsgemeinde gehören. Bei andern Personen außer uns selbst kommen wir nie über die Hoffnung hinaus, daß sie im Glauben stehen; während wir ganz überzeugt werden können, daß dieser oder jener unbußfertig und ungläubig ist, bleibt auf der andern Seite die Möglichkeit immer offen, daß die äußeren

Merkmale des Christentums, an die wir uns halten müssen, eine Maske sind, die den Heuchler verbirgt. Daraus ergibt sich aber sofort umgekehrt der Schluß, daß es uns nicht obliegt, mit jedem, den wir als Christen zu erkennen glauben, unter allen Umständen zum Zeichen der Bruderschaft auch äußerlich und öffentlich Gemeinschaft zu halten.

Christen erkennen einander am B e k e n n t n i s d e s M u n d e s (Röm. 10, 9f. Gal. 1, 9. 2. Joh. 10), zu dem die Werke der Gottes- und Nächstenliebe insofern bestätigend hinzutreten, als ihr Fehlen das Bekenntnis lügenstrafft. Nun geht es aber nicht an, daß wir das Bekenntnis auf ein bestimmtes Stück der Lehre b e s c r ä n k e n oder gewisse Lehrstücke als irrelevant ausschließen, indem wir etwa sagten: Sind wir in diesem Stücke einig, so müssen wir uns als Glaubensbrüder zueinander bekennen. Das meint auch Johannes nicht, wenn er schreibt: Ein jeglicher Geist, der da bekennet, daß Jesus Christus sei ins Fleisch gekommen, der ist von Gott, und ein jeglicher Geist, der nicht bekennet, daß Jesus Christ ist ins Fleisch gekommen, der ist nicht von Gott (1. Joh. 4, 2f). Wollte man hier ganz oberflächlich auslegen, so könnte ja herauskommen, daß wir jeden als Christen anerkennen müssen, der nur die wahre Menschheit dieses Jesus bekennet, und dann hätten wir sofort einen Kanon, nach dem alle Unitarier samt Muhammedanern und Juden unter die Christgläubigen gerechnet werden müßten. Sobald aber zugegeben wird, daß Johannes von dem Bekenntnisse zu a l l e m redet, das von Jesu Person und Werk in der Schrift gesagt wird, so darf man nun nicht mehr beschränken wollen. Zu der Lehre, die Johannes meint, gehören alle Aussagen göttlicher Wahrheit in der Schrift, weil die ganze Schrift nur um der Lehre von Jesu willen gegeben worden ist. So hängt mit der Lehre von Jesu Person und Werk aufs innigste zusammen die Lehre von der Kirche und ihrem Wesen, von der Kraft der Sakramente, von der Befehung (Wiedergeburt, Erleuchtung) usw. usw. Freilich mag bei zufälligem Zusammentreffen mit einem Menschen nur das eine große Stück von der Erlösung durch Christum zur Sprache kommen, und Uebereinstimmung in diesem Stücke mag dazu führen, daß man sich gegenseitig als Christen anerkennt. Aber mit dieser Anerkennung ist es nicht notwendig sofort gegeben, daß man öffentlich Bruderschaft schließt; dazu wäre nötig, daß man sich in der Lehre v ö l l i g miteinander identifizieren kann.

Wenn ich mich zu einem Menschen als zu meinem Bruder bekenne, so bekenne ich mich damit zu seiner ganzen Stellung Gott und dem Heilande gegenüber. So lange also zwischen mir und einem andern Christusbekenner noch gänzlich verschiedene Anschauungen über das Evangelium Christi vorliegen, kann ich ihm nicht öffentlich die Bruderhand reichen, ohne zugleich meine Ansichten für falsch zu erklären. Diese Regel muß gelten, wenn nicht der Brudernamen leere Redensart sein soll.

Allerdings muß man wirklich Lutheraner sein, wenn einem diese Rede nicht hart und lieblos klingen soll. Aber ein rechter Lutheraner ist ein Christ, bei dem das Evangelium nicht nur das ganze Leben beherrscht, sondern auch die ganze Gottes- und Christuserkenntnis und darum auch das ganze Bekenntnis des Mundes. Es bleibt eben doch unwidersprechlich feststehen, daß die lutherische Kirche unter allen protestantischen Denominationen eben so entschieden eine Sonderstellung einnimmt, wie es gewiß ist, daß alle Denominationen, die wir als Sekten zu bezeichnen pflegen, im Grunde von gleicher Art sind. Lutherisch und reformiert sind genau so sehr Gegensätze, wie lutherisch und römisch. Während in der lutherischen Lehre der Artikel von Christo wirklich den Mittelpunkt bildet um den sich alles dreht und gegen den alles zurücktritt, was immer der Mensch nach seiner Befehung ist oder tut, so stellt nicht nur die römische Kirche das Verdienst Christi gegen die Leistungen des Menschen in den Hintergrund, sondern es wird auch bei allen reformierten Sekten neben manchem schönen Bekenntnisse zum Heilande doch der Hauptton auf das gelegt, was im Menschen ist, geschieht oder entsteht. Während die lutherische Lehre frei ist von aller Vermischung des Gesetzes und Evangeliums, macht einerseits die römische Kirche das Gesetz zum Evangelium und andererseits die reformierte Gruppe das Evangelium zu einem neuen Gesetze. Darum stehen uns alle, die zu reformierten Gemeinschaften gehören, wie Personen aus einer andern Familie gegenüber; es ist keine wahre Einigkeit vorhanden, auf der allein die Bruderschaft beruht; darum können wir uns auch in keiner Weise öffentlich zu ihnen bekennen.

Die Erfahrung lehrt uns freilich, daß nicht viele unsrer lutherischen Christen zu klarer Erkenntnis dieses fundamentalen Unterschieds kommen. Trotz jahrelanger Belehrung bleiben sie auf der Stufe schablonenmäßiger Aufstellung von Lehrunterschieden stehen,

wie wir sie den Anfängern im Christentum, den Kindern in den Oberklassen der Schulen und den Konfirmanden beibringen müssen. Aus dieser mechanischen Behandlungsweise entspringt dann die Gepflogenheit, daß man die reformierten Gemeinschaften danach gruppiert, wie nahe oder ferne sie angeblich der lutherischen Kirche stehen, und daß man in oberflächlichem Urteil zu dem Ergebnisse kommt, diese und jene Sekte (etwa die Episkopalen oder die Presbyterianer) ständen uns näher als die andern. Von da aus ist nur ein kurzer Schritt zum Zweifel, ob wir recht daran tun, uns gegen die äußerliche Anerkennung solcher Christen zu verschließen, die doch „nur“ in einem oder dem andern Artikel von uns abweichen. Die Menge der theologischen Gedanken, die die Schrift darbietet, ist so groß, daß Abweichung in scheinbar vereinzeltten Punkten etwa so unbedeutend erscheint, wie ein paar Körnchen Sand in einem Zuber Wassers. Wo dieser Eindruck sich festsetzt, sucht er nach einer Wortfassung und findet sie in dem durch und durch unionistischen Satze: In essentials unity, in non-essentials liberty; in all things charity; das heißt: Es ist gegen die christliche Liebe, wenn man einem Christen das Recht absprechen will, in unwesentlichen Lehrpunkten seine eigene Ansicht zu haben, so lange er nur in den wesentlichen mit uns eins ist.

So christlich hiebei die Berufung auf die Liebe klingt, so un göttlich ist der Gedanke, der damit ausgesprochen wird. Es ist nicht notwendig, in diesem Zusammenhange die Unterscheidung zwischen wesentlichen und unwesentlichen Lehren zu beleuchten. Sedenfalls sind doch durchweg solche Lehrpunkte gemeint, über die die Schrift Auskunft gibt, denn andre können für das christliche Bekenntnis überhaupt nicht in betracht kommen. Nun geben wir gerne zu, daß ein Christ nicht notwendigerweise alle Lehren wissen muß, von denen die Schrift redet, ehe wir ihn als Christen und Bruder anerkennen können; wir müßten sonst gleich alle Kinder, deren Erkenntnis noch in den Anfängen liegt, aus unsern Gemeinden ausschließen. Wir können an einem sonst rechtchaffenen Christen ein groß Stück Unwissenheit in göttlichen Dingen ertragen, so lange er nur über Sünde und Gnade einigermaßen Bescheid geben kann. Aber diejenigen, die ihre Ansicht in dem oben erwähnten Satze ausgesprochen finden, denken nicht an die Unwissenden und Erkenntnisarmen, denn sie wollen ja in „unwesentlichen“ Stücken das Recht

zu widersprechender Ansicht gewahrt wissen. Das setzt doch voraus, daß jeder der beiden, die miteinander handeln, wissen, welche Stücke der Erkenntnis in Frage stehen. Hier aber hört die Berechtigung auf, einen Unterschied der Wichtigkeit zwischen den Lehren der Schrift aufzustellen; denn von diesem Gesichtspunkte aus angesehen gibt es keine unwesentlichen Lehrstücke.

Alle Glaubenslehren werden in der Schrift klar und unmißverständlich vorgetragen. Nicht nur quillt alle wahre Theologie, alle richtige Erkenntnis aus der Schrift heraus, sondern sie erhebt auch den Anspruch, daß alles christliche Bekenntnis mit ihr übereinstimmen muß. Ein Christ mag viel falsche Lehrauffassung mit sich herumtragen, ohne daß dadurch sein Glaubensstand beeinträchtigt wird; erkennt er aber, daß eine Ansicht, die er hegt, nicht mit der Schrift stimmt, so widerstrebt er sofort dem h. Geist, wenn er sie nicht aufgibt. Wir können keinem Christen die Freiheit zugestehen, über irgend eine klare Aussage der Schrift zu Gericht zu sitzen und sie nach seinem Gutdünken zu verwerfen, könnte er seine Entscheidung auch mit tausend Scheingründen stützen. Ist die Bibel wirklich Gottes Wort, so hat unter Christen kein Bekenntnis Berechtigung, das in irgend einem Stücke von der klaren Schrift abweicht. Bewußter Widerspruch gegen eine klare Schriftausgabe ist Widerspruch gegen Gott selbst; wie könnte aber ein Mensch wagen, Widerspruch gegen Gott auch in den geringfügigsten Dingen für berechtigt anzuerkennen? Und hier darf niemand aus der Tatsache, daß die Schrift doch sehr verschieden ausgelegt wird, einen Grund für die Gleichberechtigung verschiedener Ansichten gewinnen wollen. Denn einmal betrifft diese Verschiedenheit der Lehrauffassung die wichtigsten Stücke nicht weniger als die unwichtigeren, so daß jener Grundsatz dann eigentlich lauten müßte: in *all things liberty*; und sodann gäbe man mit diesem Argument zu, daß der Papst Recht hat, wenn er die Bibel ein dunkles, ungewisses Buch nennt, aus dem niemand ohne Hilfe der Tradition, die im Papste verkörpert ist, gewisse Wahrheit schöpfen kann. Nein, nicht die Schrift ist schuld an Lehrdifferenzen, die zu Trennungen führen, sondern jedesmal die menschliche Vernunft, die über die göttlichen Aussprüche zu Gericht sitzen und sie meistern will. Mit andern Worten: Wer brüderliche Anerkennung solcher Personen fordert, die gewisse, klare Lehren der Schrift umkehren, gibt das Prinzip auf, daß die Schrift allein und immer

Richterin über alle Lehren sei. Er kann ja dem angenommenen „Bruder“ gegenüber in keinem Falle darauf bestehen: So steht geschrieben, nachdem er in einem Falle direkt auf diese Berufung verzichtet hat. Damit hat er überdies die Verpflichtung übernommen, jeden Christen öffentlich als Bruder anzuerkennen, einerlei wie sehr dessen Bekenntnis mit Irrtümern durchsetzt ist. Wie sehr das aber Gott mißfallen muß, wenn man so seinem Worte die Alleinberechtigung in der Kirche nimmt, sollte auch einem einfältigen Christen leicht klar zu machen sein.

Kirchliche Einigung ist also wesentlich Einigung im Bekenntnisse, d. h. allgemein geredet in der Darstellung und Zusammenfassung der Schriftlehre. In ihrer äußerlichen Erscheinung ist die Gemeinde Christi Bekenntnis kirche. Es ist gar nicht denkbar, daß eine Schar Christen sich irgendwie zusammentut, ohne ein Bekenntnis aufzustellen. Das tun die Christen zunächst für sich, weil sie einander nur am Bekenntnis als Brüder erkennen. Aber dann braucht jede Christenschar dies Bekenntnis auch zur klaren Abgrenzung gegen alle Menschen, die nicht ihresgleichen sind. Von der Art der Gegensätze hängt Form und Inhalt des Bekenntnisses ab. Wo den Bekenntnern nur die ungläubige Welt gegenübersteht, genügt für die Abgrenzung die einfache Wiederholung der Schriftausagen. Aber sobald innerhalb der Christenheit selbst Lehrgegensätze entstehen, liegt die Sache anders. Wer als Christ gelten will, muß sich für seine Lehrauffassung auf die Schrift berufen, weil er sonst sofort sein eigenes Urteil spräche. Will nun die Kirche solchen Irrungen gegenüber ihr Bekenntnis vertreten, so nützt es offenbar nichts, daß sie sich einfach auf dieselbe Schrift beruft, die der Störenfried für seine Zwecke mißbraucht. Will sie seinem falschen Bekenntnisse erfolgreich begegnen, so muß sie notgedrungen ihre richtige Auffassung derselben Schriftausage darlegen. Daher kommt es, daß sie in ihren Lehrkämpfen sogar häufig neue Ausdrücke und Redeweisen erfindet, nicht in der Absicht, die biblische Darstellung zu bessern oder klarer zu machen, sondern um Verkehrungen klarer Schriftausagen kräftig und bestimmt abzuweisen. Diese Ausdrücke und die ganze Darstellungsweise sind nicht Stufen einer Lehrentwicklung, wie man das in der modernen Theologie auffaßt; denn die Kirche ist sich bewußt, daß sie in der Schrift alle Wahrheit hat und ihrer Erkenntnis keine neuen Stücke einfügen kann, die über die Schriftoffenbarung hin-

aus lägen. Im Gegentheil, die Kirche will je und je durch ihre Sonderbekenntnisse ihre Uebereinstimmung mit der Schrift dartun und nur die Schriftlehre, die sie schon besitzt, in solche Form gießen, daß der jeweilig auftretende Irrtum dadurch als ungöttlich gekennzeichnet wird. Was die Kirche aber so erkämpft hat — nicht neue Lehre, sondern besonders zugespitzte Darstellung der Lehre —, bewahrt sie als kostbares Erbgut von einer Generation zur andern; denn alle bedeutenderen Lehrgegensätze pflanzen sich entweder ununterbrochen fort oder treten neu maskiert immer wieder auf, so daß die alten, bewährten Waffenstücke immer wieder verwertet werden können. So sind unsre lutherischen Bekenntnisschriften entstanden, eine unübertroffene Aufzeichnung der Darstellung reiner Schriftlehre, trotz aller ihnen anhängenden menschlichen Mängel und Gebrechen. Ihnen stehen mancherlei Bekenntnisschriften anderer Christengemeinschaften gegenüber; aber bis auf diesen Tag hat niemand den Nachweis erbracht, daß die lutherische Kirche in ihren symbolischen Büchern mehr getan hat, als die Schriftwahrheit klar zu bezeugen, während die Bekenntnisse aller andern kirchlichen Gemeinschaften mehr oder weniger mit vernünfteln den Abweichungen von der klaren Schrift durchsetzt sind.

Dem lutherischen Gewissen erscheint deshalb jede kirchliche Vereinigung und alles kirchliche Zusammenwirken, bei dem das lutherische Bekenntnis irgendwie zu kurz kommt, sofort als Unionismus. Es ist uns ganz undenkbar, daß jemand, der den Inhalt unsrer Bekenntnisschriften kennt und damit übereinstimmt, sie nicht zu seinem Bekenntnisse machen würde. So ist es auch undenkbar, daß jemand in seinem Herzen von der Richtigkeit des lutherischen Bekenntnisses überzeugt sein und doch mit Widersprechern gemeinsame Sache machen könnte. Wer einer Abweichung von lutherischer Lehre Gleichberechtigung mit ihr zugesteht, indem er sich mit dem Vertreter der Abirrung brüderlich verbindet, hat damit den Irrtum anerkannt und die lutherische Lehre verleugnet. Hier gibt es für uns keinen neutralen Boden. Entweder ist die lutherische Lehre biblisch — und dann muß sie gegen alle Angriffe aufrecht erhalten werden —, oder sie ist unbiblisch — und dann muß ein Christ sie verwerfen. Aber beides zugleich kann man nicht tun, ohne Gottes Ehre und das Gewissen zu verletzen.*)

*) Es sei hier auf eine Form des Unionismus, d. h. der Verleugnung

Für einen rechtschaffenen Lutheraner kommt Christen anderen Bekenntnisses gegenüber die Frage gar nicht auf, ob er im Rechte ist oder jene; sie kann nur von den Irrgläubigen her an ihn herantreten, denen es wie geistlicher Hochmut erscheint, wenn jemand nicht zugeben will, daß eine nachweisbar auf Gottes Wort gegründete Ueberzeugung falsch sein könne. Sie erkennen nicht, daß sie damit ihre Sondermeinung indirekt mindestens für zweifelhaft erklären und so auch das Existenzrecht ihrer Sondergemeinschaft in Frage ziehen. Aber weil die lutherische Kirche bewußtermaßen kein Stück ihrer Lehre drangeben kann, ohne ihren Abfall zu konstatieren, steht es uns nicht nur fest, daß wir kein andres Evangelium anerkennen können, als das, das uns Gott in der Schrift gelehrt hat, sondern auch, daß der Irrgläubige, der sich zu uns tun will, von seiner falschen Lehre abtreten und unsrer beipflichten muß. Freilich werden wir ihm gegenüber unser Argument nicht aus den Bekenntnisschriften führen, die er ja nicht anerkennt, sondern aus der Schrift; aber sofern man durch eine derartige Diskussion Vereinigung zu erzielen hofft, kann der Lutheraner, der zur Schrift steht, nie die Möglichkeit setzen, daß

lutherischer Lehre hingewiesen, die in unsrer Besprechung nicht in erster Linie in betracht kommt, nämlich die *Kanzel- und Altargemeinschaft* mit Irrgläubigen, die stattfindet, ohne daß mit der betr. irrgläubigen *Gemeinschaft* eine Vereinbarung stattgefunden hätte. Daß diese Praxis ihrem Wesen nach eine recht grobe Form des Unionismus ist, steht bei uns vorläufig nicht in Debatte; der Satz müßte aber erörtert werden, wenn die Frage der Anerkennung der Generalsynode und des Generalkonzils uns näher rückte, weil diese Unionisterei in jener Körperschaft an der Tagesordnung ist und in dieser nicht allzu selten vorkommt, ohne daß ernstlich Einspruch dagegen erhoben zu werden scheint. — Ferner mag hier darauf hingewiesen werden, daß die Dogmatiker des 17. Jahrh. in ihrem Streben nach präziser Unterscheidung drei Arten des Unionismus (oder Synkretismus, wie sie sagen) erkennen wollen, nämlich den *absorptiven*, bei dem die Differenzen einfach zugegeben werden und die Einigung mittels eines vereinbarten Konsensus zustande kommt; den *temperativen*, bei dem man temperiert, d. h. auf beiden Seiten etwas nachgibt, einen Kompromiß schließt und die noch übrig bleibenden Differenzen unausgeglichen fortbestehen läßt, während man sich äußerlich trotzdem vereinigt (so die preußische Union!), vielleicht noch mit dem Verständnis, daß die strittigen Punkte als „offene Fragen“ gelten sollen, über die jeder denken könne, wie es ihm recht erscheine. Ob es etwas austrägt, jede drohende oder geschehene Unionisterei nach diesem Schema zu rubrizieren, mag dahingestellt bleiben.

die Lehre der Bekenntnisschriften als falsch erwiesen werden könne.

Diese Anschauungsweise möchte nun aber deshalb als ungerichtlich erscheinen, weil ja doch innerhalb der lutherischen Kirche selbst fort und fort Lehrstreitigkeiten aufkommen und Zersplitterung anrichten. Wenn wir vor Andersgläubigen die Untrüglichkeit unsrer Lehre rühmen und sie zu deren Anerkennung zu bewegen suchen, wie geschieht es denn, daß die Lutheraner, die alle auf dieselben symbolischen Bücher schwören, doch in Parteien auseinandergehen? Und wenn man Andersgläubigen die lutherischen Bekenntnisse als einzig annehmbare Einigungsformel entgegenbringt, wie geht es denn zu, daß Leute, die in gleicher Weise auf dieser Basis zu stehen vorgeben, einander zuweilen sehr bitter und heftig bekämpfen? Wird uns diese augenfällige Tatsache nicht zu dem doppelten Zugeständnisse nötigen, daß unsre Symbole die geoffenbarte Schriftwahrheit doch nicht unzweideutig wiedergeben, und daß sie deshalb völlig ungeeignet sind, überhaupt als Vereinigungsbasis zu dienen?

Jeder Lutheraner, der diesen Namen verdient, wird die Doppelfrage in ihren beiden Teilen mit einem runden Nein beantworten; denn er nennt sich eben deshalb einen Lutheraner, weil er durch Gottes Wort in seinem Gewissen an die Lehre gebunden ist, die in unsern Symbolen vorliegt. Zur Verteidigung unsrer Bekenntnisse gegen jenen Vorwurf wird man freilich auch darauf hinweisen, daß wir je und je betont haben, die Symbole seien nur *norma normata*, daß wir sie also der h. Schrift nicht nebenordnen, sondern dieser wegen der göttlichen Inspiration die absolute Suprematie zuerkennen. Während die h. Schrift ein göttliches Buch ist, sind unsre Bekenntnisse nur menschliche Darstellungen der Glaubenserkenntnis, die unsre Kirche aus Gottes Wort geschöpft hat. Darum geben wir jedem sofort zu daß wir nicht jedes Wort, jede Darstellungsweise, jede Argumentation in unsern symbolischen Büchern für unantastbar ansehen. Wir wissen, daß manches anders, hie und da wohl auch präziser hätte gesagt werden können. Aber die Geschichte unsrer Kirche lehrt, daß die augenfälligen Unvollkommenheiten der Bekenntnisschriften die in keinem Falle die Bekenntnislehre beeinträchtigen, nie zu ernstlichen Unruhen und Trennungen Anlaß gegeben haben. Wenn wir auch nicht glauben, daß der Magnet seine natürliche Kraft nicht ausüben kann, falls er mit Knoblauchsaft bestrichen wird (SC 521, 5. 578, 6), so gibt

doch auch das Bekenntnis diese Behauptung nicht für Gottes Wort aus, und die Lehre, die durch den Vergleich illustriert werden soll, bleibt auch ohne ihn fest stehen.

Tatsächlich sind vielmehr alle Streitigkeiten und Trennungen in der lutherischen Kirche über diejenigen Lehren entstanden, die in den Symbolen ausdrücklich oder jedenfalls durch die Art, wie man sie erwähnt, als Gottes Wort bezeichnet werden. Wer darf es aber wagen, die Bekenntnisschriften deswegen der Zweideutigkeit oder doch Ungenauigkeit in der Lehrdarstellung zu bezichtigen? Eben weil die Bekenntnisse schriftgemäße Lehre vortragen, kann es ihnen nicht anders gehen, als der Quelle, aus der sie schöpfen. Wenn schon die h. Schrift es sich gefallen lassen muß, mißverstanden, ja auch boshaft mißdeutet und verdreht zu werden, wie viel mehr muß man erwarten, daß ein menschliches Bekenntnis, das auf ihr ruht, solche Umdeutungen erfährt! Und da es sich bei dem Mißbrauch der Symbole um Lehren handelt, die sie aus Gottes Wort nehmen, so betrifft der Frevel nicht sie, sondern Gottes Wort selbst. Wenn darum zwei Lutheraner oder lutherische Gemeinschaften über irgend eine Lehre der Bekenntnisse uneins werden, so kann das ja seinen Grund darin haben, daß sie beide irren; aber bis jetzt ist immer so gewesen, daß eine der streitenden Parteien von der Schriftwahrheit abgekommen war und eine falsche Lehre verteidigte.

Offenbar kann man in einem solchen Falle den Streit nicht durch Berufung auf die Bekenntnisse schlichten, deren Sinn ja eben in Frage steht. Auch wird es gänzlich erfolglos sein, gleichzeitige Schriften etwa der Verfasser der Symbole zum Nachweis über den Sinn der Bekenntnisse zu zitieren; denn nicht nur ist jeder solcher Verweis selbst wieder ein Streitobjekt, sondern die Methode hat auch deshalb keinen Sinn, weil das Bekenntnis doch in sich selbst und nach seinem Wortlaut einigermaßen verständlich sein muß, wenn es seinen Namen verdient. Hier führt schließlich auch wieder nichts anderes zum Ziele erwünschter Einigung, als daß die Streitenden miteinander in die Schrift hineingehen und aus ihr die rechte Erkenntnis festzustellen suchen. Hat man sich über die Lehre der Schrift geeinigt, so ist damit nicht nur wahre Einigkeit erzielt, sondern auch der rechte Sinn der Symbole festgestellt, wenn es anders wahr ist, daß die lutherische Kirche das reine Evangelium besitzt.

Grober Unionismus wäre es aber, wenn man den Streit und

die Trennung dadurch beseitigen wollte, daß man das formale Bekenntnis zu den Bekenntnissen die Einigungsbasis sein ließe. Das geht jetzt nicht, nachdem einmal die verschiedenen Ansichten über die Lehre der Symbole in offenen Gegensatz zueinander getreten sind. Die Augustana sagt ganz richtig: Es ist genug zu wahrer Einigkeit der Kirche, daß da einträchtiglich nach reinem Verstand das Evangelium gepredigt werde. Daß angeblich Evangelium gepredigt wird, genügt nicht; es muß einträchtig und nach reinem Verstande geschehen! Es würde uns zur Einigung nichts nützen, wenn der Vorschlag ausgeführt würde, den man schon hie und da gemacht hat, daß man das „Grundbekenntnis“, wie man die Augsburgerische Konfession dann zu nennen beliebt, als einigendes Band annähme und die Aufstellungen der übrigen Bekenntnisschriften auf sich beruhen ließe. Dieser Vorschlag entspringt der ganz richtigen Beobachtung, daß die wichtigen Lehfragen, in denen die amerikanischen Lutheraner auseinandergehen, vornehmlich in der Konkordienformel abgehandelt werden, und daß die streitenden Parteien sich gerade mit diesem Bekenntnisse auseinandersetzen müssen. Aber das Bekenntnis zur Augustana brächte ja doch keine Einigung zuwege, die Gott gefällt, so lange kirchentrennende Differenzen unausgeglichene bestünden; wir hätten dann eine Vereinigung, die in allen wesentlichen Merkmalen mit der Union der Lutheraner und Reformierten identisch wäre. Wollte man aber zu gunsten jenes Vorschlags die Tatsache ins Feld führen, daß die Konkordienformel ja doch nicht in allen Teilen der lutherischen Kirche offiziell anerkannt worden sei, so würde das die naive Ansicht vertragen, daß es möglich sei, Geschehenes durch Synodalbeschluß ungeschehen zu machen.

Allerdings darf die Entgegnung hier nicht in der Weise geschehen, daß man darauf hinweist, wie viele Lutheraner sich öffentlich zur Konkordienformel bekannt haben. Dadurch, daß alle Lutheraner Deutschlands dies Bekenntnis angenommen haben, ist es nicht öffentliches Bekenntnis aller Lutheraner überhaupt geworden, z. B. etwa der skandinavischen. Auch macht ja, genau gesehen, die Anerkennung einer Schrift sie nicht symbolisch, sondern umgekehrt: sie wird anerkannt, weil sie symbolischen Wert hat, d. h. weil sie gerade das Bekenntnis zum Ausdruck bringt. Für den Lutheraner kommt als Kriterium des Bekenntnisses in betracht, daß

es mit der Schrift stimmt; ist dies klar nachweisbar, so ist ein Bekenntnis lutherisch, auch wenn es nicht alle Lutheraner formell anerkennen, und auch diejenigen, die mit ihrer Anerkennung zurückhalten, dürfen ein solches Bekenntnis nicht verwerten, da sie sonst un-lutherisch handeln würden. Daß die Konkordienformel hier die Probe besteht, liegt auf der Hand. Nicht nur steht sie in keinem Stück im geringsten Widerspruch gegen die älteren Bekenntnisse der lutherischen Kirche, sondern es ist ihr auch noch kein Widerspruch gegen die h. Schrift nachgewiesen worden. Darum ist sie recht eigentlich lutherisches Bekenntnis. Das ist auch praktisch so ziemlich allgemein anerkannt worden; wenigstens versteht es sich hier in Amerika für alle Lutheraner von selbst, daß sie mit der Konkordienformel als einer lutherischen Bekenntnisschrift operieren. Das ist Geschichte, die man nicht ungeschehen machen kann. Wer darum im Ernste den Vorschlag macht, zum Zweck kirchlicher Einigung von der Konkordienformel abzugehen, setzt sich begründetem Verdachte aus, daß er mit der schriftgemäßen Lehre dieses Symbols nicht stimmt und deshalb kein wahrer Lutheraner ist. Für uns ist es ausgeschlossen, einen derartigen Plan auch nur ins Auge zu fassen, nachdem wir über ein halbes Jahrhundert sämtliche symbolische Schriften als unser Bekenntnis verteidigt und grade die Konkordienformel als eine durchaus zuverlässige und für uns äußerst wertvolle Darstellung der göttlichen Wahrheit erkannt haben. Wer sie nicht gelten lassen will, steht mit uns nicht in demselben Bekenntnisse.

Auf die Frage, wie wir mit denen zur Einigkeit kommen können, die sich so energisch wie wir auf die Konkordienformel berufen, gibt es nur die eine Antwort die wir schon oben gegeben haben: Nur die Schrift wird das rechte Einverständnis wirken. So lange wir andre Wege versuchen und etwa auch noch über kirchen- und dogmenhistorische Fragen einig zu werden bestrebt sind, wird es beim Streit und bei der Uneinigkeit bleiben. Das sollte eine große Wahrheit sein, die wir aus dem Verlaufe des langen Lehrkampfes über die Gnadenwahl nehmen, daß der Weg zur Verständigung und zur Ueberwindung des Gegensatzes nicht darin liegt, daß man die lutherischen Theologen des 17. Jahrhunderts zu Hilfe ruft und sie zu Richtern darüber setzt, was so recht eigentlich lutherische Lehre ist, oder daß man darüber klar wird, wer unter uns die Aussagen jener Gelehrten richtig verstanden hat. Der wirkliche Wert der gehalt-

vollen Schriften unsrer Aiten kommt hiebei gar nicht in Frage*), sondern nur der Wert eines Streits darüber, was sie eigentlich gelehrt haben. Man hat viele Bogen Papier verschrieben und gedruckt, um auf beiden Seiten den Nachweis zu führen, daß jene Lehrväter mit dieser oder mit jener Lehrdarstellung stimmen oder nicht stimmen. Die Leser der kirchlichen Zeitschriften sind mit einer Flut von Zitaten und Gegenzitaten übersättigt worden, so daß schließlich in der That eine Uebersättigung eingetreten ist, die den Durchschnittsleser veranlaßt, in den Artikeln alles zu überspringen, was zwischen Gänsefüßchen steht. Man hat also sicher nichts unterlassen, was man hätte tun können, um diese Methode der Verständigung auszuprobieren. Daß diese Methode den Beteiligten historisch am nächsten zur Hand lag, tut hier nichts zur Sache; wir fragen jetzt darnach, wie sie sich bewährt hat. Was haben wir damit in der Richtung auf Entfernung des Gegenjages erzielt? Um wie viel sind die streitenden Parteien einander sachlich näher gekommen? Auch nicht um eines Fingers Breite! Jedem Zitat, das von einer Partei zum Erweis der Richtigkeit ihrer Stellung vorgeführt wurde, konnte von der andern Partei aus denselben Vätern triumphierend ein niederschmetterndes Gegenzitat entgegengeworfen werden. Daraufhin folgten wohl Auseinandersetzungen darüber, ob der Gegner auch die von ihm angeführten Worte richtig verwertet habe, und so

*) Man hat der Redaktion der Quartalschrift von mehreren Seiten vorgeworfen, daß sie eine starke Neigung zeige, das gute Alte beiseite zu setzen, weil sie, durch den Drang der Zeitverhältnisse genötigt, der Dogmatik des 17. Jahrh. Unstimmigkeiten und unhaltbare Argumentationen nachweist. Gegen diesen Vorwurf dürfte wohl urgiert werden, daß der wirkliche Wert eines Dinges doch nicht von demjenigen erkannt wird, der es kritiklos hinnimmt. Uns handelt es sich nur darum, einer U e b e r s ä t z u n g jener Theologen entgegenzutreten, die offenbar der Berufung auf sie vielfach zu Grunde liegt. So hoch uns auch Männer wie Gerhard, Calov, Quenstedt stehen, so wenig bringt uns jemand von der Ansicht ab, daß sie als Theologen einem Luther weit nachstehen, und daß ihre theologischen Schriften in keinem Sinne neben den symbolischen Büchern stehen. Für uns ist das sechzehnte Jahrhundert das goldne Zeitalter lutherischer Theologie, nicht das siebzehnte. Man darf wohl auch die Behauptung wagen, daß die Schriften der Theologen des 17. Jahrh. durch den Mißbrauch, der während unsers Lehrstreits mit ihnen getrieben worden ist, mehr an Kredit verloren haben, als durch alle berechtigte Kritik, die an ihnen ausgeübt wird.

konnte es endlos weiter gehen, ohne daß etwas mehr als eben solche Verhandlungen dabei herausgekommen wäre. Man ist nicht einmal darüber einig geworden, ob die Lehrväter des 17. Jahrhunderts synergistisch geredet und gelehrt, oder ob sie zwar synergistisch geredet, aber nicht synergistisch gelehrt haben. In der Natur dieser Diskussion lag es aber von vorn herein, daß sie zum Austrag einer Differenz im 19. und 20. Jahrhundert nichts beitragen konnte, weil von der Stellung jener großen Männer nicht einmal unser Bekenntnis, geschweige denn unsere Glaubensgewißheit abhängen konnte. Sie haben unsrer amerikanisch-lutherischen Kirche reichlich auf andre Weise gedient und werden uns weiterhin noch manche schätzenswerte Dienste leisten; aber obgleich sie Befenner des lutherischen Glaubens gewesen sind, stehen ihre Schriften doch nicht als Bekenntnisse der Kirche da, sondern als Privatschriften, als Zeugnisse für die persönliche Auffassung des Einzelnen, in der noch dazu wenigstens die späteren unter ihnen sehr von der ihrer Vorgänger abhängig gewesen sind.

Deshalb kommt für die Herstellung kirchlichen Friedens ungewein wenig darauf an, daß wir über die Lehrstellung der Väter des 17. Jahrhunderts in den strittigen Punkten gleicher Ansicht werden. Selbst wenn man Einigung in einer solchen historischen Frage überhaupt erzielen könnte, so wäre damit die Einigung in der Wahrheit, auf die es ankommt, noch gar nicht gegeben, wie man das an der modernen Theologie sieht, die bei all ihrer Einstimmigkeit z. B. über den nichtmosaischen Ursprung des Pentateuchs doch weit von der Wahrheit entfernt geblieben ist. Es hat manche ängstliche Gemüther bedrückt, daß in der Abwehr völlig unschlüssiger Argumentationen hie und da scharfe Urteile über die Väter des 17. Jahrhunderts ausgesprochen worden sind. Man hat sogar darin, daß wir den Gebrauch des Intuitustropus gänzlich verwerfen, eine Verurteilung jener gelehrten Männer erblickt, die den fatalen Ausdruck in die lutherische Dogmatik eingeführt haben. Dabei hat man gewöhnlich nicht beachtet, daß alle jene Urteile nicht den persönlichen Glaubensstand der Dogmatiker betrafen, sondern lediglich ihre Lehrdarstellung; daß ferner jene Urteile nur durch die angestrebten Versuche der Gegner, uns aus der dogmatischen Tradition des 17. Jahrhunderts einen Strick zu drehen, hervorgerufen wurden; daß weiter eine Verwerfung des Intuitustropus gegenüber den Gegenätzen,

die wir heute bekämpfen, eine ganz andre Bedeutung hat, als die Verwerfung desselben Ausdrucks, wie er bei den Vätern vorkommt; daß endlich am rechten lutherischen Bekenntnisse auch nicht ein Strich geändert würde, wenn wir auch alle zugestehen müßten, daß die lutherischen Theologen eines ganzen Jahrhunderts Synergisten gewesen sind. Die Kontinuität der lutherischen Kirche beruht nicht in dem, was einzelne ihrer öffentlichen Lehrer geschrieben haben, sondern im Beharren auf dem Bekenntnisse, das sie aus Gottes Wort heraus gewonnen hat.

Haben wir uns dahin geeinigt, daß wir die Streitmethode in der eben vorgeschlagenen Weise abändern, so werden wir vielleicht gleich noch einen weiteren Schritt zu tun bereit sein, der gewiß die Einigung in der Lehre nicht weiter hinauschieben wird, möglicherweise aber sie sehr fördern könnte. Es ist ganz offenbar nichts damit gedient, daß wir nun nach dreißigjähriger Erörterung der Lehren von der Gnadenwahl und Befehrung die alten Gedankengänge immer aufs neue vortragen. Niemand hat besonderen Grund zu der Hoffnung, daß es ihm gelingen werde, diesen Lehrstücken auch nur in der Weise eine neue Seite abzugewinnen, daß seine Darstellung wirklich anregend und fördernd wirkt. Man hat sich schier schon angewöhnt, daß man die Streitartikel, die jetzt in bezug auf jene Lehren erscheinen, nur überfliegt, um sich zu überzeugen, daß wirklich nichts weiter als die alten, längst bekannten Gedankenreihen dargeboten werden. Diese ewige Wiederholung hat ja den einen Vorteil, daß die heranwachsenden Pastorengenerationen in ein rechtes Verständnis des casus belli eingeführt werden; aber man darf nun auch hierin die Hoffnungen nicht zu hoch spannen. Weil wir Aelteren lange nicht mehr mit dem Eifer des ersten Feuers den Streit führen können, wird auch das jüngere Geschlecht unsern Darstellungen nicht durchweg reges Interesse entgegenbringen. Daher dürfte es wohl für alle legitimen Bekenntniszwecke genügen, wenn wir von jetzt an die Differenzen in diesen Lehrstücken einfach bestehende Tatsache sein lassen, die sich vorläufig nicht ändern läßt, und die polemische Diskussion über Wahl und Befehrung bis auf weiteres einstellen. Wir haben als Seitenstück zu Dr. Piepers Buch „Zur Einigung“ jetzt auch die Ohio'sche Darstellung des status controversiae in den „Zeugnissen zur Einigung und zum Frieden in der Wahrheit“, die neuerdings wohl an die meisten Pastoren ausgesandt worden sind. Wer

die beiden Schriften nebeneinander hält, wird leicht erkennen, daß die Differenz heute nicht weniger trennend ist als vor dreißig Jahren, ja daß sie eigentlich bedeutend schärfer präzisiert dasteht. Angesichts dieser beiderseitigen Kundgebungen wird niemand die freudige Hoffnung empfinden, daß wir der Einigung näher rücken werden, wenn sich jetzt an diese Schriften neue weitläufige Auseinandersetzungen schlössen. Der Streit ist durch sie nicht in ein neues Stadium getreten; vielmehr sehen sie aus wie Summarien über die langjährigen, erfolglosen Versuche, die Gegner zu überführen und zu gewinnen. Bei diesen Summarien könnten wir es vorläufig einmal bewenden lassen. Wir haben reichlich Veranlassung, uns mit unsern Gegnern in anderen Lehrpunkten ernstlich auseinanderzusetzen, die man bisher in der Diskussion nur hie und da gestreift hat. Dr. Stellhorn hat neuerdings sehr richtig hervorgehoben, daß die prinzipielle Differenz zwischen uns und ihm durchaus nicht nur die Lehren betrifft, über die hauptsächlich gestritten worden ist. Er greift mit Recht auf die Rechtfertigungslehre zurück. Naturgemäß hat der Irrtum, dem unsere Gegner gefolgt sind, den Artikel von der Vergebung der Sünden in Mitleidenschaft gezogen. Wir sind nun auch nicht mehr einig darüber, worin die Rechtfertigung des Sünders eigentlich besteht; wir gehen in der Definition des Evangeliums selbst auseinander. Da wir nun doch durch die Lage der Dinge auch weiterhin genötigt sein werden, gegen einander zu polemisieren, dürfte es geboten sein, die Kernlehre des Christenglaubens zum Gegenstand der Verhandlung zu machen. Kämen wir über sie zum Einverständnis, dann würden wir finden, daß auch die Differenzen in der Gnadenwahl- und der Befehrungslehre aufgehoben sind. Jedenfalls ist betreffs dieser Lehren nicht auf Einigung zu hoffen, so lange wir über die Kraft des Evangeliums und die Vergebung der Sünde verschiedenartige Auffassungen vertreten.

So werden dann wahrscheinlich die Verhandlungen in den Zeitschriften der innerlich getrennten Synoden vorläufig kaum nach Einigungsversuchen aussehen; und doch sollten wir darnach trachten, sie wirklich als solche zu bewerten. Es ist nicht nötig, daß Lehrstreitigkeiten in feindseliger Weise geführt werden; es ist aber auch nicht nötig, daß man sich durch unvorsichtige Äußerungen der Gegner gleich persönlich verletzt fühlt und gereizt antwortet. Man hat bisher auf beiden Seiten nicht immer das sorgfältige Bestreben gezeigt,

alles zu vermeiden, wodurch eine bittere persönliche Stimmung bei dem Gegner erzeugt werden konnte. Es würde die Sache nur schlimmer machen, als sie ist, wenn man nun untersuchen wollte, wer darin am meisten Schuld hat. Genug, daß man beim Zurückdenken den Eindruck hat, es habe oft mehr die Aufgabe vorgeschwebt, den Gegner zu vernichten, als die, ihn zu verstehen und zu gewinnen. Und doch soll ja unter Christen das immer das erste Ziel sein, durch Darbietung der göttlichen Wahrheit den Irrenden zurechtzubringen! Warum sollten wir darum für die Folgezeit nicht dies Ziel fest vor Augen behalten? Wir würden dann sicher der gewünschten Einigung besser vorarbeiten, als wenn wir allzuspitze Federn führen. Darin gerade liegt zum großen Teile mit die Bedeutsamkeit der Schrift Dr. Piepers, daß sie eben diesen Weg der Lindigkeit und der Friedfertigkeit beschreitet und mit Sorgfalt alles vermeidet, wodurch irgend jemand sich persönlich verletzt fühlen und erbittert werden könnte. Es ist überaus zu bedauern, daß aus dem gegnerischen Lager ein ganz anderer Ton hervorklingt. Gegen die vornehme, edle Ruhe der Pieper'schen Darstellung fällt die bittere Gereiztheit der „Zeugnisse“ unangenehm auf, und zwar gewiß nicht bloß uns, denen der Inhalt an sich schon mißfällt.

Wie die Sachen jetzt zwischen den lutherischen Kirchenkörpern Amerikas liegen, steht die Einigung offenbar noch in weiter Ferne. Diese Ansicht beruht freilich auf menschlicher Berechnung der Faktoren, die hier zusammenwirken. In Gottes geheimem Rat mag es anders beschlossen sein; es steht ja doch bei Ihm, die Zerrissenheit zu heilen. Jedenfalls dürfen wir wünschen und bitten, daß dies geschehe. Aber selbst wenn und so lange er die jetzigen Zustände bestehen läßt, haben wir keine Ursache zu befürchten, daß sein großer Heilsplan in irgendwelchem Maße vereitelt wird. Er führt trotz der Torheit der Menschen und trotz vieler Fehler seiner Christen unentwegt seine ewigen Ratschlüsse über den Bau seiner Kirche auf Erden aus.

J. Schaller.

Der Niedergang des Gemeindeliedes im 18. Jahrhundert.

Ein Vortrag, gehalten am 20. Januar 1914 in Milwaukee.

Nicht sonderlich erhebend aber äußerst interessant und lehrreich ist die Geschichte des Niedergangs unseres Gemeindegesangs im 18. Jahrhundert. Es ist eben die Geschichte des Niedergangs kirchlichen Lebens überhaupt. Im 18. Jahrhundert hatte sich in der ganzen Welt eine neue Denkweise durchgesetzt, die man die Aufklärung nannte. Sie war neu gegenüber der Denkweise der vorhergehenden Periode, sowohl was den Inhalt betrifft, den man dachte, wie auch, was die Weise betrifft, wie man dachte. Diese Aufklärung enthielt mancherlei Wahrheits-elemente, die wir uns angeeignet haben und heute noch festhalten. Aber sie führte doch damals zum allgemeinen Abfall vom Glauben und zog so natürlich auch den Gemeindegesang in die verderbliche Entwicklung hinein. Ich will Ihnen zuerst zeigen, wie die Aufklärung so verderblich wirken mußte, und dann kurz darstellen, was sie im Gemeindegesang anrichtete.

Die Wurzeln der Aufklärung liegen schon vor der Reformation. Im Mittelalter hatte der Antichrist den Geist der germanischen Völker in enge Fesseln geschlagen. Der Grundirrtum dieser Thrannei war die gesetztreibende Werkheiligkeit. Ihre äußere Form aber war, daß man das Volk lehrte zu glauben, was die Kirche glaubt. Damit wurde auch äußerlich das Geistesleben er-tötet. Die meisten Menschen dachten nicht mehr für sich selbst. Selbst die Theologen und Philosophen forschten nicht selbständig, sondern gingen von der Kirchenlehre aus, als ob das Gottes Offenbarung sei; und ihre Arbeit bestand darin, den Nachweis zu liefern, daß die Kirchenlehre durch die Vernunft bestätigt sei. Das führte zu allerlei sonderbaren Kunststückchen und hatte eben zur Folge, daß man entweder im Geheimen anders dachte als die Kirchenlehre und so ein Heuchler wurde, oder das Denken ganz aufgab und sich in dieser Angelegenheit blindlings auf die Kirche verließ. Das ging, so lange die sog. christlichen Völker unter sich waren und sich gegenseitig unter dem Bann des Papsttums bekämpften.

Im 11. 12. und 13. Jh. kamen sie aber auf ihren Kreuzfahrten zu den fremden Völkern im Osten. Solch überseeischer Völkerverkehr regt immer an und macht den Geist ganzer Völker nach einer

Periode von Stumpfheit wieder lebendig. Und hier waren es dazu noch die Wunder der altgriechischen Welt, denen die Germanen näher traten. Die sind unter Gottes Walten dazu da zu zeigen, was der Menscheng Geist Großes leisten kann, wenn er, auf sich alleingestellt, menschliche Kunst zur höchsten Vollendung auf Erden bringt. Und an ihrem schönen Ebenmaß ist der Geist der germanischen Völker wieder äußerlich rege geworden. Die feinsinnige griechische Sprache hat den unbeholfenen germanischen Michel gelehrt, die Waffe seines Geistes zu schleifen; die griechische Kunst hat ihm die Augen geöffnet für die Schönheit der Natur; die griechische und römische Geschichte zeigte ihm vernünftige Rechtsverhältnisse im Zusammenleben der Menschen, andere, als die germanischen unter dem Papsttum waren. Das alles regte den germanischen Geist an. Die Völker des Mittelalters fingen wieder an zu denken. Aber das war nun alles altes griechisches Heidentum, und die Germanen waren drauf und dran, griechische Heiden zu werden, wie es die Italiener mit ihren Päpsten zum großen Teile schon waren. Man nannte diese Leute Humanisten, das heißt Leute, die ein diesseitiges Menschenideal pflegen und sich den Himmel auf der Erde hauen wollen.

Da kam Luther. Der hatte seinen Geist auch geschult an den Wundern dieser neuen griechischen Welt. Aber zu gleicher Zeit war sein Gewissen aufgewacht unter den Gesetzesquälereien des Papsttums. Und der Mann wollte selig werden. Da hatte das Griechensstudium ihn und andere in das Studium des griechischen Neuen Testaments geworfen. Der durch das feinsinnige griechische Sprachstudium angeregte scharfe Geist erkannte die Wahrheit des Evangeliums. Das erfaßte ihn mit göttlicher Kraft. Und diese Kraft hat den ganzen heidnischen Humanismus auf 150 Jahre zurückgeworfen und den Geist der germanischen Völker auf die Botschaft des Evangeliums gewiesen. Das ist die kulturhistorische Bedeutung der Reformation in den Jahren von 1517 bis etwa 1670. Da war frisches Leben durch die fruchttreibende Kraft des Evangeliums.

Aber wie geht's nun in der Kirche? Das Christenleben wird so viel besleckt mit dem Wesen der Welt, und da werden die Keime ausgebrütet, die das frische Geistesleben wieder zerstören selbst unter dem Schall des Evangeliums. Ich habe Ihnen in den vergangenen drei Jahren immer wieder kurz dargestellt, wie die weltliche Politik

der Fürsten sich gegen Luthers Willen in der Entwicklung der lutherischen Kirche zu ihrem Schaden geltend machte. Sie erzeugte zunächst die Betonung der persönlichen weltlichen Interessen und verquickte sie mit den kirchlichen Angelegenheiten. Dies erzeugte die Zerfetzung in der Kirche, half dem Wiederaufleben des Humanismus und führte den verderblichen Absolutismus der folgenden Periode herbei. Aus der Verquickung von Welt und Kirche ging die Neigung hervor, mit den Reformierten sich in solcher Weise gegen Kaiser und Papst zu verbinden, daß die Lehrklarheit und Entschiedenheit abgeschwächt werden sollte; zugleich führte sie auf der andern Seite dazu, daß die Reinheit der Lehre oft mit Gehässigkeit verfochten wurde. Dabei ließ man das Evangelium, das aus Liebe und Glauben besteht, aus dem Auge und setzte an dessen Stelle Rechthaberei und rein verstandesmäßigen Scharfsinn. Aber dabei geht jedesmal die Wahrheit verloren, daß man bei ganz richtigen Sätzen den eigentlichen Geist verliert; denn die Wahrheit besteht ganz allein bei denen, die das Evangelium im Geiste des Evangeliums erfassen; und kein menschlicher Scharfsinn kann dieses halten und bewahren.

Das wirkte zerfetzend in der Kirche. Unter den führenden Geistern trennten sich zwei Richtungen auseinander. Die einen führten den Lehrstreit, wachten über der Rechtgläubigkeit und übten auch eine Art Regiment aus. Dadurch wurde der Geist jener Zeit verstandesmäßig eingestimmt, daß man der zwingenden Folge der Beweisführung mehr Bedeutung beimaß, als ihr im geistlichen Leben zukommt, und damit sich zugleich den Einfluß und die Herrschaft sicherte. Damit wurde wieder der Geist des Volkes ertötet, so daß viele das Denken wieder von der Kirche oder den Theologen besorgen ließen. Die andern waren die Gefühlsmenschen. Ihnen erschien der Lehrstreit oft ungerecht. Sie sahen in der Rechthaberei und Herrschsucht eine Verletzung der Liebe und wandten sich überhaupt nun gegen Lehrauseinandersetzungen. Dadurch ließen sie es oft daran fehlen, daß sie auf die Lauterkeit der Lehre achteten, und gaben nun auch wieder auf diesem Gebiete das Denken auf, während auf der andern Seite ihr Gefühlswesen nur ein schwächlicher Ersatz war. So entstand in der Kirche selbst ein durchgehender Riß, bei dem das Urwesen des alten Adam, ein Sinn auf beiden Seiten großgezogen wurde, der dem Evangelium zuwider ist, der Sinn des Ge-

setze s. Die einen machten aus dem Evangelium ein Lehrgeſetz, die andern erhoben ſich in ihrem Frömmigkeitsſtreben über die Gegner und machten ihr enges Gewiſſen zum Geſetz.

Damit geht eine andere Entwicklung in Verbindung. Durch dieſe Verquickung von Welt und Kirche wurde ein unwahrer Zug großgezogen. Das Evangelium wurde oft mit dem Schwerte nicht nur verteidigt, ſondern Widerſtrebenden aufgedrängt und durchgeſetzt. Die ſogenannten Religionskriege, die in dieſen 150 Jahren nicht aufhörten, ſind alle Kriege um Geld und Macht auf beiden Seiten; und dieſe irdiſchen Intereſſen traten ſchließlich ſo ſtark hervor, daß z. B. in dem fürchtbaren 30 jährigen Kriege, der die Reformationsepoche abſchloß, die Schweden mit dem katholiſchen Hugenottenverfolger Richelieu zuſammengingen, um Deutſchland zu ſchädigen, während das Oberhaupt der deutſchen Lutheriſchen, der Kurfürſt von Sachſen, mit dem katholiſchen Kaiſer zuſammenſtand gegen Brandenburg und die Schweden, die den Proteſtanten, wie es hieß, hatten helfen wollen. Und das ſollte nur ein Religionskrieg ſein. Dieſe Dinge ſind auf Erden gewöhnlich aus drei Elementen zuſammengeſetzt: da iſt erſtens, der Zwang der äußeren Verhältniſſe, zweitens, ein Stück ehrlicher Ueberzeugung bei einzelnen und zwar bei denen, die nicht ſo ſehr in den Vordergrund treten, und drittens ein großes Teil bewußter oder auch unbewußter Unwahrheit.

Das hat nun eine doppelte Folge; es trieb die einen aus der Kirche, und es ſchädigte die andern, die in der Kirche blieben, an ihrem Geiſte. Je mehr das im Laufe des 17. Jahrhunderts der Fall war, deſto weniger Einfluß hatte die Rechtgläubigkeit gegen die verderblichen Praktiken der Fürſten und ihrer Räte in der Politik. Ebenſowenig konnte ſie der Verrohung des Volkes wehren. Noch viel weniger konnte ſie Einfluß gewinnen gegen das Wiederhochkommen deſſen Humanismus, von dem man glaubte, er ſei abgetan.

Der machte ſich jetzt nach 150 Jahren wieder geltend bei den Leuten, die durch die ärgerlichen Vorkommniſſe aus der Kirche getrieben wurden. Drei Gebiete ſind es, auf denen dieſe Entwicklung einſetzte, die Naturwiſſenſchaft, die Politik und die Philoſophie.

Das 17. Jahrhundert hat die Engländer und die Franzoſen über das Meer nach Amerika geführt, nachdem im 16. Jahrhundert die Spanier und Portugieſen und Italiener das Monopol auf dem

Wasser inne gehabt hatten. Ein solcher überseeischer reger Handelsverkehr erweiterte immer den Blick und regte das Geistesleben an. Die Astronomie wie die Naturwissenschaft und die geographischen Forschungen werden belebt und ziehen den Blick ab von dem Studium der Schrift und der Sorge um die Seligkeit. Naturgemäß bemächtigt sich dieser Dinge, gerade wie es kurz nach den Kreuzzügen ging, der Unglaube. Man meinte, mancherlei gelernt zu haben, was nicht mit der Bibel übereinstimme.

Gerade so ging es auf politischem Gebiete. Auch die politischen Kämpfe, die durch die Entwicklung von Handel und Verkehr entstehen, erzeugten neue Gedanken über Staats- und Völkerrecht.

In England, das im Mittelalter wegen seiner insularen Abgeschlossenheit nicht in den Kampf zwischen Kaiser und Papst verwickelt war, hatte sich da schon im Kampf zwischen König und Volk der Gedanke herausgebildet, daß alle Regierung vom Volke ausgehen müsse. Diese Gedanken waren im 17. Jahrhundert in den Religionskämpfen der englischen Dissenters gegen die Episkopalkirche in England und Amerika und ebenso bei den Holländern und den französischen Protestanten weiter genährt worden und hatten das Recht der Fürsten-Obriigkeit in Frage gestellt, wie viele meinten, im Gegensatz zur Bibel.

Nun kamen noch dazu die Philosophen, die die letzten Gründe der Erkenntnis erforschen wollten, weil ja die bisherige Autorität der Bibel in der Meinung der Leute ins Wanken gekommen war. Diese stellten die Behauptung auf, daß unmittelbar nichts feststehe als des Menschen Bewußtsein, und daß man von da aus in den Grund aller Dinge eindringen müsse. Andere freilich stellten auch die Theorie auf, daß nur die sinnlich wahrnehmbaren Dinge Gegenstand der Erkenntnis sein könnten. Das wirkte auch so, daß die Gegenstände des Glaubens überhaupt zurückgestellt wurden. Diese Philosophen waren Bacon, Cartesius, Spinoza, Leibniz und Wolf.

Nun kamen am Ende des 17. Jahrhunderts in England die sogenannten Deisten her und faßten all diese Gedanken in folgenden Satz zusammen: Ein jeder Mensch hat von Natur so viel Verstand, daß er ohne Autorität der Bibel selber so tief in den Zusammenhang aller Dinge eindringt, daß er nutzbringend damit umgehen kann. Das ist der Ausdruck eines geistlosen Philistertums. Für die Leute war die ganze große Welt mit ihren tiefen Geheimnissen, mit

ihren großen Fragen vom Verhältnis von Persönlichkeiten zu einander, von Recht und Freiheit, von Wahrheit und Schönheit, von Leben und Sterben, von Auferstehung, Gericht und Ewigkeit, von Gewissen, Glauben und Hoffnung ein einfaches Rechenezempel wie der Satz: 2 mal 2 ist 4. Dazu brauchte man nur seine fünf Sinne und ein bißchen Verstand. Das war Unglaube, und das war zugleich ein niedriger Stand geistiger Fähigkeit.

So stand es am Anfang des 18. Jahrhunderts. Wer soll dem Andringen des Unglaubens entgegentreten? Die sogenannte Orthodoxie konnte nicht dazu kommen, denn die hatte den meisten Leuten das selbständige Denken abgewöhnt. Ihre ganze Denkweise, die sich damit abgab, die Kirchenlehre mit einem großen Verstandesapparat als die logisch richtige zu erweisen, unterschied sich methodisch nicht sehr von der jener Aufklärer, weil sie den Sinn für Herz und Gemüt, in denen doch der Mittelpunkt aller wahren Religion liegt, bis zu einem gewissen Grade ausgemerzt hatte.

Da erhob sich in der Kirche eine starke Bewegung von anderer Seite, der sogenannte Pietismus. Das ist die kirchliche Denkweise, die da absieht von der verstandesmäßigen Bearbeitung und Durchsetzung der Lehrreinheit und mehr Gewicht auf das gefühlsmäßige Ergreifen der Glaubenswahrheiten legt, das sich dann in Werken der Liebe erweisen soll. Das ist die kulturhistorische Bedeutung des Pietismus, daß er die Welt drauf aufmerksam machte, daß der Verstand, auf sich allein gestellt, zum Verderben führen muß. Es sind hauptsächlich vier bedeutende Männer, die hier in Betracht kommen: Spener, Francke, Zinzendorf und Wesley. In England, Holland und Frankreich war das Hervorlehen des Gefühlswesens schon seit 50 Jahren stark im Gange gewesen, sowohl bei Reformierten wie bei Katholiken. Das war natürlich, denn dieses Wesen ist die Reaktion gegen die Gesehtreiberei einer äußerlich mechanischen Lehrzucht, wie sie bei den Römischen und den Reformierten von Haus aus herrscht. So waren in England Bayly, Milton, Baxter und Bunyan aufgetreten. Zu gleicher Zeit haben wir in Frankreich die Jansenisten und Quietisten; und die hatten dann in Holland und am Rhein ein ganzes Heer von Schwärmern erzeugt. Von diesen Dingen ist der Elsäßer Spener in seinem jugendlichen Werdegang bis 1670 berührt worden und hat dieser Gefühlrichtung in der lutherischen Kirche Deutschlands dadurch Eingang verschafft, daß er in seinen

Pia desideria 6 Dinge forderte: 1. eine intensivere Beschäftigung mit dem Worte Gottes; 2. regere religiöse Betätigung der Laien; 3. Beherzigung, daß das Christentum nicht im Wissen, sondern in der Tat bestehe; 4. liebevolles Verhalten in Religionsstreitigkeiten; 5. Reform des Theologiestudiums, daß die Studenten auf ein persönliches Glaubensleben gewiesen werden; 6. daß die Predigt nicht rhetorisch gelehrt, sondern praktisch erbaulich sein solle.

Diese Forderungen sind recht. Die liegen bei Luther schon viel besser vor. Daß sie aber in dieser Form gestellt wurden, zeigt, woran es damals in der Kirche fehlte. Aber wie ging es? Bei der geistigen Zersetzung, die schon im vergangenen Jahrhundert zu Stande gekommen war, konnten diese richtigen Sätze nicht mehr richtig wirken. Schon bei Spener stand überall das schwächliche Gefühlleben vorne an. Francke fügte den ungefundnen Bußkampf, oder ich möchte lieber sagen, den Bußkrampf hinzu. Zinsendorf war ein solch exaltierter Mensch, ein Kind der zersetzten Zeit, daß er mit seinem unzuverlässigen Einfällen nur in äußerst aufregender Weise wirkte ohne eigentlich zu erbauen, und Wesley, sein Gegenteil, zog sich auch durch seine Pedanterie mit Recht den Spottnamen Methodismus zu.

Diese Art hat auf ganz kurze Zeit ein reges Leben erzeugt. Von Francke, Zinsendorf und Wesley sind die großen protestantischen Missionsunternehmungen in der Welt nach allen Weltteilen ausgegangen, die vorher den Protestanten nicht möglich waren, weil ihre Fürsten keine überseeischen Kolonien hatten, wie sie diese sich in dem Verlauf des 17. Jahrhunderts in den Kriegen zwischen England, Holland und Dänemark einerseits und Frankreich und Spanien andererseits erwarben. Auch hat dieser Pietismus, das muß man ihm der Wahrheit zu Ehren nachsagen, das Glaubensleben in dem ungläubigen 18. Jahrhundert in vielen Herzen im Verborgenen wachgehalten, so daß im 19. Jahrhundert die Wiedererweckung kirchlichen Lebens daran wieder anknüpfen konnte. Aber der Pietismus konnte dem Andrängen des Unglaubens nicht Halt gebieten, wie es Luther seiner Zeit tat. Warum nicht? Weil der Pietismus selbst ein Kind der Zersetzung, der Aufklärung war. Sene ungläubigen Aufklärer waren ganz Verstandesmenschen, die Pietisten waren ganz Gefühlsmenschen. Beides war einseitig und kann niemals etwas schaffen, das dauern soll. Der Pietismus war ein ähnlicher geistiger

Krankheitsprozeß, wie der Mystizismus vor der Reformation, der auch Luther einmal beeinflusst hatte. Die eigentliche Krankheit war der Unglaube, und der Pietismus ist das begleitende Fieber. Damit hängt es auch zusammen, daß der Pietismus nicht das Evangelium in seinem Zentrum traf. Er war schließlich auch wieder nur eine andere Art von Werkerei wie die des Nationalismus, den er bekämpfen sollte.

Daher haben wir dann ums Jahr 1750 das Resultat, daß der Unglaube von England und Frankreich mit fliegenden Fahnen auch in Deutschland einzog und nun weitere 50 Jahre ziemlich unumschränkt in der ganzen Welt herrschte.

Damit setzte der geistige Bankerott ein, dem in der französischen Revolution 50 Jahre später der sittliche und politische Bankerott folgte. Ich will Ihnen das an den Zuständen in Deutschland klar machen, und damit kommen wir zu dem dritten verderblichen Resultat der sogenannten Religionskriege des Reformationszeitalters, dem **A b s o l u t i s m u s**.

In den Friedensbestimmungen hatte es immer gelautet: Cujus regio, ejus religio, d. h., die Religion richtet sich nach dem Landesherren. Es ist das ein Zeichen, wie sehr bei den Völkern in religiöser Hinsicht das selbständige Denken abgenommen hatte. Das wurde nun noch vermehrt dadurch, daß die ganze Welt sich vom bigotten, unzüchtigen König von Frankreich Ludwig XIV. die Kultur vor schreiben ließ. Das war nur dadurch möglich, daß allgemein geistige Schwächlichkeit, Abspannung, Ermüdung herrschte, während das französische Wesen sich mit einer gewissen Kraft durchsetzte. Das ist die Zeit der großen Dichter Corneille, Racine und Moliere und der Maler, Bildhauer, Baumeister und Gartenkünstler ihrer Zeit. Ich kann Ihnen diese Sachen jetzt im einzelnen nicht vorführen, um Ihnen zu zeigen, wie das auf den Geist ertötend einwirken mußte. Aber es genügt, wenn ich Ihnen sage, daß diese ganze Kultur dazu diente, den König als einen Halbgott zu erheben. Am besten sieht man das in der Art, wie die Leute sich kleideten, und in dem äußeren Gebahren, wie Sie es wohl alle von Bildern her kennen. Die Männer trugen die Allongeperücke, die das Haupt mit einer Löwenmähne umgab, während sie den natürlich gewachsenen Bart ängstlich abrasierten. An den Kleidern die an sich schon in ihrem Schnitt vom Körper abstanden und dem geckenhaften renommierenden Wesen des

Besitzes Ausdruck gaben, hatten sie die unsinnig großen Aufschläge an den Rockärmeln und den Stiefelsulpen, die jeder Bewegung etwas gespreizt stelzenhaftes gaben, ebenso wie die feinen Spitzen, die als Kragen und Manschetten in übertriebener Weise aus den Kleidern hervorragten. Jedes kleine Männlein hielt sich für so groß und für so bedeutend, wie die Kleidung und die ausgespreizten Arme und Beine reichten, und das drückte sich dann noch in einer ebenso gespreizten bombastischen Sprache und Redeweise aus. Das zeigt sich in jener Poesie und Kunst, die zwar auf technischem Gebiet äußerlich mit zum Fortschritt half, aber in ihrem Gedankeninhalt drauf ausging, den kleinen Menschen zu verherrlichen. Das ging soweit, daß sie in ihrer Gartenkunst nach chinesischer Manier selbst die Natur forrigieren mußten, indem sie die Wege, Blumenbeete und Rabatten in ihre langweiligen geometrischen Formen zwangen, die Bäume und Sträucher mit der Schere zu allerlei unnatürlichen Gestalten brachten und das Ganze mit ihren albernen heidnischen Liebesgöttern anfüllten. Das nennt man bis heute noch französische Gartenkunst. In diesem Wesen Ludwigs XIV. war bei aller Unwahrheit und Bosheit noch etwas Kraft. Die ging verloren unter seinem Nachfolger Ludwig XV. Das gespreizte verknörkelte unwahre Wesen aber blieb und setzte an Stelle des Vorigen den Zopf, die Puderperücke, die Kniehosen mit den Schleifen und hohen Absätzen der Schnallschuhe und dem entsprechend geziertes Wesen in Haltung und Sprache; alles der Ausdruck der Unwahrhaftigkeit verbunden mit geistiger Unfähigkeit.

Wo nun dieses Wesen sich in Deutschland breit machte, da hatte es noch einen besonders ekelhaften Zug. Dem Franzosen stand es natürlich, denn seine Kultur hatte es erzeugt. In Deutschland aber wirkte es als nachgeäffte Schwächlichkeit; und es ist kein Wunder, daß diese Zeit so um 1750 herum so vollständig unfähig ist, etwas geistig tüchtiges auf irgend einem Gebiete zu leisten. Auf dem Gebiete der bildenden Kunst, der Architektur, Malerei und Bildhauerei ist gar nichts besonderes zu nennen. Da werden die Franzosen einfach nachgemacht, so wie in der Kleidung und den äußeren Manieren. In der Poesie herrscht die alberne Schäferdichtung, die die allergeistlosesten, aber in der Sprache hochtrabenden, Liebeleien darstellen. Selbst als der Leipziger Gottsched die Deutschen auf ihre eigene Sprache aufmerksam machte und die Poesie im Drama und

im Roman von dem unzüchtigen französischen Schmutz oder von den plumpen deutschen Ubernheiten des Hanswurst und den Schauerlichkeiten der Ritter- und Räuberdichtung, wie sie bei uns hier vor 40 Jahren in den Dime-novels standen, reinigen und sie moralisch machen wollte, da war das auch nur ein geisteschwaches Fad, das nichts besseres zu stande brachte, als was die gewöhnlichen Moving-picture-shows heute darbieten, oder wie es in den Magazines in der Cowboy-Literatur und in den Short-stories steht. Es ist ungefähr das geistige Niveau der Zeitungen, die damals durch die Tätigkeit des Buchhändlers Nicolai in Berlin und des englischen Zeitungsschreibers Addison ins Leben traten. Sie brachten nichts fertig, was des Menschen Herz wahrhaft erhebt, dadurch daß es befriedigende Antwort gibt auf die großen Fragen, die zu allen Zeiten in einer jeden Menschenseele nagen, daß es den Menschen lehrt, die Dinge wahr und nüchtern und dabei so anzuschauen, daß das Herz dabei zugleich ernst und fröhlich, bescheiden und stark wird; sondern das ist die durchschlagende Tendenz, jedem geistlosen Philister das zu bieten, was er hören will, damit er nur ja nicht aus seinem selbstzufriedenen Schlendrian aufgerüttelt werde.

Wird es Sie nun wundern, wenn Sie erfahren, daß diese geistige Unfähigkeit sich auch in der Kirche breit machte? Diese Aufklärungsgedanken, wie sie in ihrer ersten ungläubigen Gestalt auftraten, bemächtigten sich bald der Universitäten, wo die Lehrer der Menschheit erzogen werden. Gerade das pietistische Halle, das der fromme aber doch ungesunde Francke gegründet hatte, verkündete durch den Vater des Rationalismus, Semler, den theologischen Unglauben. Die andern Universitäten folgten nach, und bald entfannten sie in alle Teile Deutschlands Pastoren, welche nur von moralischer Ausbesserung des Menschen zu predigen wußten und schließlich die Kanzel dazu mißbrauchten, daß sie das Volk über Gesundheitspflege, Land und Gartenbau, Naturkunde und dgl. belehrten. Da handelten sie z. B. am Weihnachtsfeste auf Grund des Festevangeliums über die Vorzüge der Stallfütterung oder die Pflege der Wöchnerinnen, am Palmsonntag über die Verderblichkeit des Baumfrevels, am Ostermontag über die Kennzeichen des Scheintodes oder über den Nutzen des frühen Aufstehens, am Ostermontag über den Nutzen des Spazierengehens u. s. w. Ein Kirchenrat Lang zu Regensburg spendete das Abendmahl mit den Worten: Genießen Sie dies Brot! Der Geist der

Andacht ruh auf Ihnen mit seinem vollen Segen. Genießen Sie ein wenig Wein! Jugendkraft liegt nicht in diesem Wein; sie liegt in Ihnen, in der Gotteslehre und in Gott. Nirgends war da die Rede von den Hauptdingen, von Sünde und Gnade, weil das ganze Dichten und Trachten dieser Aufklärung auf das Diesseits gerichtet war, in dem sie nichts Höheres kannten als den kleinen Menschen, den Philister, der kein höheres Interesse hat, als im täglichen Komfort sein Glas Wein zu genießen und des Nachts von seinem ruhigen Gewissen sich stets den Schlaf versüßen zu lassen.

Das ist die geistige Unfähigkeit jener Zeit, an der die Zerfetzung in der Kirche, die damalige Orthodogie sowohl wie der Pietismus auch ihr Teil Schuld haben durch ihre verstandesstolze „Boserei“ auf der einen Seite und ihren weichen Gefühlsduffel auf der andern Seite.

Gegen dieses Philistertum erhob sich nun eine rein menschliche Reaktion, die zwar aus dem vulgären Zug dieser Aufklärung heraushalf, aber an dem Unglauben nichts änderte, sondern ihn wo möglich in unsittlicher Hinsicht noch förderte. Das ist der Klassizismus Kants und Lessings, Schillers und Göthes.

Kant war ein Schüler der bisherigen Wolfianischen Philosophie der Aufklärung. Als aber der Engländer Hume diese soweit entwickelt hatte, daß er überhaupt an aller Wahrheitserkennntnis zweifelte, da prüfte Kant die Aufklärungsgedanken nocheinmal und kam dazu, seiner verstandesstolzen Zeit klar zu machen, daß es mit dem gepriesenen Verstand selbst in den alltäglichsten Dingen nicht gar zu weit her sei. Auf der andern Seite hielt er aber fest an dem, was er den kategorischen Imperativ nannte, das Pflichtbewußtsein Gott und der Welt gegenüber. Diesen Gedanken hatte er aber nicht aus der heiligen Schrift, sondern von dem pflichttreuen preußischen Beamtentum herübergenommen, das der strenge fromme Vater Friedrichs d. Gr., Friedrich Wilhelm I, mit seiner harten zielbewußten Staatsverwaltung erzeugt hatte.

Zu diesen Gedanken kommen von anderer Seite her die von Lessing. Der hatte seinen Geist geschult an den Studien des Neuhumanismus. In Göttingen und Leipzig hatten besonders Heyne und Ernesti das Studium der alten Griechen und Römer wieder in die Wege geleitet. Dazu kam, daß man in Italien die alten Städte Pompei und Herkulanum aus der Asche grub. Dadurch war

Winkelmann nach Italien gekommen und hatte die Deutschen gelehrt, an griechischer Kunst wieder Geschmack zu gewinnen. All diese Gedanken sammelte Lessing und wendete sie auf Poesie und Kunst, ja, auf das ganze Leben an und tat das mit einem schönen, an dem griechischen Muster gebildeten Deutsch. Dadurch lernten die Deutschen von den Griechen wieder, wie seinerzeit vor der Reformation, nüchtern und zugleich tief empfinden und das, was sie empfanden, einfach und schön darzustellen. Die größten Meister in der Poesie sind darin Schiller und Göthe. Sie haben die Deutschen, ja, die ganze Welt, gelehrt, wieder tiefer in die Natur und das menschliche Leben einzudringen und sich um die natürlich vorliegenden großen Fragen des Lebens zu kümmern. Gelöst, recht beantwortet, haben sie diese Fragen auch nicht. Denn sie wußten nichts vom Evangelium. Sie ließen das Volk bei dem Unglauben der Aufklärung. Sie förderten nicht Sündenerkenntnis, sie wiesen nicht auf das Heil in der Gnade, sie konnten darum nicht ein neues Leben schaffen, das an den äußeren Verhältnissen allein hätte ändern oder sie hätte ertragen lassen können. Deshalb haben sie auch das Gericht nicht aufhalten können, das in der französischen Revolution und deren großen Sohne, dem Völkertyrannen Napoleon, kam. Erst im 19. Jahrhundert hat die Welt von der äußeren Kultur Schillers und Göthes profitiert dadurch, daß das Evangelium in der Zeit der Wiedererweckung in der Sprache der Klassiker verkündigt und mit ihren Geistesmitteln studiert wurde.

Was hat nun die Aufklärung im Gemeindelied angerichtet? Schon in der vorigen Periode, da in Italien die weltliche Oper entstand, führte man im Gottesdienst das Kirchenkonzert ein. Die vollendetste Form ist die Kantate, ein kleines geistliches Oratorium zu dem Chor, Solo, Arie mit Duetten, Terzetten u. s. w., Orgel und Instrumentalbegleitung gehören. Wir haben schon im letzten Vortrage des letzten Jahres gehört, wie dadurch der Volkston des alten Gemeindeliedes geschädigt wurde und ein persönlicher, subjektiver, gefühligter Sinn aufkam. Ja, es schwand der Sinn für das Gemeindelied, weil ja die oberflächliche Kunstmusik für etwas Höheres galt. Diesem Wesen wollte um 1650 Hammerschmidt wehren dadurch, daß er altkirchliche Melodien in seine geistlichen Konzerte einstreute. Er hat aber damit nur zu wege gebracht, daß die alten Melodien für die opernmäßige Musik umgestaltet wurden. Statt der rhythmischen

Volksart sollen sie jetzt einen feierlichen geweihten Anstrich bekommen dadurch, daß man den Noten gleichen Wert gab und das Tempo verlangsamte. Zugleich kam aber der Ariensstil auf. Das ist eine liebhaft empfindungsvolle Kunstweise, die sich in der weltlichen Oper gehen läßt und das Gefühl ungemessener in Töne ausströmt, als man es bisher in der Kirche und im Gemeindelied für schicklich hielt. Diese Art wurde um dieselbe Zeit durch Ahle in die Kirchenmusik eingeführt. All diese Einflüsse sehen wir bei Bach, der sie aber noch mit innerer Kraft überwand.

Als aber nun der Pietismus kam, da ereignete sich ein widerspruchsvolles Ding, das man im Leben öfter beobachten kann. Gerade die Pietisten in Halle waren ja gegen alles Weltwesen eingenommen, was sie durch ihre falsche Stellung zu den Mitteldingen in falscher Weise zeigen. Und gerade die zogen mit Gewalt die Welt in die Kirche hinein. Ihnen ist die Musik nicht Kunst sondern Handwerk, ein rein äußerliches Mittel, durch welches man die Leute in die Kirche zieht oder darin behält. Sie können diesen Zug bei allen Sekten und auch bei den Römischen beobachten. Das läßt sich nun aus der vorhin dargestellten Geistesflachheit begreifen. So verfiel man nun auf die weichen schmachtenden Liebes- und Wehmutsklänge des weltlichen Volksgesangs, wie sie als Halle'sche Melodien in dem Freylinghauſen'schen Gesangbuche um 1704 herauskamen. Von diesen sind Ihnen wohl bekannt „Wie wohl ist mir, o Freund der Seelen“; oder „Es glänzet der Christen inwendiges Leben“; oder „Eins ist not“ mit dem Walzertakt in seinem letzten Teil; oder „Macht hoch die Thür, die Thor macht weit“. Es wurden auch noch würdigere gemessene Melodien gedichtet wie „Fahre fort, Zion, fahre fort im Licht“; „Lobe den Herren, o meine Seele“; „Dir, dir, Jehova, will ich singen“. Das letztere hat nicht den Rhythmus wie er in unsern Gemeinden gesungen wird. Den hat Lahriz erst im Jahre 1848 dazu gesetzt. Aber alle diese Melodien haben etwas von dem leichten zierlichen Charakter, der sie ausdrücklich als sogenannte „galante“ Melodien von den „altfränkischen“ unterscheiden sollte.

Noch weiter artete diese Weise aus durch die Herrnhuter. Die wollten ja geradezu im Gegensatz gegen die weltflüchtige Art Franckes in Halle und Wesleys in England ein fröhliches Christentum repräsentieren. Daher entstanden unter ihnen die geschmacklosen albernsten Lieder, in denen Gott und der Herr Jesus mit einer auf-

dringlichen Familiarität angedredet wurden. Da hieß es von der heiligen Dreieinigkeit: Papa, Mama und ihr Flämmlein, Bruder Lämmlein. Der heil. Geist hieß Gott = Vaters ewiges Gemahl, Herz-mama. Der Vater unsers Herrn Jesu Christi ist nur „was man so auf Erden einen Schwiegervater, einen Großvater nennt“. Zinsendorf liebte es, sich über geistliche Dinge in solchen despektierlichen Ausdrücken zu ergehen, deshalb redete er von Jesu gerne als von dem Handwerksgefell, der nachher am Kreuze hing als ein Galgenschwengel und dergl. Er meinte es nicht böse, aber diese Art ist eine Geschmacklosigkeit, die aus dem ganzen geistlosen Geisteszustand jener Zeit zu erklären ist. Darum ist nun auch nicht viel von den Melodien zu erwarten, die von seinem Kreise herrühren. Ich nenne nur die besten, weil Ihnen die bekannt sind: „Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi“; „Weil ich Jesu Schäflein bin“; „O du Liebe meiner Liebe“. Sie gehen in würdiger Weise einher, aber sie haben nicht viel Gehalt, es fehlt ihnen Gedankenfülle und Tiefe.

So kam die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts heran. Während in dieser der klassische Geist der deutschen Dichterheroen groß wurde, herrschte zunächst der Rationalismus im Volke weiter. Der zerstörte nun überhaupt den kirchlich gottesdienstlichen Sinn. Der alberne französische Geschmack des Barock und Rokoko bürgerte sich in der Architektur ein, wo es Neubauten galt. Aber man änderte auch an alten Bauwerken und Malereien. Die heidnische Ziererei mit allerlei heidnischen freimaurerischen Symbolen zog in die Kirche ein. Die Geseßestafeln spielen jetzt über dem Altar eine hervorragende Rolle. Die Choreinrichtung wird umgestaltet. Die Kanzel erscheint jetzt über dem Altar, angeblich aus Gründen der Symmetrie oder der Akustik. Dabei kommt dann die Taktlosigkeit vor, daß bei Beginn der Predigt das Bild Christi über dem Altare verschwindet und an seiner Stelle der Herr Pastor in den Rahmen tritt. Derselbe Vandalismus zeigt sich auf liturgischem Gebiet. Die reiche Liturgie der lutherischen Kirche wurde abgeschafft und eine fade Gottesdienstordnung eingeführt, die freilich zu den miserablen Predigten paßte. Die alten mächtigen Introituslieder wurden durch allgemeine Andachtslieder ersetzt. Das Hauptlied nahm nicht mehr Bezug auf die kirchliche Zeit sondern wurde jetzt Predigtlied in schulmeisterlicher Weise. Die Texte der alten Lieder, die sich die Gemeinden nicht nehmen ließen, wurden in vandalenmäßiger Weise ge-

ändert, so daß an Stelle der mächtigen Sprache das alberne gezierte und geistlose Zeug jener Zeit erschien, wieder ein Beweis, wie geistlos jene Zeit war, nicht nur, daß sie selber nichts Tüchtiges hervorbringen, sondern selbst nicht mal das, was sie hatte, verstehen und würdigen konnte. In der Musik reduzierte man die alten Tonarten auf die neuen Geschlechter Dur und Moll und änderte an den Harmonieen ähnlich wie am Texte. Die alten kühnen großartigen Intervalle wurden mit Durchgangsnoten ausgefüllt. Mit der Einführung der gleichwertigen Noten wurde der Gesang schleppend. Und nun zerriß man den Zusammenhang der Zeilen noch dadurch, daß die Organisten den Zwischenraum mit Zwischenspielen ausfüllten, die die Fertigkeit ihrer Finger und Beine erweisen sollten. Am Ende des Jahrhunderts kam ein Choralbuch heraus, in dessen Vorwort es heißt: Die Choräle sollen alle in dem denkbar langsamsten Tempo gesungen werden. Wo dies Geschlecht keinen Geist und Glauben mehr hatte, da sollte diese langweilige Art wenigstens den Schein davon wahren. Es war natürlich, daß das Mittel auch entsprechend geistlos war.

Nun kommt die Motette hoch, und es zeigt sich darin schon der Uebergang von der herrschenden italienischen Oper zu dem Klassizismus. Ein Beispiel davon ist die kleine Motette von Homilius, die der Chor sang. Haydn und Mozart wirken schon in diesem Jahrhundert, aber Beethoven kommt erst in dem folgenden. Die schlichte durchsichtige Musik Haydns und Mozarts, die von Lessing her den Sinn für natürlich nüchtern schöne Töne und Klänge gelernt hat, zeigt sich in zwei Stücken, die der Chor noch singen wird, dem Liede „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende“, von Buttstedt aus dem Jahre 1787, und der sogenannten großen Doro-logie von Bortnianski. Beide zeigen die melodiose und harmonische Einfachheit, Durchsichtigkeit und Gefälligkeit, die doch eingeht auf den Gedanken des Textes, um ihn genau wiederzugeben, wie er empfunden wird. Es ist aber natürlich, daß dieses Uebereinstimmen mehr äußerlich ist, sowohl, was die Grammatik, als auch, was den Inhalt des Textes betrifft. Der Klassizismus ist Heidentum, und man kann von vornherein von den großen Klassikern keine kirchliche Musik erwarten, ebensowenig, wie Göthe oder Schiller im Stande waren, Gemeindelieder zu dichten. Es kann überhaupt keine Kirchenmusik entstehen, wo der Sinn für das Gemeindelied fehlt. Dafür bekam man erst wieder Ber-

ständnis, als in der Wiedererweckung des Glaubens im 19. Jahrhundert der Sinn für Luthers Evangelium wieder groß wurde. Davon soll der nächste Vortrag handeln.

J. P. Köhler.

Die drei großen Stücke der christlichen Predigt nach der Geschichte von der großen Sünderin, Luc. 7, 36—50.

Es ist schade, daß die Geschichte von der großen Sünderin, Luc. 7, 36—50, nicht auf einen Sonntag gelegt ist. Die alte kirchliche Tradition identifizierte die große Sünderin dieses Textes mit der bekannten Maria von Magdala, von welcher der Herr sieben Teufel ausgetrieben hatte; und so legte Hieronymus diesen Abschnitt auf deren angenommenen Geburtstag, den 22. Juli, womit derselbe als regelmäßiger Predigttext für die lutherische Kirche, die den Tag im Lauf der Zeit als Festtag aufgab, verloren ging. Beiläufig sei hier gesagt, daß die Identifikation der Maria Magdalena mit der großen Sünderin unsers Textes jedes Grundes entbehrt. Ja, die Tatsache, daß Markus unmittelbar nach der Erzählung dieser Geschichte Maria Magdalena als eine Person erwähnt, von welcher der Herr sieben Teufel ausgetrieben habe, ohne sie mit der eben behandelten Sünderin zu identifizieren, ja, offenbar als eine ganz andre Person behandelt (Mark. 8, 2), verbietet es, diese und jene für dasselbe Weib zu halten. Es ist daher ein Mißbrauch, wenn man bis in die neueste Zeit hinein Häuser zur Rettung gefallener Mädchen Maria Magdalenenhäuser genannt hat. Wer die Sünderin unsers Textes gewesen sei und wie sie geheißt habe, wissen wir nicht. Denn auch das ist falsch, die in Matth. 26, Mark. 14 und Joh. 11, 2; 12, 3 erwähnte Begebenheit, die Salbung Jesu durch Maria von Bethanien, des Lazarus und der Martha Schwester, mit der in unserm Text erzählten Geschichte zu identifizieren. Man ist dazu durch die Ähnlichkeit der allgemeinen Umstände beider Geschichten, besonders aber dadurch verführt worden, daß beide Vorgänge sich in dem Hause eines Mannes abspielen, der Simon hieß (Matth. 26; Mark. 14), und daß Johannes Maria, gerade wie Lukas hier dies Weib, Jesu Füße salben und mit ihren Haaren trocknen läßt (12, 3), während Matthäus und Markus nur von einer Salbung des Hauptes Jesu

reden und von dem Trocknen mit den Haaren nichts erwähnen. Aber die Identität der beiden Begebenheiten folgt daraus nicht. Der Name Simon war damals unter den Juden so gemein, wie heute bei uns die Namen Schmidt, Schulz, Meier und Schröder, wie auch der oberflächliche Schriftkennner weiß, sodaß man den verschiedenen Trägern desselben, um sie von einander zu unterscheiden, einen Beinamen gab: Simon Petrus, Simon von Kana, Simon von Kyrene, Simon der Gerber, Simon der Zauberer. Und so hatte der Simon von Bethanien, in dessen Hause Maria den Herrn salbte, den Beinamen „der Aussätzige“, während der Simon unsrer Geschichte von Lukas als ein sonst unbekannter Mann behandelt wird und zunächst gar keinen Namen bekommt, sondern einfach als ein Phariseer eingeführt wird. Erst aus der Anrede des Herrn erfahren wir seinen Namen. Nur wenn die Schrift selbst diesen Phariseer Simon mit Simon dem Aussätzigen identifizierte, hätten wir ein Recht, aus dieser und der in den anderen Evangelisten erzählten Begebenheit Ein Ding zu machen und Maria von Bethanien mit der großen Sünderin in unserm Text für dieselbe Person zu halten. — So wissen wir auch nicht, in welcher Stadt die hier erzählte Geschichte passiert ist. Bethanien kann es schon deshalb nicht gewesen sein, weil das nie Stadt (*πόλις*), sondern immer nur Flecken, Dorf (*κώμη*) genannt wird. Die Reihenfolge der Begebenheit, unter denen die Geschichte bei Lukas steht, läßt auf einen Ort in Galiläa schließen.

Das ist indessen von wenig Belang. Die Geschichte selbst aber ist so köstlich, so bezeichnend für die Eigenart des Evangeliums, so lehrreich für Christ und Unchrist, und dazu so voller wichtiger Fingerzeige für die rechte Weise, Gottes Wort zu predigen, daß es sich wohl lohnt, sie einer eingehenden Betrachtung zu unterziehen. Sie führt uns die drei großen Stücke, die in aller christlichen Predigt die Hauptsache sein müssen, in lebhaften Farben vor Augen: S ü n d e, G n a d e, L i e b e. Wir geben zunächst einen zusammenhängenden Ueberblick über den Text. In den Einzelheiten bietet er keine Schwierigkeit.

Obwohl unsere Geschichte ein unabhängiges Ganze für sich bildet, so wirkt doch der Zusammenhang, in dem sie steht, ein besonderes Licht auf ihren Skopus. Lukas hatte ein paar Verse vorher bemerkt (V. 30), daß die Phariseer und Schriftgelehrten Gottes Rat wider sich selbst verachteten und sich nicht von Johannes taufen ließen. Auf

diese Verstocktheit der Pharisäer hin hatte der Herr unter Anwendung des Bildes von den am Markt sitzenden Kindern geklagt, daß sie Johannis Predigt mit dem Vorwand, er habe einen Teufel, von sich gewiesen, die seinige mit der Lästerung, er sei ein Fresser und Weinfäufer, der Zöllner und Sünder Geselle, in den Wind geschlagen hätten. Darauf setzt unsere Geschichte ein. Einer von jenen so lästernden Pharisäern ladet trotz jenes dem Herrn gemachten Vorwurfs ihn zu einem Gastmahl ein. Damit deutet Lukas auf die Heuchelei jenes Vorwurfs hin. Was sie dem Herrn zur Sünde machten, das taten sie selbst; sie aßen und tranken nicht bloß zur Nothdurft, sondern auch einmal zu besonderer Ergözung. Nicht sowohl die Tatsache, daß der Herr aß und trank, sondern daß er mit den Zöllnern und Sündern aß und trank, war ihr Aerger. Zu ihrer, der Pharisäer, Gesellschaft hätte er sich halten und das gemeine Volk, wie sie, meiden sollen; dann hätten sie eine andere Stellung zu ihm einnehmen können. So suchten sie auf der andern Seite ihn zu sich herüberzuziehen. In dem Dienst dieses Begehrens stand auch die Einladung, die der Pharisäer in unserm Text dem Herrn zukommen ließ. Simon glaubte im Grunde seines Herzens nicht an die Unenthaltbarkeit des Herrn. Vor seinem, wie vor seiner Genossen Gewissen stand der Herr als eine Person von sittlicher Reinheit da. Ja, die Gedanken, die bei dem Mahl sein Herz durchziehen: „Wäre dieser ein Prophet, etc.“, zeigen, daß die Gottgesandtheit Jesu sich mächtig an seinem Gewissen bezeugt hatte. Ein Mann wie Jesus, der dazu so schnell eine populäre Größe geworden war, gehörte in i h r e Gesellschaft; und wenn es gelang, ihn mit dem Pharisäertum zu konsolidieren, so konnte daraus dem Reich Gottes, wie sie es sich dachten, ein großer Gewinn erwachsen; ja, war er wirklich der Messias, oder der große Prophet, so konnte gerade mit ihrer Hülfe das Messiasreich erfolgreich etabliert werden. Darum war es der Mühe wert, ihn zu sich herüberzuziehen. In dieser Gesinnung ladet der Pharisäer Simon den Herrn zu einem Gastmahl in seinem Hause ein.

Und der Herr nimmt die Einladung an. Es schiert ihn nicht, daß er damit dem Vorwurf, er sei wirklich ein Fresser und Weinfäufer, einen neuen Schein der Berechtigung hätte geben können; war doch damit, daß die Pharisäer selbst ihn zu ihren eignen Gastmählern einluden, die Ungerechtigkeit und Heuchelei jenes Vorwurfs vor ihren

eigenen Augen offenbar. „Wenn ich also mit euch esse und trinke, bin ich kein Fresser und Weinsäufer, aber wenn ich das mit den Böllnern und Sündern tue, dann bin ichs“, — so mußte die Teilnahme des Herrn an diesem Pharisäermahle dem Simon und seiner Tischgesellschaft ins Gewissen predigen. Und das führt im Verein mit der durch die folgenden Vorgänge geschaffenen eigentümlichen Situation auf den Gesichtspunkt, aus welchem heraus die hier gehaltene Predigt des Herrn verstanden sein will. Das ist die Frage: Für wen wird der Herr in dieser kritischen Situation Partei nehmen, für Simon oder das Weib? — Um deswillen scharft der Evangelist absichtlich den Gegenfaß. Er nennt zunächst garnicht den Namen des, der den Herrn eingeladen hat, sondern es kommt ihm — im Anschluß an das vorher Erzählte — lediglich darauf an zu konstatieren, daß der Mann ein Pharisäer war. „Einer aus den Pharisäern“, „in des Pharisäers Haus“, und wieder im nächsten Vers „in des Pharisäers Hause“, und Vers 39: „Da aber das der Pharisäer sahe“. In der Gesellschaft dieser „Abgesonderten“, die den gewöhnlichen Böbel um seiner Unreinheit im Gesetz willen mieden, denen die Böllner und Sünder ein widerlicher Greuel waren, die diesem Jesu von Nazareth gerade das verargten, daß er mit solchem Volk verkehrte, sitzt der Herr zu Tische. Da — mit dem Wörtlein „siehe“ macht Lukas auf das Merkwürdige des Vorgangs aufmerksam — drängt sich unvermutet und wider alles Programm in diesen Kreis der geistlich Vornehmen eine — *Prostituierte* der Stadt, als solche dem Gastgeber und den Gästen bekannt. Wie entsetzlich! Aller Augen sind verwundert, erstaunt und bald unwillig und entrüstet auf sie gerichtet. Was die nur hier will? — Sie tritt hinten zu den Füßen Jesu, sinkt auf die Kniee, weint und neigt seine Füße mit Tränen, trocknet sie mit den Haaren ihres Hauptes und küßt sie und salbt sie mit Salbe! — Die Bedeutung dieses Gebahrens des Weibes drängte sich auch den anwesenden Pharisäern klar auf, wenn sie dieselbe auch nicht geistlich zu beurteilen vermochten. Da war wieder so eine von dem Abschraum der Gesellschaft, die sich an Jesum herandrängte; die will ihm hier ihre Verehrung bezeugen und Trost bei ihm suchen. Und sie ist taktlos, schamlos und frech genug, das hier in diesem vornehmen Hause, in dieser feinen Gesellschaft, bei dieser feierlichen Gelegenheit zu tun! Welch eine peinliche Situation! Der Evangelist

fährt fort: „Da aber das der Pharisäer sah, der ihn geladen hatte“, — nicht als ob die andern es nicht gesehen hätten; im Gegenteil, der Vorgang war der Art, daß alle ihn wahrnehmen mußten; und alle hatten naturgemäß dieselben Gedanken darüber; aber sie waren, wie der Herr, nur Gäste, und da verbot es der gute Ton, vorläufig dreinzureden. Es war des Gastgebers Sache, die peinliche Situation zu lösen. Darum führt Lukas nur ihn an. Aber auch der hält es nicht für fein, die peinliche Lage anzurühren. Das ist Sache Jesu, seines Ehrengastes, der für den unerhörten Vorgang verantwortlich ist. Er mußte, in wessen Haus, in was für eine Gesellschaft er ging, als er die Einladung annahm. Ihm ist das Weib hierher nachgelaufen, mit ihm allein macht sie sich zu schaffen an meinem Tisch; an ihm ist es, uns aus dieser unerträglichen Lage zu befreien.

Und es versteht sich für Simon ganz von selbst, daß Jesus die Person abschüttelt, sobald er weiß, „wer und was für ein Weib“ das ist, die ihn anrührt. Und wenn er ein Prophet mit gottverliehenem Seherblick ist, so merkt er es und handelt. Aber Jesus stößt das Weib nicht von sich, er läßt sie gewähren. Das ist für Simon nur ein Beweis, daß es mit Jesu Prophetentum nichts ist. „Wäre dieser ein Prophet“, denkt er bei sich; er ist es nicht; sonst wüßte er, daß eine Prostituierte ihn berührt, und würde sie wie etwas unreines von sich schütteln. Daß Jesus sich in dieser Situation zu dem Weibe bekennen und gar für dasselbe gegen sie, die Pharisäer, gegen ihn, den Gastgeber, Partei ergreifen könne, der Gedanke kommt ihm zunächst garnicht. Es verstand sich für Simon von selbst, daß sich Jesus von ihr losmachte und los sagte, sobald er wußte, wer sie war. Und das hätte er ihm gesagt und als Hausherr dem Weibe die Tür gewiesen, wenn Jesus ihm dazu Zeit gelassen hätte.

Aber der Herr läßt ihm die Zeit dazu nicht. Er sah Simons Gedanken, er wußte, was jener von ihm dachte und erwartete. Um ihm zuvorzukommen und zu verhüten, daß er das Weib hinausjage, redet der Herr ihn an und erzählt ihm ein Gleichnis. Er will die ganze Situation klar machen, des Weibes und seine eigne Handlungsweise erklären, er ergreift für das Weib Partei und rechtfertigt den Pharisäern gegenüber seine Handlungsweise, — wahrlich nicht um seinetwillen, der nicht Ehre von Menschen nahm, sondern um ihretwillen, die dieses Zeugnißes zu ihrer Seligkeit bedurften.

Der Herr, der die Gedanken, die pharisäischen Gedanken seines

Gastgebers sieht, ergreift das Wort als Antwort auf dieselben. Mit einer gewissen Innigkeit redet er ihn an, indem er ihn bei seinem Namen nennt. „Simon“, spricht er, „ich habe dir etwas zu sagen“. Die Worte lauten im Urtext genau so. In dieser Einleitung liegt ein großer, feierlicher Ernst. Der Herr kehrt hier seine göttliche Person und sein göttliches Amt hervor. Er ist nie Privatperson, der bloß als Mensch mit seinen Mitmenschen handelt. Er ist des Menschen Sohn, der vom Himmel ist, gekommen in die Welt, um die Sünder zu erlösen und ihnen die seligmachende Wahrheit zu bezeugen. Als solcher ist er auch in dieses Pharisäers Haus gekommen, als solcher sitzt er an dessen Tafel, als solcher steht er dem Weibe, aber auch ihm und seinen Gästen gegenüber; als solcher hat er bei dieser Gelegenheit eine göttliche Botschaft an ihn, die er hören und zu Herzen nehmen soll. Simon ist durch die erregte Anrede gebannt. „Meister, sage an!“ Er gibt dem Herrn bereitwillig und höflich das Wort. Es versteht sich für ihn von selbst, daß Jesus aus Anlaß der hier durch das Weib geschaffenen augenblicklichen Situation und über dieselbe etwas sagen will. Gewiß erwartet Simon, daß Jesus zu erklären versuchen werde, wie er ohne seine Schuld von dem Weibe in diese Lage gekommen sei, und daß er ihn, den Hausherrn, auffordern werde, ihn von den Zudringlichkeiten dieser Person durch Gebrauch seines Hausrechts zu befreien. Aber der Herr tut nichts dergleichen. Die Lage anscheinend übergehend, erzählt er Simon eine Geschichte. „Es hatte ein Wucherer“ *δαυιδης* ist nicht notwendig ein professioneller Geldverleiher, Wucherer, auf den paßt das Erlassen der Schuld nicht; sondern ganz allgemein ein Gläubiger) „zween Schuldner etc., etc. . . . wird ihn am meisten lieben?“ Nachdem Simon, der wohl noch nicht klar sieht, wohin der Herr mit seinem Gleichnis zielt, die rechte Antwort gegeben hat: „Ich achte, dem er am meisten geschenkt hat“, wendet der Herr das Gleichnis sofort auf die gegenwärtige Situation an. Er, Jesus selbst, den Simon in sein Haus geladen hat, ist der Gläubiger. Der Schuldner von 500 Denaren ist dies Weib, der von 50 Simon selbst. Indem er die Liebe, die das verachtete Weib ihm eben erwiesen hat, dem gegenüberstellt, was er, in der Einladung zu diesem Gastmahl, von Simon an Liebe erfahren hat, führt er dem letzteren so eindringlich wie möglich vor Augen, daß die Liebe des Weibes echte, wahre und dazu eine wahrhaft geistliche Liebe sei, die, aus tiefer Demut und

herzlicher Dankbarkeit geboren, alles opfert, was sie hat, während Simon ihm überhaupt keine Liebe entgegengebracht, ja, selbst die einem geehrten und willkommenen Gaste sonst gewährten Zuorkommenheiten unterlassen und ihm nur eine äußerliche Höflichkeit erwiesen habe, die von wirklicher Liebe nicht eingegeben sei. — Darin sollte Simon die Rechtfertigung der Handlungsweise Jesu erkennen. Ja, er, Jesus, war trotz alledem ein Prophet, und mehr als ein Prophet; er war der Herr und Heiland der Sünder. Nicht er war in Simons Schuld, weil der ihn zu Gaste geladen hatte, sondern Simon war sein Schuldner, wenn auch in geringerem Maße als das Weib, so doch auch sein Schuldner. Er nahm aber nicht für Simon gegen das Weib, sondern für sie gegen ihn Partei, weil es klar war, daß sie mit aufrichtiger, tiefer Buße und Liebe an ihm hing, während es eben so klar war, daß Simon ihm gar keine Liebe, sondern nur äußerliche Höflichkeit entgegen brachte. Und um seine Parteinahme für das Weib noch nachdrücklicher zu betonen, wendet er sich von Simon ab und dem Weibe zu und bestätigt ihr die Vergebung ihrer Sünden. Damit hatte er Simon und die ganze Pharisäergesellschaft tief beleidigt und mit den letzteren Worten ihrer Bosheit neuen Anlaß zur Lästerung gegeben. „Wer ist dieser“, sprechen sie bei sich selbst, „daß er auch Sünden vergibt?“ Aber gerade die göttliche Majestät, die sich in diesen Worten aussprach, wollte der Herr dem Gewissen dieser Unbußfertigen offenbaren. Und das Weib entläßt er mit dem neuen Trost: „Dein Glaube hat dir geholfen, gehe hin mit Frieden!“ — Der Herr, der Sünderheiland, hat für eine tiefgefallene, aber bußfertige und dankbare Sünderin Partei genommen gegen unbußfertige Selbstgerechte, die ihm heuchlerisch eine Freundlichkeit erwiesen hatten. Von welcher Bedeutung diese Handlungsweise des Herrn für seinen Heilsweg ist, sagen die Pharisäer ein andermal selbst: Dieser nimmt die Sünder an und isset mit ihnen! Sie meinten das verkehrt. Aber recht verstanden ist es charakteristische Bezeichnung für Jesu ganzes Tun. Jesus nimmt die Sünder an.

Was nun die homiletische, resp. erbauliche Verwertung unsrer Geschichte betrifft, so könnte man den eben herausgestellten formalen Skopus derselben, die Selbstrechtfertigung des Herrn für seine Parteinahme für die Sünderin gegen die Pharisäer, ganz gut zum Ausgangspunkt der Behandlung des großartigen Inhalts machen.

Warum nimmt der Herr für die Sünderin gegen den Pharisäer Partei? — Die Ausführung müßte dann die Antwort bringen: Weil die Sünderin als Bußfertige dem Herrn wahre große Liebe entgegenbringt, der Pharisäer als Unbußfertiger und Selbstgerechter jeder Liebe zum Herrn ermangelt. Das kann in sehr verschiedener Weise geschehen, weil der Stoff überaus reichhaltig ist. Uns liegt es daran, die drei großen Stücke, die die christliche Predigt überhaupt ausmachen, aus diesem Text zur Darstellung zu bringen.

Da steht vorne an die Predigt von der Sünd e. Was die Szene, die sich am Tisch des Pharisäers abspielt, so eigenartig, so merkwürdig und für die Pharisäer so peinlich macht, ist die Tatsache, daß sich in dem Weibe eine Sünderin von Profession, die bei allen anständigen Menschen in höchster Verachtung steht, in diesen Kreis, diese Festlichkeit von Leuten drängt, die in den Augen des Publikums, vor allen Dingen vor ihrem eignen Urteil als Fromme und Heilige dastanden. Dem Evangelisten liegt es an, diesen Gegensatz hervorzuheben. In den Gedanken Simons über die Duldung des Weibes offenbart sich, wie hoch er sich und seine Tischgenossen über diese Sünderin erhaben dünkte. Es war ihre vermeintliche Heiligkeit, um deretwillen die Pharisäer erwarteten, daß Jesus das Weib von sich abschüttelse. In ihrer, der Pharisäer, Gesellschaft war er am rechten Platz, ein Heiliger unter Heiligen. Durch die Berührung vonseiten des Weibes wurde er ja schon selbst verunreinigt. Gerade diesem pharisäischen Dünkel — daß sie sich selbst vermaßen, daß sie fromm wären, und die anderen verachteten — tritt der Herr schon mit der Tatsache, daß er das Weib ruhig gewähren läßt, dann aber vor allen Dingen in dem ersten Teil seines Gleichnisses, entgegen. Mit den Worten: „Es hatte ein Wucherer z w e e n Schuldner“ reißt der Herr den Pharisäer Simon von dem selbstgemachten Piedestal der Heiligkeit herunter und stellt ihn mit dem Weib auf Eine Stufe, in die Reihe der Sünder. Denn das will der Herr mit seinem Gleichnis von dem Gläubiger und seinen Schuldnern. Er redet hier von Sünd e n schuld. Es heißt die Art und das Wirken des Herrn verkennen, wenn man annimmt, er leite das Schuldverhältnis, in das er die Sünderin und den Pharisäer zu sich setzt, aus äußeren Wohlthaten, die er den beiden erzeigt habe, her. Nein, er ist hier wie überall in seinem Amt tätig als der Sünder Heiland und Richter. Die Schuld des Weibes ist ihre Sünd e, und so ist auch

Simons Sünde es, was der Herr mit seiner Schuld bezeichnet. Simon ist, wie das Weib, sein Schuldner durch seine Sünde. — Freilich, da fällt es zunächst auf, daß der Herr Simons Schuld zu 50 und die des Weibes zu 500 ansetzt. Es versteht sich von selbst, daß das rhetorisch, nicht arithmetisch zu nehmen ist. Simons Schuld ist zu der des Weibes gering. Es ist nur ein Einfall, wenn man, wie Meyer und andere, den Herrn die Schuld der beiden nach deren subjektivem Schuldbewußtsein bemessen läßt. Nein, der Herr redet von tatsächlicher Schuld. Dann ist freilich die Schätzung auf den ersten Blick etwas räthelhaft. So groß die Sündenschuld des Weibes auch war, — der Herr, der das Herz ansiehet, will unmöglich das Pharisäertum, in dem auch Simon lebte und webte, für eine geringere Schuld erklären, als das Sündenleben des Weibes. Sie lebte freilich in äußerster Schande und Laster, wobei sie Gottes Wort mit Füßen trat und ihr Gewissen befleckte; aber die Pharisäer lebten in den rechten großen Sünden wider die erste Tafel, in Selbstgerechtigkeit, Hochmut, Feindschaft wider Gott und Christum und vielfach in grober Heuchelei. Sie fraßen der Witwen Häuser und wendeten lange Gebete vor. Vergleiche nur das Sündenregister der Pharisäer, das der Herr Matth. 23 aufstellt, um deswillen er ein so vielfältiges Wehe über sie herabruft und seine Rede mit dem Wort beschließt: Ihr Schlangen, ihr Otterngezüchte, wie wollt ihr der höllischen Verdammnis entrinnen! — Aber der Herr vergleicht hier das Weib und den Pharisäer Simon nicht miteinander nach ihrer Gesamtschuld vor Gott, sondern nur inbezug auf die eine bestimmte Art von Sünden, die hier in Frage kam. Daß Simon über dies Weib so hochmütig die Nase rümpfte, hatte seinen Grund nicht darin, daß sie überhaupt eine große Sünderin war, sondern daß sie gerade in diesem besonderen, auch bei Menschen so verpönten, schändlichen Laster lag und ein Gewerbe daraus machte. In diesem Stück wußte er sich rein! Auf dies Stück allein bezieht sich auch des Herrn Vergleich. Es ist hier, wie bei der Gelegenheit, da die Pharisäer ein Weib zu ihm brachten, die auf frischer Tat im Ehebruch ergriffen worden war, Joh. 8. „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie!“ — „Da sie aber das hörten, gingen sie hinaus, von ihrem Gewissen überzeugt, einer nach dem andern, von den ältesten an bis zu den geringsten“. Es hätte keine Berechtigung gehabt und auch keinen Eindruck auf die Gewissen ge-

macht, wenn der Herr hier die Pharisäer an ihre allgemeine Sündhaftigkeit hätte erinnern wollen. Die hätte sie nicht abhalten können, die Steinigung vorzunehmen. Der Herr redet hier von ihrer Schuld in dem Stück, um d e s w i l l e n sie das Weib verdammen. Und weil ihr Gewissen sie d a r i n selbst für schuldig erklärte, schlichen sie sich davon. Ja, die Pharisäer waren vielfach auch in diesem Stück von g r o b e n Sünden nicht rein. Aber wenn das auch hier nicht der Fall war, so hatte doch Simon kein Recht, mit solch schnöder Verachtung und Herzensverdammung auf dies Weib herabzusehen, weil er selbst der feineren Sünden gegen das sechste Gebot, der unkeuschen Lüste und Begierden, nicht unschuldig war. Die erkannten freilich die Pharisäer nicht als Sünden; aber der Herr hatte ihnen gepredigt: Ich sage euch, wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen, Matth. 5. Und das ist es, was der Herr hier dem hochmütigen Pharisäer ins Gewissen predigen will: Du bist in diesem Stück zwar nicht ein so grober Sünder, wie dies Weib; aber rein davon bist auch du nicht. Ist ihre Schuld 500, die deine ist 50. So predigt er ihm, was Paulus Röm. 2, 1 den selbstgerechten Juden insgemein vorhält: Darum, o Mensch, kannst du dich nicht entschuldigen, wer du bist, der da richtest; denn worinnen du einen andern richtest, verdamnst du dich selbst, sintemal du eben dasselbige tust, das du richtest. Der Herr predigt hier dem Simon und allen seinen Tischgenossen die große Wahrheit der Schrift: Es ist hie kein Unterschied, sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den sie an Gott haben sollen.

Es ist zwar auch vor Gott ein Unterschied unter den Sündern. Die einen sind größere, die anderen geringere Sünder. Judas war ein ärgerer Sünder als Petrus; Chorazin und Bethsaida und Kapernaum hatten größere Schuld auf sich geladen als Sodom und Gomorra. Die Obersten der Juden, die Jesum in die Hände des Pilatus überantwortet hatten, hatten's größere Sünde als dieser Heide. Ansonderheit wird die Größe der Sünde nach dem Kanon bemessen: Der Knecht, der seines Herrn Willen weiß etc., Luc. 12, 47. Und die allergrößten Sünden sind die Sünden gegen die Gnade, gegen das Evangelium, gegen das Amt des Heiligen Geistes, daran eben, wie die obengenannten Städte, auch Jerusalem und die Pharisäer sich schuldig machten. Aber im grunde ist in den Sünden gegen das Gesetz nicht viel Unterschied unter den Menschen. Die allermeisten

Menschen liegen auch in irgend einer groben Sünde, so lange sie nicht wiedergeboren sind. Freilich nicht alle in derselben Sünde. Jeder hat seine eigne Achillesferse, seine eigne schwache Seite. Ist es nicht die Unkeuschheit, so ist es etwa grober Geiz oder Ungerechtigkeit und Uebervorteilung, oder Lüge und Verleumdung, Haß und Feindschaft. Insbesondere ist es die Pharisäersünde, der Dünkel, der Hochmut, die Selbstgerechtigkeit, die Verachtung der andern, die auch uns Christen unerkannt so viel anklebt. Und die Sünde unseres Volkes, der Reichen wie der Armen, ist die Habsucht, die irdische Gesinnung, der Mammonsdiens. Und die besondere Sünde des deutschen Volkes, leider auch in unserm Lande, ist das Saufen. Schon Luther klagt, daß man im Auslande sage: Die vollen und tollern Deutschen! So ist unter den Menschen in der Sünde nur ein äußerlicher Unterschied, durch verschiedene physische Veranlagung, durch äußere Umstände, Erziehung, Versuchung hervorgebracht; das Herz ist bei allen gleich: geistlich tot, fleischlich gesinnt, Feindschaft wider Gott, Rebellion gegen alles Gottesgesetz, keine wahre Gottesfurcht und kein Glaube, voller böser Lust und Neigung. Was Paulus Röm. 3 sagt, gilt von allen Menschen ohne Ausnahme: Da ist nicht, der gerecht sei, auch nicht einer; da ist nicht, der verständig sei; da ist nicht, der nach Gott frage. Sie sind alle abgewichen und allesamt untüchtig geworden; da ist nicht, der Gutes tue, auch nicht einer. Ihr Schlund ist ein offener Grab, mit ihren Zungen handeln sie trüglisch, Otterngift ist unter ihren Lippen. Ihr Mund ist voll Fluchens und Bitterkeit, ihre Füße sind eilend, Blut zu vergießen; in ihren Wegen ist eitel Unfall und Herzeleid, und den Weg des Friedens wissen sie nicht; es ist keine Furcht Gottes vor ihren Augen. — Darum hat der Topf wenig Grund, den Kessel schwarz zu nennen. David Harun drückt das auf seine Weise ganz recht so aus: There is about as much of human nature in one man as in the other, and even -- more!

Und in dem Einen Stück ist absolut kein Unterschied mehr unter den Sündern: „Da sie nun nicht hatten zu bezahlen“. Es gibt unter den Menschen keine Sühne für die Sünde. „Womit soll ich den Herrn verfühnen? Mit Bücken vor dem hohen Gott? Soll ich mit Brandopfern und jährigen Kälbern ihn verfühnen? . . . Oder soll ich meinen ersten Sohn für meine Uebertretung geben, oder meines Leibes Frucht für die Sünde meiner Seele? Mich. 6, 6. 7.

Hier hilft kein Werk und kein Opfer, keine Reue, kein Gebet, keine Tränen, „vergöß er in dem Weh auch einen Tränensee“. Jeder Sünder ist absolut bankrott vor Gott, ob er mit 500 oder 50 angeschrieben stehe. Wenn darum nicht ein anderer für ihn eintritt, so nimmt das Gesetz unabwendbar seinen Lauf: Der Tod ist der Sünden Sold. Und das trifft alle Sünder.

Das ist etwa die in unserm Text enthaltene Predigt von der Sünde. Sie richtet sich gerade gegen diejenigen, die sie nötig haben: die Pharisäer, die Selbstgerechten, die zwar die Phrase, daß wir alle schwache Menschen, Sünder seien, auch im Munde führen, aber dabei von ihrer tatsächlichen Sündhaftigkeit, von der Grundverderbtheit ihres Herzens, von ihrer Verdammlichkeit und geistlichem Unvermögen nichts wissen und wissen wollen. Es ist diese Predigt, derer das Evangelium nicht entraten kann, wenn es seinen Zweck erreichen, rechtfertigen und befehren soll. Nur den vom Gesetz Erfassten und Zerschlagenen wird tatsächlich die Botschaft von der Gnade in Christo eine Gotteskraft zur Seligkeit. Solche Leute müssen wir erst machen; denn von Natur weiß der Mensch so wenig von der Sünde, insonderheit weiß er nichts von dem Greuel des erbfindlichen Verderbens und der Lust. Dazu hat Gott uns das Gesetz in die Hand gegeben und in den Mund gelegt. Allen Menschen sollen wir das Gesetz, ihre Sünde predigen. Auch der Christenheit muß der Spiegel des Gesetzes fort und fort vorgehalten werden, auf daß sie immer wieder von neuem, immer tiefer ihre Sünde erkennen, sich vor Gott demütigen und die Gnade ergreifen lernen. „Rufe getrost, schone nicht, erhebe deine Stimme wie eine Posaune und verkündige meinem Volk ihr Uebertreten, und dem Hause Jakobs ihre Sünde!“, Jes. 58. Das Gesetz als Spiegel — das ist der vornehmste und eigentliche Gebrauch, den wir als Prediger vom Gesetz machen sollen.

Und nun sollen wir auch vom Herrn lernen, wie man das Gesetz in diesem Gebrauch predigen soll. Das tut's nicht, daß wir etwa in jeder Predigt bis zum Ueberdruß wiederholen, daß die Menschen, daß wir alle Sünder sind. Das leugnet schließlich auch kein Pharisäer. Aber ein spezieller Sünder, ein Sünder in diesem oder jenem Stück will niemand sein. Sobald das Wort Sünder etwas konkretes, handgreifliches bezeichnet, will es niemand auf sich angewendet haben. Gerade das aber ist es, was der Herr hier an dem

Pharisäer Simon tut: Auch du Pharisäer ein Sünder gegen das sechste Gebot, wenn auch nicht zu 500, wie dies Weib, so doch zu 50 Groschen; wenn nicht in groben Thaten, so doch in Lüsten, Gedanken und Begierden; auch du nicht rein, sondern unrein und darum schuldig vor Gott; und du hast nichts, womit du deine Schuld bezahlen könntest! In der That eine freimütige Predigt! Die Pharisäer brüsteten sich ihrer Reinheit in diesem Stück gerade dadurch, daß sie die Sünderinnen so hart verdammt, so tief verabscheuten, daß sie den Ehebrecherinnen zum Steinigungstode verhalfen. Wie mußte es sie verletzen, erzürnen, daß der Herr ihnen ins Angesicht ihre Reinheit leugnet und sie der Unreinheit beschuldigt. Kein Wunder, daß sie ihm feind wurden und die Zähne über ihm zusammenbissen. Das wußte der Herr wohl. Trotzdem verkündigte er ihnen, wie allem Volk, ihre Sünde. Nur so konnte ihnen geholfen werden, nur so konnten sie zur Erkenntnis ihrer Sünden kommen und zur Annahme der seligmachenden Gnade bereitet werden. Luther sagt: Welcher Prediger die Sünden nicht straft, der muß mit fremden Sünden zum Teufel fahren. Und die Sünden strafen heißt die Sünden mit Namen nennen und sie den Zuhörern auf den Kopf zusagen. So tut der Herr immer. So tun die Propheten. Jesaias nennt immer wieder die Sünden, deren Juda sich schuldig gemacht hat, s. Kap. 1 und 3 und durch sein ganzes Buch. Er straft die Großen im Volk, wie die Masse. Das ganze Haupt ist krank, das ganze Herz ist matt. Und wo es nötig ist, tritt er auch den Einzelpersonen, sei es dem gottlosen Ahas, Kap. 7, oder dem frommen Hiskias, Kap. 39, entgegen. So insonderheit Jeremias, der Prophet in böser Zeit; so alle Propheten; so auch Paulus bei seinen Gemeinden. Sie haben nicht bloß abstrakt von der Sünde gepredigt, sondern auch konkrete Sünden gestraft, gerade wie sie es vorfanden. Das ist auch unsere Aufgabe. Sie erfordert Mut und Freimut. Man wird darob nicht gelobt. Aber es ist die einzige Weise, das Gesetz zur Buße zu predigen. Wir können um diese Aufgabe nicht herum, ohne zu stummen Sunden zu werden und das Heil der uns anvertrauten Seelen zu versäumen. Andererseits erfordert diese Aufgabe aber auch ein geheiligtes Herz und viel christlichen Takt, ein rechtes Schicklichkeitsgefühl. Hier gilt es vor allem, kein fremdes Feuer auf den Altar des Herrn zu bringen, nicht den alten Adam in Selbstgerechtigkeit, Verdammungssucht, Schadenfreude oder in Roheit zu Worte

kommen zu lassen. Vor allen Dingen darf der Prediger hier nicht übertreiben, nicht mehr sagen als wahr ist, den Leuten keine groben Uebertretungen beimeffen, deren sie nicht schuldig sind. Wenn irgendwo, so ist hier Maß am Platz. Und selbstverständlich gehören die Sünden einzelner, auch wenn sie bekannt sind, nicht als solche auf die Kanzel. Diese hat es, als öffentliches Institut, auch nur mit allgemeinen Sünden zu tun. Aber auch die Worte sind für die Predigt der Sünde genau zu erwägen und abzumessen und in dezenten Schranken zu halten. Der rohe Volterer gehört nicht in den Predigtstuhl. Hier läßt sich mit einem unpassenden oder unschönen Wort alles verderben. Wenn wir die Sünde predigen, eben konkrete Sünden strafen, dann muß es auch vor dem Urteil der Gefraften aus einem geheiligten, gottesfürchtigen Herzen kommen, das sich selbst dieselbe Predigt predigt und selbst davor erbebt und zittert, wie die Zuhörer davor erheben und erzittern sollen, aus einem Herzen, das diese Dinge nur mit Widerstreben in den Mund nimmt, aber sie in den Mund nehmen muß, um die Zuhörer der seligmachenden Gnade teilhaftig machen zu können. Den Ton atmet so ganz und gar die hier dem Pharifäer Simon gehaltene Gesetzespredigt des Herrn. Wie freimütig, wie konkret, wie direkt ist sie in der Sache! Wie fein in Worten — ein Gleichnis und seine Anwendung! Wie ist sie getragen von der Liebe, die nur selig machen will! Gehe hin und tue desgleichen!

Wir kommen zur Predigt der G n a d e. Die ist in dieser Geschichte so reichlich enthalten. „Da sie aber nicht hatten zu bezahlen, schenkte ers beiden“. Damit ist alles auf einmal gesagt. Bei Gott ist Gnade. Und die Gnade besteht nicht bloß in einer wohlwollenden Gefinnung Gottes gegen die „Unverdienten“, die Uebertreter, die Schuldigen, die schon der Hölle zugesprochen sind; sie ist mehr, sie ist Tat und Wahrheit geworden. Sie besteht — zu einem Teil — in der gnädigen Erlassung der Schuld, in der Vergebung der S ü n d e n. Der Herr gebraucht hier dasselbe Wort, das sonst in der Schrift von der Erlassung der Sündenschuld gebraucht wird, Kol. 2, 13; 2. Kor. 2, 7. 10; 12, 13 u. a. St. Der Gläubiger erließ beiden Schuldnern die Schuld, a u s G n a d e n. Darin besteht die Gnade, daß Gott den Sündern, seinen Schuldnern, die Schuld erläßt, die Sünde vergibt, die Missetat nicht anrechnet, daß er sie für Unschuldige, für Gerechte ansieht, als hätten sie nie etwas

verbrochen, 2. Mos. 34, 6. 7; Jes. 43, 25; 44, 22; Ps. 32, Röm. 3 und 4. Und diese Gnade, die Sündenvergebung, ist ein reines beneplacitum dei, ist an keine von dem schuldigen Menschen zu leistende Sühne, zu erfüllende Bedingung geknüpft. Sie geschieht von seiten Gottes intuitu nichts beim Menschen, auf die bloße Tatsache hin, daß der Sünder bankrott ist. Die Sündenvergebung hat ihren Grund zu keinem Teil im Menschen, sondern allein im Wohlgefallen Gottes in Christo Jesu. Was hier zu bezahlen oder zu leisten ist, bezahlt, leistet Gott selber in Christo. Den allein hat sein intuitus zum Gegenstand. Dem Sünder gegenüber geschieht sie absolut frei. Und sie ergießt sich ohne weiteres über die Schuldner. Gott ist versöhnt, Gott hat die Schuld vergeben; und nicht einer abstrakten Masse, sondern allen einzelnen konkreten Sündern, die die Gesamtheit der Welt ausmachen. Es ist in der Welt keine einzige Seele mehr, deren Sündenschuld Gott noch nicht durchstrichen, tatsächlich vergeben hätte, 2. Kor. 5, 19. Es steht nicht so, daß Gott nun durch Christum zwar allen Menschen gnädig genug gesinnt wäre, um jedem einzelnen unter gewissen Bedingungen die Sünden zu vergeben, aber diese selbst hätte noch tatsächlich erst zu geschehen; nein, die ist bereits geschehen. Die Vergebung der Sünden ist an jedem einzelnen Sünder genau so gut Tatsache und Wirklichkeit, wie seine Schuld und sein Bankrott. Diesem bußfertigen Weibe war die Schuld erlassen, dem unbußfertigen Pharisäer gerade so tatsächlich. Nur darin war der einschneidende Unterschied, daß das Weib die Erlassung ihrer Schuld erkannte und sie im Glauben zu sich raffte, der Pharisäer sie von sich stieß. — Und die sündenvergebende Gnade hat keine Grenzen. Sie hält nicht inne bei einer bestimmten Höhe der Schuld; 500 oder 50 Groschen, sie löscht unendliche Schuld hinweg. Ob bei uns ist der Sünden viel, bei Gott ist viel mehr Gnade, Röm. 5, 20. Hier kann, hier soll, hier darf kein Sünder, kein einziger, sich ausschließen!

Das ist die Gnade zu e i n e m Teil. Sie hat aber noch eine andere Seite. Sie ist nicht nur vergebende, sie ist auch suchende, anbietende, mitteilende, heilende Gnade.

Jesus sucht das Verirrte. Was wollte er in des Pharisäers Haus, bei des Pharisäers Mahl? Nicht essen und trinken. Die Speisen, die ihm hier aufgetragen wurden, hatte Simon ihm — um menschlich zu reden — durch seine Lieblosigkeit gründlich versalzen. Ein Bissen mit Liebe ist besser als eine volle Tafel mit Haß.

Der Herr, der Herzenskündiger, kannte im voraus Simon und seine Gesellschaft wohl. Er weiß im voraus, daß Simon ihm jede wirkliche Freundlichkeit, das Wasser für seine Füße, den Willkommensfuß, das Festjamböl verweigern, daß er ihn mit der allernotwendigsten Höflichkeit abspesen wird. Er hört schon im voraus die schnöden Gedanken Simons: — „wäre dieser ein Prophet“. Er vernimmt schon im voraus das entrüstete, grimmige Murren der Gäste: „Wer ist dieser, daß er auch Sünden vergibt“. Mehr: er weiß im voraus, daß alles, was er Simon und seinen Tischgenossen von Sünde und Gnade sagen wird, in den Wind geredet sein wird, ja, daß er diese Gesellschaft nur desto mehr erbittern und in die Verstockung treiben wird. Trotz alledem nimmt er die Einladung an und geht in des Pharisäers Haus und setzt sich mit dieser Gesellschaft zu Tische. Warum denn? Wozu denn? — Auch sie, diese Verstockten, Verlorenen hatte er in sein Heilandsherz gefaßt, das nicht anders als lieben, Sünder lieben konnte. Auch sie wollte, sollte er sich ja mit seinem Gottesblut erkaufen, auch sie waren als Erlöste schon sein Eigentum, auch sie mußte er mit seinem Munde, mit seiner Gotteskraft aus dem, was ihre Seligkeit unmöglich machte, aus ihrer Unbußfertigkeit herumzuziehen und durch den Glauben an ihn seligmachen suchen. Darum ging er in dies Haus.

Und wie treu arbeitet er an den Seelen dieser verstockten Selbstgerechten, um sie zur Erkenntnis ihrer Sünde zu bringen! Wie hart und wie zart predigt er Simon und damit den andern allen ihre Sünde, ihre Schuld, ihren Bankrott vor Gott! Wie herzeindringlich, wie vernichtend und doch wie sanftmütig hält er Simon — immer durch Vergleichung mit dem so schnöde verachteten Weibe — seine Lieblosigkeit und damit seine heuchlerische Einladung vor! Wie straft er damit unter der Hand ihr hochmütiges und ungerechtes Nichten über das bedauernswerte Weib! Wie führt er ihnen so handgreiflich vor Augen, daß sie in ihrem gänzlichen Mangel an Liebe gegen ihn viel schlechter seien als dies Weib, das nummehr umgekehrt und nicht mehr eine „Sünderin“, sondern eine brünstige Dienerin ihres Heilandes und Gottes sei! — Wahrlich, eine Bußpredigt, die Steine hätte erweichen können! — Und es war keine schlechtthin verdammende, verwerfende Predigt, keine Abgabe, kein endgültiges Gericht. Der Herr predigt das Gesetz in Heilandsliebe, zur Buße, Umkehr, Rettung dieser Verlorenen. Er predigt ihnen zugleich die

Gnade, freie, vollkommene Gnade. Der Gläubiger hat auch Simon seine Schuld schon erlassen, und wenn sie auch 500 wäre, wie die des Weibes, sie wäre ihm, wie ihr erlassen. Und daß er ihnen genau so gewogen sei, wie dem Weibe, dafür war ihnen Beweis, daß er trotz aller ihrer von ihm zuborgewußten Lieblosigkeit zu ihnen eingegangen war. — So schenkte der Herr hier seine Gnade mit vollen Händen, so arbeitete er an ihren Herzen mit aller seiner Gotteskraft zu ihrer Befehrung. Das war Gnade.

Und an dem Weibe! — O nein, er desavouiert sie nicht; er schüttelt sie nicht von sich ab. Er läßt sie ruhig und freundlich gewähren. „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen“. Er hält ihr auch keine Strafpredigt. Hier ist nichts mehr zu strafen. Das Weib hat seine Sünde längst erkannt. Wie sie zur Erkenntnis gekommen, steht nicht im Text. Wohl durch Johannis, des Täufers, vielleicht auch durch des Herrn eigne Predigt. Sie muß die Predigt von der Sünde und Gnade gehört und vernommen haben. Und beide sind in ihr mächtig geworden. Das Gesetz ist ihr eine Posaune des Gerichts geworden und hat ihr Herz bis auf den Grund erschüttert. Sie hat von dem gehört, der die Sünder, auch die „Sünderinnen“, nicht verstößt. Da ist ein Strahl der Hoffnung in ihr Herz gefallen. Sie ist bußfertig, sie glaubt an die Gnade.

Da hört sie, daß der, der auch die Sünderinnen noch annimmt, in ihre Stadt gekommen ist. Da muß sie zu ihm, aus seinem eignen Munde ein Wort der Gnade hören, muß ihm irgend einen Beweis ihre Liebe zeigen. Er ist in des Pharisäers Haus zu Tische. Der Gedanke legt sich wie ein Alp auf ihr Herz. O, dort in diesem vornehmen Hause, in der hochmütigen, richtenden Gesellschaft! Wird man nicht mit Fingern auf sie weisen? Wird man sie nicht entrüstet hinauswerfen? Aber ihr Verlangen nach dem Herrn reißt durch alle solche Gedanken hindurch, und ehe sie recht zur Besinnung gekommen, steht sie in des Pharisäers Hause. Die entrüsteten und beschämenden Blicke dieser Heiligen nicht achtend, tritt sie voller Scham hinten zu des Herrn Füßen, sinkt gebeugten Hauptes nieder und weint und nezt seine Füße mit ihren Tränen und trocknet sie mit ihren Haaren, küßt sie und salbt sie mit der mitgebrachten köstlichen Salbe. Was Jesus, was Simon, was die anderen dazu sagen werden, daran denkt sie nicht, oder überlegt es nicht. Ihr ganzes Gebahren ist einerseits ein einziger großer Schrei ihres Herzens: Herr

Jesu, du Mann des Erbarmens, der Gnade, du Heiland Israels; verstoß mich nicht, sage mir, daß du mir vergeben hast! Andererseits ist's ein Tun der tiefen Scham und Demut, die sich für zu gering hält, dem Herrn vor das Angesicht zu treten, und sich darum mit seinen Füßen zu schaffen macht, und ein Treiben der Liebe, die schier nicht weiß, was sie dem Herrn zugute tun soll, und zu der köstlichen Narde gegriffen hat. — Unterdes hält der Herr seine Predigt an Simon, und sie ist den verurteilenden Blicken der feindlich gesinnten, naserümpfenden Männer ausgesetzt. Das muß sie leiden und wartet auf ein erlösendes Wort vom Herrn. — Was soll der Herr diesem Weibe sagen? Er hat sich schon zu ihr bekant vor dieser Gesellschaft. Er hat sich zu ihrem Anwalt gemacht, er hat ihr Gebahren mit seinem Gebahren gegen sie gerechtfertigt; und als er damit fertig ist, wendet er sich zu ihr und spricht: Deine Sünden sind dir vergeben! Er bestätigt ihr die Vergebung durch sein persönliches Wort und macht sie der Gnade gewiß. Sie hatte dem Himmelreich Gewalt angetan, aus ihrer Herzensangst heraus mit unaussprechlichem Seufzen die Gnade an sich gerissen, die ihr aus der Predigt von dem Gotteslamm, das der Welt Sünde trägt, aus dem Gnadenruf Jesu: Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken, entgegenstrahlte. Und dies unaussprechliche Seufzen hatte der Geist Gottes, der Geist Jesu Christi in dieser Elenden eben durch jene Predigt, durch das Evangelium in ihr gewirkt. So hatte sie Vergebung, ehe sie zu Jesu in Simons Haus kam. Ihr Kommen war ein Kommen des Glaubens, ihre Tränen Tränen des Glaubens, der Sünderbuße. Nur daß das Gewissen der Sünde noch nicht gar überwunden, der Friede in ihrem Herzen noch nicht völlig war. Sie verlangte nach mehr Trost, nach Bestätigung ihrer Annahme. Und die erhielt sie hier. Der Herr hatte ihr nichts aufzurücken, er rechtfertigte, verteidigte, rühmte, tröstete, stärkte sie nur. Auch gegenüber dem Murren der Tischgesellschaft, das er widerlegen, zuschanden machen will, versichert er ihr: Dein Glaube hat Dir geholfen, hat die Vergebung an sich gerissen; gehe hin mit Frieden!

So handelt der Herr mit bußfertigen Sündern. Er rückt es ihnen nicht auf, daß sie so schwer, so lange gesündigt, so tief gesunken, so oft gefallen sind. Jesus sucht das Verirrte. Und wenn er sie gefunden hat, wenn sie zu ihm kommen, nimmt er sie mit Freuden auf.

Es ist Freude im Himmel über Einen Sünder der Buße tut. Er tröstet sie mit der Vergebung. Er bestätigt ihnen die Gnade, die volle Gnade. Er erfüllt ihre Herzen mit Friede und Freude. Das ist Gnade! — Und die bringen wir mit Freuden allen Sündern entgegen, die sprechen wir allen Bußfertigen im Namen Jesu zu und bestätigen ihnen die im Glauben ergriffene Gnade. Denn —: Jesus Christus gestern und heute und derselbige gnädige Sünderheiland auch in Ewigkeit. — Das ist die Predigt von der Gnade.

Und schließlich die Predigt von der Liebe, vom christlichen Leben und Wandel. Auf diesen Punkt ist eigentlich die Rede des Herrn an Simon zugespitzt. „Sage an, welcher von ihnen wird ihn wohl am meisten lieben?“ Simon weiß es recht gut: „Ich achte, dem er am meisten geschenkt hat.“ Darauf zeigt nun der Herr in der Anwendung seines Gleichnisses, daß das in diesem Falle das Weib ist, nicht Simon. Hier ist die subjektive Fassung, zusammen mit der objektiven, ebenso am Platze, wie im Gleichnis selbst die objektive allein. Freilich ist das „wenig“ nicht wörtlich zu nehmen, es steht anstatt „nichts“. Es ist hier bei den beiden Empfängern der Gnade verschieden. Dem Weibe ist eine große Schuld erlassen, und sie glaubt es, und daher liebt sie viel. Dem Phariseer war tatsächlich eine größere Schuld erlassen als dem Weibe, in dem betreffenden Stück eine kleinere als ihr; aber er glaubt weder das eine noch das andre; deshalb ist kein Hünklein wahrer Liebe gegen den Herrn in ihm; er hat dem Herrn aus wer weiß was für einem Interesse eine äußerliche Höflichkeit erzeigt und jeden Liebesdienst unterlassen. Sein Herz ist voller Verachtung und Enttäuschung gegen Jesum.

Hier hat der Herr es ausgesprochen, worin eigentlich die wahre Heiligkeit, die wahre Geistlichkeit, die wahre Sittlichkeit, die wahre Tugend, die eigentliche Forderung des Gesetzes, der Wandel im Geist, das praktische Christentum besteht: in der Liebe, in der Liebe zu Christo, zu Gott unserm Heilande. Wie geflissentlich betrügen sich hierin die Menschen! Was nur etwas besonderes ist, was über das Alltägliche, Gewöhnliche hervorragt an Macht, Stellung, Reichtum, Bildung, Manieren, oder äußerer Lebensführung, das achten sie für groß und edel. Die Phariseer waren „Abgesonderte“, die besondere Heiligkeit für sich in Anspruch nahmen und den kommenden Pöbel, der es mit dem Gesetz nicht genau nahm, mieden. So galten sie nicht

nur in ihren eignen Augen, sondern auch in den Augen der Menge für besser als ein gewöhnlicher Mensch. Aber die Kaste, der Stand, die gesellschaftliche Stellung ist nichts vor Gott. Ein König ist darum noch nicht besser als seine Untertanen, daß er auf dem Throne sitzt; eine Millionärsfrau ist darum noch nicht tugendreicher als eine Waschfrau, weil sie in Sammt und Seide geht und sich mit allem Luxus umgeben kann. Der Gebildete ist darum nicht edler als der Bauer, weil er an einem Kunstwerk größeren Genuß hat als jener. Feine Manieren sind noch keine Gewähr für sittliche Größe. Ja, auch Orthodoxie und tadelloses Kirchentum, lückenloser Kirchen- und Abendmahlsbesuch, unsträflicher Wandel und gewissenhafte Berufserfüllung, Abstinenz und Selbstkasteiung, Wohlthätigkeit, Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit — es ist alles noch nichts ohne die Liebe zu Gott. „Du sollst lieben Gott, deinen Herren von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüt!“ — das ist das vornehmste und größte Gebot. Das ist das Eine Gebot, das in allen Geboten das eigentlich Gebotene ist, in dem alle Gebote enthalten sind. Von dieser Liebe zu Gott gilt erst recht, was Paulus von der Nächstenliebe sagt: Wenn ich mit Menschen- und mit Engeln reden könnte, wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntnis und hätte allen Glauben, also das ich Berge versetzte, und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib brennen, — und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts“, 1. Kor. 13. — Gott nicht lieb haben, ihn verachten, ihn feindlich gesinnt sein, das ist die Unsittlichkeit aller Unsittlichkeiten, die Untugend aller Untugenden, das Laster aller Laster, die Grundschlechtigkeit. Wer Vater und Mutter nicht lieb hat, sie verachtet, der ist ein schlechter Mensch, und wenn die Welt ihn bis an den Himmel erhebt; wer aber seinen Gott und Herrn, seinen Schöpfer und Erlöser, seinen Heiland Jesum Christum nicht lieb hat, der sei — so sagt Paulus — anathema, maharan mota, — zu ewigem Tode verdammt.

Die Liebe, die Liebe zu Gott, das ist wahre Tugend, Sittlichkeit, Heiligkeit, Vollkommenheit. Sie ist die fruchtbare Quelle aller anderen Tugenden. Wer Gott liebt, der liebt auch seinen Bruder, seinen Nächsten, um Gottes willen. Denn dies Gebot haben wir von ihm, daß, wer Gott liebet, daß der auch seinen Bruder liebe. Und wer da sagt, er liebe Gott, und hasset seinen Bruder, der ist ein

Lügner. Denn wer seinen Bruder nicht liebet, den er siehet, wie kann er Gott lieben, den er nicht siehet! Darum spricht der Herr selbst von der Gottesliebe: — „Das ist das vornehmste und größte Gebot. Das andere aber ist dem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst. In diesen zweien Geboten hanget das ganze Gesetz und die Propheten“. Wie sollten wir Gott lieben können und die nicht lieben, die von ihm mit gleicher Liebe wie wir umfaßt, von ihm erschaffen, erhalten, erlöst und begnadigt und für dieselbe ewige Herrlichkeit bestimmt sind wie wir? Darum ist die Liebe des Gesetzes Erfüllung. Wer Gott liebt, der sündigt nicht, sagt Johannes. Der hält auch wohl der größten Versuchung stand. „Wie sollt ich“, sagt Joseph, „ein so groß Uebel tun und wider Gott sündigen!“ Wer Gott liebt, opfert ihm alles, auch die köstlichste Narde, wie dies Weib. Unser Hab und Gut, unser Leib und Leben ist wohl angewandt, wenn wir auch nur seine Füße damit salben können; sind wir doch nicht wert, seine Schuhriemen aufzulösen und ihm die geringsten Dienste zu tun. — Gott lieben, unsern Herrn und Heiland Jesum Christum lieb haben, ihm dienen, ihm die Füße waschen mit unsern Tränen und sie mit den Haaren unsers Hauptes trocknen und sie küssen, unser Leid ihm zu Ehren leiden, unser ganzes Herz in tiefer Demut ihm ergeben, allen Schmuck der Weiblichkeit, alle Krone der Männlichkeit in seinen Dienst stellen, auf daß sein Reich komme und sein Wille geschehe, — das ist Tugend, Sittlichkeit, wahre Menschenwürde, Heiligkeit.

Und woher gewinnen wir diese Liebe? — O, sie läßt sich nicht anbefehlen, angeboten. Das „du sollst“ des Gesetzes erzeugt sie nicht. Wir haben sie nun einmal nicht in uns, und wo nichts ist, hat auch der Kaiser keine Macht verloren. Wir sind Fleisch und fleischlich gesinnt, und fleischlich gesinnt sein ist eine Feindschaft wider Gott. Die Pharisäer können Jesu wohl Freundschaft heucheln, aber wahre Liebe zu ihm zu fassen vermögen sie nicht. Und da hilft auch keine Gesetzespredigt des Herrn, keine Ueberführung, daß sie Jesu die Liebe geweigert haben. Sie werden nur grimmiger gegen ihn. Das Gesetz tötet, richtet auch im Menschenherzen nur Zorn an. Wenn sie der Gnadenpredigt des Herrn ihre Herzen geöffnet, sich durch seine Gnade und Sündenvergebung, die er ihnen mit vollen Händen so reichlich entgegenrug, hätten gewinnen lassen, dann hätten sie eine Wiedergeburt erlebt. So wars ja bei dem Weibe zugegangen. Sie

hatte bisher nur der Sünde, der Lust ihr Herz gegeben und dabei Gottes Gebot mit Füßen getreten und Gottes Wort verachtet. Da, als Gottes Donnerstimme aus dem Munde Johannes des Täufers ihr ins Herz gefahren war, als die Gnade Jesu Christi ihre Zuversicht gewonnen hatte, da war durch den Glauben, i m Glauben, m i t dem Glauben an die Vergebung das hartgefottene Sündenherz erweicht und geschmolzen, da gebar der Glaube eine göttliche Traurigkeit, eine Reue zur Seligkeit, die niemand gereuet, und mit dieser Traurigkeit zugleich Friede und Freude und Seligkeit, und mit der Seligkeit die Liebe zu dem, der sie selig gemacht und dem Verderben entrißen hatte. Wie hätte sie anders können, als den wieder lieben, der sie so unaussprechlich zuerst geliebt? Wie hätte sie ihm nicht wollen vergelten alle seine Wohlthat, die er an ihr getan hatte? — So erwächst die Gottesliebe in unsern Herzen. Es ist die Liebe zu Jesu, unserm Heilande. Sie entspringt aus dem Glauben an seine Gnade, an die Vergebung der Sünden. Sie ist Gottes Gabe und Geschenk, wie der Glaube selbst. Sie wird in und mit dem Glauben über unser Herz ausgegossen, durchs Evangelium. Wir haben das Evangelium, das Evangelium, das uns die Gnade, die Vergebung der Sünden bringt. O, daß wir glauben könnten, so könnten wir auch lieben!

Und die Größe der Liebe hängt an der Größe des Glaubens. Was heißt Größe des Glaubens? Glauben, daß uns v i e l vergeben ist. Uns i st viel, o so viel, unermesslich viel vergeben; aber wir erkennen, fühlen es nicht. Uns ist so wenig vergeben; darum ist unsre Liebe so kalt. Ach, daß wir lernten, w i e viel uns vergeben ist, so würden wir mit dem Weibe den Herrn auch mehr lieben, des Herrn Füße mit unsern Tränen netzen, mit unsern Haaren trocknen, mit unserm Munde küssen, mit unsrer Salbe salben lernen.

A u g. P i e p e r.

Büchertisch.

Wartburg = Lehrmittel für ev. = luth. Sonntagschulen. Von Dr. M. Ren, Professor am Seminar Wartburg zu Dubuque, Iowa. Wartburg Pub. House, Chicago.

- I. Kursus: Für die Kleinsten in der Sonntagschule (5—7 Jahre alt). Ein Jahrgang. Wochenausgabe, einzeln 25c, Duß. je 22c; volles Hundert je 20c. In einem Bande gbdn. 60c.
- II. Kursus: Bibl. Geschichten für die Kinder von 8—13 Jahren. Ober-, Mittel- und Unterstufe. Je zwei Jahrgänge bibl. Geschichten. Heftausgabe pro Jahr 30c; bis zu 50 Expl. pro Jahr je 25c; über 50 Expl. pro Jahr portofrei je 20c. Bandausgabe, jeder Jahrgang der Unter- und Mittelstufe 50c, der Oberstufe 60c.

Die vielen unheilbaren Schwächen der Sonntagschule als einer Veranstaltung zur Förderung christlich-religiöser Erziehung liegen jedem einsichtsvollen Menschen so klar zu Tage, daß ein großes Stück Mut dazu gehört, mit wirklichem Eifer auf die Verbesserung der Sonntagschularbeit hinzuwirken. Es wird trotz aller Mühe, die man sich um diesen Unterricht gibt, doch niemals dahin kommen, daß sich kirchliche Gemeinschaften, die nicht neben der Sonntagschule eine wirkliche Christen-er-zie-hung ihrer Jugend anstreben, mit freiem Mute zu denen rechnen dürften, die des Herrn Werk in bezug auf die Kinder nicht lässig treiben. Wir kennen keine Verheißung des Erfolgs für die Christen und Christengemeinden, die es wohl anders haben könnten, aber aus fleischlichen Gründen dem hl. Geiste vorschreiben, daß er sein Werk zur Erhaltung der Kirche unter unsern Nachkommen durch die so handgreiflich mangelhafte Unterweisung bewerkstelligen müsse, die man in der Sonntagschule erteilt. Unsern Gemeindefschulen kleben ja auch mancherlei Gebrechen an, die ihren Gegnern willkommenen Angriffspunkte und Gelegenheit zur Lästerung darbieten; aber diese Gebrechen sind nicht dem Institut an sich inhärent, sondern sind akzidenteller Natur, so daß man mit Aussicht auf Erfolg an ihrer Beseitigung arbeiten kann. Wenn nun durch sorgfältige Pflege der Sonntagschule die Gemeindefschule irgendwelchen Schaden leidet; wenn mit dem Wachstum der Sonntagschule ein Rückgang der Gemeindefschule Hand in Hand geht, so gehen wir des Segens verlustig, den unsre Gemeindefschulen bisher nachweisbar der Kirche gebracht haben, ohne daß uns irgend ein greifbarer Ersatz dafür geboten würde. Die bekennnistreue lutherische Kirche kann auf die Dauer nicht bestehen, wenn sie die christliche Erziehung ihrer Jugend so sehr dem Zufalle überläßt, wie das unter dem Deckmantel der Sonntagschule geschieht. Darum will es mir nicht ganz unbedenklich erscheinen, daß man ein so sorgfältig und planmäßig ausgearbeitetes Werk, wie die Wartburglehrmittel es sind, auf den Markt bringt. Je besser das Hilfsmittel, das geboten wird, desto größer wird die Möglichkeit, daß man durch seinen Gebrauch Erfolge zu erzielen hofft, die der Natur der Sonntagschule entsprechend von ihr auch unter den günstigsten Umständen nicht erwartet werden dürfen. Die Zustände, die

die Sonntagsschulsucht in unsern Kreisen herbeigeführt haben, werden nicht dadurch gebessert, daß man denen, die dem Gemeindefschulwesen gleichgültig, ablehnend oder gar feindlich gegenüberstehen, recht gute Hilfsmittel für den Sonntagsschulunterricht darbietet. Auch dürfte die Hoffnung illusorisch sein, daß man allgemein wenigstens eine Kombination von Sonntag- und Samstagsschulen nebst gründlichem Konfirmandenunterricht einführen wird, wie das die Synodenvode dringend als bescheidensten Ersatz für eine ordentliche Gemeindefschule empfiehlt.

Aber freilich, die Sache hat auch eine andre Seite. Rechtschaffene und einsichtsvolle Arbeiter der Kirche werden zwar immer darauf hinarbeiten, daß vorhandene Mißstände beseitigt und verkehrte Einrichtungen durch bessere ersetzt werden; aber sie werden auch unterdessen nicht die Hände in den Schoß legen, sondern bis zur Zeit der Besserung die vorliegenden Aufgaben nach besten Kräften auszuführen streben. Die Erfahrung lehrt, daß es gewöhnlich jahrelanger Arbeit bedarf, eine Gemeinde zu der Erkenntnis zu bringen, daß sie ihre Pflicht an ihren Kindern nur durch eine gute Parochialschule erfüllen kann; aber man wird wenigstens unterdessen das, was die Gemeinde noch treibt, auf das allerbeste zu gestalten suchen. Das gilt z. B. vom Konfirmandenunterricht, das gilt aber auch von der Sonntagsschule. Der Verfasser der Wartburg = Lehrmittel hat offenbar gerade auch in diesem Gedanken einen Sporn zu sorgfältiger Ausführung seines Auftrags gefunden. Er weist auf einen heilbaren Schaden der Sonntagsschule hin und gibt zugleich den Zweck seiner Arbeit an, indem er im Vorwort sagt: „Es ist wohl nirgends ziel- und planloser gearbeitet worden, als in der Sonntagsschule“. Gewiß, wenn die Arbeit nun einmal so gesehen muß, dann fordert es das Interesse für die große Sache der religiösen Erziehung, daß derjenige, dem die Leitung der Sonntagsschule obliegt, für ein planmäßiges und zielbetontes Zusammenarbeiten aller Lehrkräfte sorgt. So und so viel soll wenigstens erreicht werden, und auf diesem und diesem Wege müssen wir dahin kommen! Da genügt nun freilich nicht irgend ein Ziel und irgend ein Plan. Da es sich in der Sonntagsschule um Unterricht, also um starke erzieherische Beeinflussung handelt, muß das Ziel nach pädagogischen Gesichtspunkten gesteckt werden, und Stoffauswahl wie Methode müssen auf pädagogischer Grundlage ruhen. Je schwieriger es bei der Unvollkommenheit des Sonntagsschulunterrichts ist, überhaupt ein Ziel zu erreichen, desto weniger wird jeder, den die Umstände in die Leitung der Sonntagsschule hineindrängen, der Aufgabe gewachsen sein, selbst Stoffauswahl und methodische Anordnung zu besorgen. Das bezeugt die klägliche Unzulänglichkeit der meisten Sonntagsschullektionen, die auf den Markt gebracht werden.

An den Wartburg = Lehrmitteln gefällt schon die äußere Ausstattung: der gute, klare Druck, die Uebersichtlichkeit der Anordnung des Stoffs für jede Unterrichtseinheit, der reiche und gut gewählte Bildschmuck. Für besonders praktisch halte ich die Idee, diese Lektionen nicht nur in Einzelheften, sondern auch in Buchform anzubieten. Gerade bei Kindern kommt

auf Neußerlichkeiten viel an. Die Sonntagschullektion, die auf einem wertlosen Papierzettel steht, der von vornherein nicht fürs Aufbewahren berechnet ist, den das Kind daher unbedenklich zerfchleißt und jedenfalls schließlich wegwirft, verliert dadurch für das kindliche Gemüt an Bedeutsamkeit. Für jedes Fach in seiner Tagsschule hat es ein Buch, das man schon seines Geldwertes wegen sorgfältig behandeln muß; nur für den Religionsunterricht gibt man ihm einzelne Papiersegen in die Hand, deren jeder nicht einmal einen Cent wert ist. So hilft auch diese Neußerlichkeit dazu, den Eindruck zu verstärken, den das Kind so wie so bekommen muß, wenn sein Religionsunterricht auf die sonntägliche Lehrstunde beschränkt wird: daß die Religion wenigstens fünfmal weniger wert ist, als die Fächer, die es jeden Tag in seiner Schule treibt. Daher hat es gewiß viel für sich, dem Kinde den Lehrstoff für ein ganzes Jahr gleich in Buchform in die Hand zu geben, damit die äußere Einkleidung der Würde der Sache ein wenig entspricht, ganz abgesehen davon, daß bei dieser Einrichtung die unerläßliche Repetition ermöglicht wird.

Ueber Auswahl und Anordnung des Stoffes wird man geneigt sein, mehr oder weniger mit dem Verfasser zu rechten; sind ja doch hierin die Möglichkeiten fast unendlich, so daß es leicht ist, darzulegen, wie manches viel besser hätte gemacht werden können. Aber gerade pädagogisch geschulte Leute werden sich in der Kritik sehr bescheiden, weil sie sofort merken, daß diese Lehrmittel nicht unter der Herrschaft abstrakter Dogmatik stehen, sondern nach gefundenen methodischen Prinzipien zusammengestellt sind. Da mag man Einzelnes anfechtbar finden, aber im Ganzen wird man zugeben, daß nach diesen Büchern der Unterricht wirklich planmäßig einem bestimmten Ziele zuschreiten muß, selbst wenn ungeschulte Lehrer und Lehrerinnen sich blindlings der Führung des Buches anvertrauen müssen. Das pädagogische Geschick des Verfassers zeigt sich auch in der durchgehenden Verknüpfung von biblischer Geschichte, Katechismus und Kirchenlied, die nie unverbunden neben einander gestellt werden, sondern immer irgendwie dem Inhalte nach zusammen gehören; ferner in der Sicherung der immanenten Wiederholung durch möglichst konzentrische Anordnung des Stoffes; endlich auch darin, daß die Fragen am Schluß jeder Lektion nicht als Katechese gedacht sind, sondern als Wiederholungsfragen zur vorhergehenden entwickelnden Katechese, die aber freilich den Lehrer darauf aufmerksam machen, welche Gedanken er katechetisch verarbeiten muß. Diese Merkmale des Wertes lassen seine einzelnen Teile auch geeignet erscheinen, solchen als Hilfsmittel zu dienen, die in Gemeindefchulen wirken oder Konfirmandenunterricht erteilen. Es mag freilich sein, daß die Dogmatik des Verfassers hier und da nicht mit der unsrigen übereinstimmt. Ich habe nicht alles durchlesen können, habe aber gefunden, daß Neu z. B. zwischen der Taufe des Johannes und unsrer Taufe betreffs der Wirkung einen unhaltbaren Unterschied macht; daß er viel davon redet, daß man sich ein neues Herz oder den Glauben schenken lassen müsse; daß er das Passahmahl ein Vorbild des Abendmahls nennt, in dem abgebildet worden sei, was wir

im Abendmahl wirklich und wahrhaftig besitzen; daß er die rechte Reue, die aus dem Glauben fließt, als Weg zur Vergebung der Sünden bezeichnet; daß er meint, zwischen denen, die zum großen Abendmahl kommen, aber erst noch rein gewaschen werden müssen, sei bereits ein Unterschied der Guten und Bösen. So mögen noch andre Darstellungen vorkommen, die den zwischen uns Feinde vorhandenen Lehrunterschied markieren. Um dann auch eine technische Kritik nicht zu unterlassen: Die Form der Fragen ist durchaus nicht immer einwandfrei; besonders häufig sind Fragen, die als Hauptsatz anfangen und erst gegen den Schluß hin durch Einfügung des Frageworts werden, was sie sein sollen. Den ungeschulten Lehrern der Sonntagschulen sollte man in dieser Beziehung nur musterträgliches als Vorbild geboten haben!

J. Schaller.

Election and Conversion. A Frank Discussion of Dr. F. Pieper's Book on "Conversion and Election," with suggestions for Lutheran Concord and Union on Another Basis. By Leander S. Keyser, D.D., Prof. of Systematic Theology in Hamma Divinity School, Wittenberg College, Springfield, Ohio. Burlington, Ia.; The German Literary Board. 1914. 184 pp. Bound in cloth, 75c.

This book deserves notice in our columns as an unequivocal repudiation of the doctrinal position of the Synodical Conference and Dr. Pieper's suggestions in regard to Lutheran unity, and as a direct offer for union on a basis which is distinctly and unabashedly syncretistic. The book will hardly take rank as an effective contribution toward a mutual understanding. It fails to convey the impression that it is the fruit of a careful study and thorough understanding of the important doctrinal questions involved. It is a very frank avowal of the Melancthonian synergism expressly rejected in the Formula of Concord, according to which there are three causes of conversion, the gospel, the Holy Ghost, and the human will (see F. C. Sol. Decl. 11, 90). At the same time, the author endeavors to show the fallacy of Dr. Pieper's arguments. A comparison of the two books will convince any unbiased reader, that the advantage of theological correctness, acumen and clearness lies altogether with Dr. Pieper. There is no room for an extended discussion of Dr. Keyser's arguments; I mention but one outstanding instance of the precarious state of his case. Chapter II, on "The Lutheran Regulative Doctrine", urges with great insistence that Dr. Pieper's position cannot be Lutheran because in his book he does not speak at length of justification by faith. This argument recurs at various points throughout the book, in the form of the accusation that for the "Concordians" election and conversion are everything, justification and faith are nothing. To say nothing of the obvious paralogism of this argument as far as it refers to Dr. Pieper's masterly exposition of the points at issue, it would seem that the author does not find the "Lutheran Regulative Doctrine" laid down in the second

article of Luther's Smaller Catechism. To be elected **In Christ**, means to be elected on the basis of the justification, the forgiveness of sins, vouchsafed to **all** sinners through Christ's resurrection. In Calvinism, predestination **precedes** justification in Christ; in the theology of the Synodical Conference and of Paul, predestination **follows** the reconciliation of God effected through Christ, by virtue of which God justified **all** sinners in Christ. Another reason why this book will not promote unity, is its failure to emulate the "fine spirit" which the author justly credits to Dr. Pieper's "Plea." A cavalier manner of treating a subject of great importance, and a show of superciliousness is no less liable to embitter an opponent than the tone of rancor which we are sorry to note in the reply to Dr. Pieper's book issued by representative men of the Ohio Synod. The "suggestion for Lutheran concord and union on another basis" amounts to this, that we unite on the basis of the Unaltered Augsburg Confession, leaving to theologians the discussion of the differences which have heretofore separated the various church bodies. This is unmistakably clear, but—it is not Lutheran, and we are loth to assume that Dr. Keyser is herein voicing the views prevailing in the General Synod.—J. Schaller.

Teaching the Common Branches. A Textbook for Teachers of Rural and Graded Schools, by W. E. W. Charters, Ph.D., Prof. of Theory of Teaching and Dean of the School of Education, University of Missouri. Houghton, Mifflin & Co. XII and 355 pp. Bound in boards, \$1.35.

In calling attention to this excellent and most practical treatise, I feel quite assured that I am doing good service to the great majority of our readers. All our pastors are expected to devote part of their time to the care of our parochial schools, as superintendents of the Christian education of our children, and most of them must perforce do a great deal of school work themselves. Hence they are quite generally face to face with the problem of the ungraded, or "mixed," school—the problem being how to make the most efficient use of the brief instruction periods of each day. The art of teaching becomes doubly an art when several classes in reading or history must be handled in the same space of time which the graded school can devote to one class. Prof. Charters offers most welcome aid to those who are confronted by these difficulties, and I am certain that all who test his suggestions in the class room, will notice that they are the result of personal experience in the practical application of a very thorough knowledge of sound psychological principles. Naturally, we fail to find a chapter on religious instruction; but he offers a wealth of methodical assistance for the teaching of spelling, penmanship, language, grammar, reading, drawing, music, handicrafts, geography, history, civics, arithmetic, physiology and hygiene (not

fads!), and agriculture. Each of these subjects is discussed topically, under the heads of subject-matter, interest (how to secure it in the pupil), special method, class mechanics. Being a teacher, the author presents the abstract theory of teaching **after** having discussed it in concrete form, as related to each subject; the last four chapters treat of subject-matter, motive (interest), recitation, assignment, and study, in general. Even an experienced teacher will, without doubt, discover that the real value of the book to him, or her, is not adequately set forth in the purchasing price.—J. Schaller.

The Funk and Wagnalls New Standard Dictionary. An entirely new creation from cover to cover. Over 450,000 vocabulary terms. Thousands more than any other Dictionary. Our price, full sheep indexed, \$12.00 net. Northwestern Publ. House, Milwaukee, Wis.

Im Concordia-Verlag sind folgende Neuheiten erschienen:
Fünfzehn Ansprachen an neuaufgenommene Glieder, unter Zugrundelegung der Gemeindeordnung, dargeboten von A. P f o t e n h a u e r, Pastor. 48 S. in Papierumschlag; 10c das Stück, in Partien billiger.

Der Titel dieses Büchleins bezeichnet den Inhalt zur Genüge nach dem behandelten Gedankenkreise und dem nächstliegenden Zweck. Die Ausführungen sind durchaus evangelisch; auch verliert sich der Verfasser nicht in Besprechungen unwichtiger Dinge, sondern bleibt hübsch bei den Hauptsachen. Der Ansicht des Verlags, daß das Heftchen nicht nur den Pastoren als Vorlage dienen könne, sondern auch zur Massenverbreitung in den Gemeinden geeignet sei, kann man völlig zustimmen.

Synodalberichte der Missouri-Synode:

6. Oregon und Washington 1913; Ref., Past. O. Fedder: Das Christentum in seiner Betätigung (Ausführung nach Kol. 3, 1—4, 6) 12c. 6a. Minnesota 1913; Ref., Prof. W. Mönkemöller: Einige Hauptmissionsstationen des Apost. Paulus (Allgemeines über Pauli Wirksamkeit; Korinth; Ephesus) 18c. 7. Texas 1913; Ref., Past. S. Studtmann: Vom Geben der Christen für Christi Reich (Beweggrund; wer soll geben; wie; wie die Gaben aufbringen; Hindernisse des Gebens; Erziehung zum Geben) 18c. 7a. Iowa 1913; Ref., Past. C. Runge: Wanderung Israels nach dem Lande der Verheißung (Fortsetzung: Zug nach Sinai) 18c. 8. Mittlerer Distr. 1913; Ref., Past. Wm. Moll: Die römische Lehre von der Kirche und ihre Widerlegung (Fortsetzung; Schluß folgt); der göttliche Beruf unsrer Gemeindefullehrer. 15c. 8a. Central-Illinois 1913; Ref., Past. F. W. Brockmann: Von dem Sohne Gottes (Fortsetzung; Tod, Auferstehung, Himmelfahrt, Wiederkunft zum Gericht) 18c. 9. Westlicher Distr. 1913; Ref., Prof. G. Mezger: Die Christen als Arbeiter für Gottes Reich (wie sie das werden; was sie zu tun haben; wie sie tätig sein sollen; Hindernisse und Verheißung) 19c.

Theologische Quartalschrift.

Herausgegeben von der Allgemeinen Ev. Luth. Synode von
Wisconsin, Minnesota, Michigan u. a. St.

Jahrgang 11.

Juli 1914.

No. 3

Der Aufschwung des lutherischen Gemeindeliedes im 19. Jahrhundert.

Vortrag, gehalten in der Blankingtonhalle des Auditoriums in
Milwaukee am 19. Mai 1914 von Joh. Ph. Köhler.

Zurückkehren zu den Quellen des lutherischen Gemeindeliedes im 16. Jahrhundert und von da aus weiterstreben in der kirchlichen Musik, weil das Lied des 16. Jahrhunderts ein Kunstwerk allerersten Ranges ist, das war die Botschaft, die die Sänger Ihnen seit vier Jahren brachten. Daß dies eine Botschaft, d. h. eine bedeutende Wahrheit ist, nach der alle verständigen Hörer zugreifen sollten, das ist aus der Art des Liedes, aus der Geschichte seiner Glanzzeit im 16. und 17. Jahrhundert und auch aus der Geschichte seines Niederganges im 18. Jahrhundert gezeigt worden. Diesem Nachweis soll auch die Geschichte vom Aufschwung des Gemeindeliedes im 19. Jahrhundert dienen. Dieser ganze Aufschwung besteht aber — das will ich gleich im Voraus sagen — nur darin, daß viele einsichtsvolle Leute zu den reformatorischen Quellen des Kirchengesangs zurückgekehrt sind. Daß dies ein Aufschwung, ja, daß dies eine bedeutende Kunstleistung ist, das kann man nur verstehen, wenn man die Bedeutung des 19. Jahrhunderts in der Reihe der Jahrhunderte kennt. Ich will Ihnen darum zuerst die Kulturgrundlage kurz darstellen, auf welcher sich der Aufschwung des Gemeindeliedes im 19. Jahrhundert erhebt, dann will ich erzählen, was in Deutschland, dem Geburtslande unseres Liedes, geschehen ist, und endlich auf das kommen, was wir hier in Amerika erlebt haben.

Was ist die Kulturbedeutung des 19. Jahrhunderts? Die sechs ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung bedeuten, daß die Gedanken des Evangeliums in die Formen des menschlichen Lebens der antiken Welt im Denken, im Gottesdienst, im Verfassungswesen, im Volksleben eingegangen sind und zu bestimmten all-

gemeinen Typen einer neuen abendländischen Kultur festgelegt wurden, während die alte Kultur der Griechen und Römer zu Grunde ging. Die folgenden sieben Jahrhunderte bis 1300 bedeuten, daß diese Kultur unter dem Papsttume zu den Germanen übergang und als ein Zuchtmeister der Reformation vorarbeitete, damit diese die Germanen zu geistiger Mündigkeit führe. Die folgenden vier Jahrhunderte bis 1700 mit der Reformation mitten inne gehören zusammen. In den ersten zwei gährt es durch die Aufklärung der Renaissance und des Humanismus und zeigt an, daß ein Neues werden soll. Und im 16. Jahrhundert kommt dann Luther mit dem großen Evangelium, das in großem Kampf 150 Jahre lang allem großen Tun der europäischen Völker seinen Stempel in großartiger Weise aufgedrückt hat wie in keiner anderen Zeit, so daß seit dem alles große tüchtige Streben auf Luther zurückgreift. Dann kam die Aufklärung von 1700 bis zur Gegenwart mit der Revolution mitten inne. Die ungläubige Aufklärung im 18. Jahrhundert verhiß den Himmel auf Erden in geistiger, politischer und wirtschaftlicher Freiheit. Während in Amerika, fern von den engen historischen Verhältnissen Europas, in dieser Richtung ruhig vorgearbeitet wurde, ging in Europa durch Schuld der Orthodoxen, denen das Evangelium anvertraut war, und durch Schuld der Pietisten, die helfend einspringen wollten, der Sinn fürs Evangelium verloren. Der Unglaube regierte und wurde der Diener des absoluten Fürstentums und hielt sein Versprechen bezüglich der Freiheit nicht. Da kam die furchtbare Explosion in der französischen Revolution, die da zeigte, daß der Mensch in seinem ungläubigen Wahn der schrecklichste der Schrecken sei, und ein abergläubisch fanatischer selbstüchtiger Tyrann wie Napoleon mußte als Gottesgeißel den Wahnsinn züchtigen, daß die unfinnigen Menschen wieder klein wurden und das Beten lernten.

Da seht seit dem Jahre 1806, da man das deutsche Reich aufgegeben hatte, und da Preußen in den Schlachten von Jena und Auerstädt geschlagen war, die neue Zeit ein, das 19. Jahrhundert. Was ist nun dessen Aufgabe und Bedeutung?

Man hat das 19. Jahrhundert das historische Jahrhundert genannt, nicht nur deshalb, weil in ihm die Geschichtswissenschaft allen anderen voran sich auf die bedeutendste Höhe schwang, sondern auch deshalb, weil dadurch alles große Tun der Völker in der Richtung beeinflusst wurde, daß sie auf die Zeit vor Revolution und Rationa-

lismus zurückgriffen und das vom Rationalismus nicht gehaltene Versprechen in Bezug auf Freiheit auf anderem Wege zu realisieren suchten. Dadurch entsteht eine neue Weltstimmung, die Romantik; und es kommen die alten Fragen des öffentlichen Lebens in neuer Gestalt hervor, indem sie als ständische, nationale und wirtschaftliche Kämpfe das Jahrhundert in seinen drei Teilen ausfüllen.

Die Romantik ist ursprünglich eine literarische oder poetische Richtung, noch aus dem 18. Jahrhundert her. Da waren die Schlegel und Tieck gegen Göthes und Schillers von den Griechen her überkommene klassisch maßvolle Nüchternheit aufgetreten und hatten dagegen einen aufquellenden unklaren Gefühlsdrang gesetzt, der wohl in den hochgespannten Gegensätzen, die der französischen Revolution vorhergingen, begründet war, und der schon in dem Deutschen Klopstock und in dem Franzosen Rousseau vorlag. Gegenüber von Göthes griechisch-heidnischem Pantheismus, da der Einzelne sich bereitwillig dem All einordnen ließ und mit einer optimistischen Ruhe den Dingen ihren Lauf ließ, stellten die Romantiker durch die idealistische Philosophie Fichtes, Schellings, Hegels das Ich in den Mittelpunkt aller Dinge und lehrten die Menschen, mit ihrem etwas übertriebenen Streben nach Charakter und geistiger Bedeutung die Dinge nach dem eigenen Willen zu meistern. So haben sie zusammen mit den Klassikern geholfen, die Revolution heraufzuführen. Aber anders als die Klassiker, die in der Person Göthes keine sonderlich erhebende Rolle in den Zeiten der Not spielten, führten sie durch diese hindurch und darüber hinaus, und darum wirkte die Romantik in anhaltendem Wellenschlag durch das ganze Jahrhundert hindurch bis in die Gegenwart, und hat alles Denken und Tun der Menschen mehr oder weniger berührt.

Die Gedanken der Revolution waren krasser Unglaube, ein Schwärmen für griechisch-römisches Heidentum, ein Drang nach ungezügelter Freiheit des Einzelnen zusammen mit ebenso ungezügelter Herrschaft der Massen, womöglich in einem allgemeinen freimaurerischen Weltreiche. Dagegen erhob sich jetzt aus dem Ekel, den Revolution und Napoleon zurückgelassen hatten, eine allgemein gläubige Stimmung, in der sich Katholiken und Protestanten schon vom Pietismus her ohne Lehrunterschiede zusammenfanden. Gegenüber dem Kultus, den man mit den Griechen getrieben hatte, ging man zurück in die Geschichte der Germanen und versenkte sich in die Zeit, da der

Nationalismus noch nicht aufgetreten war, in die Zeit der Reformation und des Mittelalters. Das förderte gegenüber dem Griechenkultus und dem Kosmopolitismus das vaterländische Gefühl in den verschiedenen Völkern, da man eben im Kampf gegen den Tyrannen Gut und Blut für Heimat und Herd drangegeben hatte. Da förderte man die alte Poesie, das alte Recht, die alte Geschichte zu Tage; das hatte zur Folge, daß man vielfach zu Luther und den Gedanken der Reformation zurückkehrt, daß aber auch viele sonst tüchtige protestantische Männer katholisch wurden. Vor allen Dingen erzeugte es zwei Dinge, worauf es mir jetzt ankommt, die den Geist des ganzen Jahrhunderts und seine Geschichte bestimmt haben: Es kam durch die Romantik, die auf die alte Zeit zurückging, das heutige Studium der Geschichte und der Sprache hoch, und zugleich ergibt es sich, daß keine große originale Poesie und Kunst entstehen konnte, die man an die Seite der großen Klassiker stellen dürfte.

Die Wurzeln der heutigen sogenannten genetischen Geschichtsschreibung liegen schon im 17. Jahrhundert. Da haben französische und italienische Benediktinermönche zwecks Herausgabe ihrer Kirchenväter die Archive nach alten Handschriften durchforstet und so die Hauristik, die Quellenkunde, die Grundlagen für wissenschaftliches Geschichtsstudium, ausgebildet, während die Protestanten damals dieselbe Tätigkeit auf die Handschriften der heil. Schrift anwendeten. Jetzt nach der Revolution kam diese Arbeit dem Studium der germanischen Poesie und der germanischen Sprache zu gut. Da hat man unter den Romantikern die alte germanische Epik, die Ritter- und Volkspoesie wieder entdeckt und tüchtig Sprache und Geschichte getrieben und seit Niebuhr und Ranke hat sich die sorgfältige Weise, Geschichte zu treiben, herausgebildet, da man erst die Quellen kritisch sichtet, dann die Ergebnisse der Tatsachen mit feinem Geiste durchdrang, um zu verstehen, wie eins aus dem andern geworden war. So lernte man, wie die gegenwärtigen Verhältnisse entstanden waren, wie Schädliches zum Schaden geführt, wie Nützliches bei Seite gesetzt wurde, wie die jetzt waltenden Mächte richtig beurteilt werden, wie man seine Maßnahmen nach der Lehre der Geschichte recht ergreifen müsse, damit unser Denken und Tun für die Zukunft segensreich wirken kann. Diese Geschichtswissenschaft ist nicht nur in dem Sinne die Hauptwissenschaft des 19. Jahrhunderts geworden, daß viele und die tüchtigsten Leute sich damit beschäftigt und den ganzen

Erdfreis mit allem, was darauf ist, damit umfaßt haben, sondern sie hat auch alle andere Arbeit in fruchtbarer Weise bestimmt, so daß fast alles große Tun des 19. Jahrhunderts darnach zu bemessen ist, wie es segensreich vom Geschichtsstudium beeinflusst wurde. Ich will nur ein paar ganz fernliegende Beispiele berühren. Das Geschichtsstudium hat die Naturwissenschaft zu einer Theorie geführt, die, wenn auch meistens falsch aufgefaßt, doch, wie das in der Wissenschaft immer geht, gewissermaßen zufällig zu den bedeutendsten Entdeckungen geführt hat, dem Evolutionismus. Das Geschichtsstudium hat die moderne Kriegskunst in Moltke und seinen Schülern erzeugt. Der größte Sozialist Karl Marx, von dem der heutige Sozialismus seine meisten Gedanken hat, ist vorwiegend auf historischem Wege zu vielen richtigen Ideen gekommen, die er dann freilich durch das Hervorkehren seines Ich, das ist der Hauptschade des 19. Jahrhunderts, falsch verarbeitet hat.

So hat die Geschichte auch die Kunst und Poesie bestimmt. Das Beste, was da geleistet ist, muß man auf die Anlehnung an die Geschichte zurückführen. Zugleich erklärt sich dadurch der Mangel an großer Originalität. Die Baukunst hat keinen neuen künstlerischen Gedanken erzeugt. Im 19. Jahrhundert hat sie einen neuen Aufschwung genommen. In der ersten Hälfte diente sie vorwiegend monumentalen Zwecken, während in den letzten Jahrzehnten wirtschaftliche Anforderungen sie vor neue Fragen stellten. Diese hat sie, wie im Brückenbau und in der Eisenkonstruktion, glänzend gelöst. Aber was die eigentlichen Kunstfragen betrifft, da hat sie von der Geschichte gelernt, die alten großen Kunstformen zu verstehen und richtig zu verwerten. Ebenso hat die Malerei wie im 18. so auch im 19. Jahrhundert mancherlei äußerlich technische Fortschritte gemacht. Wir haben andere, meistens schlechtere Farben, als früher. In Impressionismus und Freilicht ist auch die Malweise vorwärts gegangen. Aber in den eigentlichen Kunstauffassungen ist man nicht weiter gekommen, als daß die Geschichte uns gelehrt hat, an Rafael, Dürer oder Rembrandt uns anzulehnen. Was Wunder, daß wir dasselbe in Poesie und Musik beobachten. Die größten romantischen Dichter der Deutschen sind Achim von Arnim und Uhland. Den ersten kennen die wenigsten Menschen kaum dem Namen nach. Die Engländer nennen hier Tennyson, die Franzosen Victor Hugo. Aber die Größe all dieser Leute reicht nicht an Göthe oder Schiller oder

Shakespeare. Sie liegt auch nicht in originaler Kraft, sondern darin, daß sie mit Ausnahme von Hugo, der mehr durch die üblen Seiten des romantischen Ueberschwangs hervorragt, uns durch ihre Balladen in den altgermanischen Geist des Mittelalters und seiner Poesie geführt haben. Auch in der Musik hat man die Klassiker nicht überholt. Beethoven gehört noch mit Haydn und Mozart zusammen. Die Opernmusik, die von Weber bis Verdi auf ihn folgt, wird man mit Bach und Beethoven nicht in einem Atem nennen. Mendelssohn, Schubert, Schumann, Chopin, Löwe haben dagegen in Liedern und Balladen durch das Geschichtsstudium aus germanischer Vorzeit geschöpft. Und das ist auch der Hauptreiz in Wagners Musik. Wenn gleich man diesem Meister bedeutende Fortschritte in der äußeren Technik der Theater- und Orchestermusik zubilligen muß, so ist es auch wahr, daß durch seinen Einfluß einige der unerträglichsten Mäuren des heutigen Gesangvortrags über die Welt gezogen sind. So hat also die geistige Entwicklung des 19. Jahrhunderts nicht eine neue große Kunst zuwege gebracht, die man der der Klassiker an die Seite stellen kann.

Dasselbe ergibt sich, wenn man das große Leben der Völker betrachtet. Um eine große originale Kunst, die sich an die allerhöchsten Fragen des Lebens macht, aufkommen zu lassen, ist zweierlei nötig: erstens daß die Gährung, in welcher sich das Volksleben in seinen äußeren Tagesfragen immer mehr oder weniger befindet, so weit gediehen ist, daß die Aufmerksamkeit für eine höhere Zusammenfassung und für eine Beziehung auf die höchsten Fragen des Lebens gewonnen werden kann. Damit ist dann meistens das zweite gegeben, daß eine gewisse allgemeine Uebereinstimmung in Bezug auf die allgemeinen Voraussetzungen für eine solche Zusammenfassung vorliegt, gewonnen eben durch den vorausgegangenen Gährungsprozeß.

Dazu hat es die Entwicklung der großen Völkerfragen im 19. Jahrhundert nicht kommen lassen. Aus der Revolution und der Tyrannenherrschaft Napoleons hatte die Welt gelernt, daß die ungläubige Aufklärung des 18. Jahrhunderts das Heil nicht bringen konnte. Dabei blieben doch gewisse Wahrheiten bestehen, die in den äußeren Verhältnissen liegen, die die Aufklärung herausgestellt hatte, nämlich die, daß man Freiheit anstreben müsse von menschlicher Autorität auf geistigem, wirtschaftlichem und politischem Gebiet. Die

beiden letzten Dinge lagen den meisten Menschen am nächsten, denn um die hatte es sich in den großen Kriegsjahren gehandelt. Man hatte dem Volke, den Bauern, Handwerkern und dem kleinen Kaufmannsstande mancherlei Freiheiten gewährt, und diese Stände verlangten nun Verfassungen, um an der Staatsregierung teilzunehmen. Demgegenüber taten sich aber die Fürsten der großen Reiche, Rußland, Oesterreich, Preußen zur heiligen Allianz zusammen, um die Monarchie als ein christliches Institut zu schützen. Dagegen verbanden sich England und die Vereinigten Staaten, und diese letzteren stellten die Monroe Doctrine auf, von der jetzt so viel die Rede ist. Daraus ergaben sich in allen Ländern Europas und Amerikas Revolutionen in den 20er, 30er und 40er Jahren, bis sie 1848 in Deutschland durch den Sieg der konstitutionellen Monarchie niedergeschlagen wurden. Solche Kämpfe sind hohen Gedanken gewöhnlich nicht hold.

Nichtsdestoweniger berechtigte der Aufschwung, der in dem Wiedererwachen des Glaubenslebens nach der französischen Revolution lag, zu großen Erwartungen. Aber es fehlte ein Mann wie Luther, der alle großen Fragen auf die eine Hauptfrage reduziert und diese in der ganzen Welt zur Hauptdiskussion gestellt hätte. Demgegenüber war alle Welt, besonders aber Deutschland, in unzählige Meinungen und Parteilagen gespalten gerade durch den Geist der Romantik. Das ließ auf allen Gebieten des Lebens zahllose Bestrebungen erzeugen, die wohl in dem Gährungsprozeß ihre rechte Stelle und Bedeutung finden, die aber vorläufig nicht über die Gährung hinausführen. Vor allem fand man nicht den Weg, politische Fragen von den religiösen und kirchlichen zu trennen. Liberalismus und Unglaube, Konservatismus und Glaube wurden so zusammen geworfen, daß manche Unklarheit blieb, die erst später, und zwar wieder durch Kampf, gelöst werden mußte. Alle Betätigungen des Lebens in der Politik, im kirchlichen Leben, und da in der Lehre und im äußeren Regiment wurden so berührt. Der Kampf um die Union ist solch ein Beispiel. Das ist nicht der Boden, auf dem große Kunst wächst.

Neben dieser Ständefrage tritt die Nationalitätenfrage auf. Der freimaurerische Kosmopolitismus, der auch die Klassiker des 18. Jahrhunderts und die französische Revolution beseele, war den Völkern gründlich verleidet durch Napoleons Versuche, ein Weltreich zu gründen. In den Befreiungskriegen hatten sie die Nation, das Va-

terland, wieder lieben gelernt, und dazu half noch weiter die romantische Stimmung, die bei ihrem Zurückgehen auf vorrevolutionäre Verhältnisse in die vaterländische Geschichte, in die Sprache und die Poesie des Mittelalters zurückführte, um da nicht nur den vaterländischen Sinn sondern auch das alte germanische freiheitliche Recht zu finden. In Deutschland, Italien und Amerika müssen diese Fragen gelöst werden. Deutschland und Italien hatte der Wiener Kongreß eben durch den Widerstreit der Interessen in der vorhin genannten Ständefrage in dem Zustande einer auf die Dauer unmöglichen Staatenbündelei gelassen. Und auch in unserm Lande herrschte über diese Fragen soviel Streit, daß nach dem Lauf der Welt die Entscheidung nur durch Blut und Eisen fallen konnte. So kam für Italien im Jahre 1861 die Einigung im Königreich. Dann folgte unser Sezessionskrieg, der die Union schuf, und 1870 erstand im deutsch-französischen Kriege das neue deutsche Reich mit dem Kaiser.

Diese Kämpfe brauchten einem idealen Geistesaufschwung nicht entgegen zu stehen, weil auf Erden damit gewöhnlich das Beste, was der Mensch leisten kann, rege wird. Es sind auch diese Jahre von 1845 bis 1870 diejenigen, da auf allen Gebieten in allen Kulturländern das Bedeutendste geleistet wird. Besonders kommen die religiösen kirchlichen Fragen zu einer gewissen Entscheidung. Aber auch diese Zeit behält den Charakter der Gährung. Nirgends kommt man zu den letzten Gedanken und ihren Folgerungen in der äußeren Gestaltung. Die romantische Zwiespaltigkeit und der rationalistische Sinn für Diesseitigkeit lassen durch Vermischung von Politik und geistigen Dingen es nirgends zur letzten Entscheidung kommen. Deshalb ist zwar allerlei tüchtige Bewegung in Kunst und Poesie im Gange, aber ein großes Werk, das alle Fragen zusammenfaßt und darauf Antwort gibt, ist nicht zu stande gekommen.

Das hängt auch schon vor 1870 damit zusammen, daß die wirtschaftlichen Fragen, die das letzte Drittel des Jahrhunderts ausfüllen, schon im Anzuge sind. Seit dem Anfang des Jahrhunderts schon hat das wirtschaftliche Leben der Völker bedeutenden Aufschwung genommen durch die Fortschritte der Naturwissenschaften, die vom 18. Jahrhundert her fortgesetzt wurden. Besonders hat die Anwendung der Dampfkraft auf Schifffahrt und Eisenbahn der Industrie, dem Fabrikwesen auf die Beine geholfen. Dadurch sind die Großstädte, die Industriefürsten, der Arbeiterstand oder das Pro-

letariat, wie die Sozialisten es nennen, mit ihren Schäden und Nöten entstanden. Gleich von Anfang an haben praktisch = philosophische Köpfe sich mit diesen Fragen abgegeben. Der Unglaube hat sich der Gemüter bemächtigt und in den ständischen und nationalen Kämpfen seine Rolle gespielt. In der Mitte der 60er Jahre hat dann Karl Marx diese Gedanken in seinem Werk „das Kapital“ zusammengefaßt und damit dem Sozialismus seine „wissenschaftliche“ Grundlage gegeben, und 1869 haben Bebel und Liebknecht die Sozialdemokratie in ihrer heutigen Gestalt herbeigeführt als eine Macht, mit der die Weltmächte sich auseinandersetzen müssen. Seit 1870 ist alles große Volksleben wirtschaftlich eingestimmt. Alle innere und äußere Politik, alles gesellschaftliche Leben, alle Entwicklungen auf kirchlichem Gebiete und alle Kunst und Wissenschaft wird davon berührt.

Das dient nicht einer hohen idealen Auffassung von Kunst und Poesie. Das wird man besonders erkennen, wenn man einen kurzen Blick auf die Geschichte der Philosophie wirft, die gewöhnlich ein geistiges Spiegelbild der Verhältnisse gibt. Nachdem die Philosophie der Romantiker in Hegel und seinem Schüler Strauß ihren Halt im Volke verloren hatte, ist es auch auf diesem Gebiete nicht wieder zu einer großen Neuschöpfung gekommen. Schopenhauer knüpfte wieder an Kant an und hat mit seinem Schüler Eduard von Hartmann bis 1870 die Philosophie des Pessimismus ausgebildet, die dann, verbunden mit dem Materialismus der Vogt und Büchner, unter dem Volke durch sozialistische Agitatoren als bequemes Reizmittel verwertet wurde. Der dem bekannten Leibnizschen Wort direkt gegenüberstehende Gedanke, daß die Welt die denkbar schlechteste ist, ging über in Kunst und Poesie. Daher kommen die Zbsen, Sudermann und Hauptmann — der letztere wenigstens in seinen Anfängen —, daher kommt die Mittel- und Hospitalmalerei und das Streben nach Säßlichkeit unter dem Vorwand der Wahrhaftigkeit, sowohl in der Malerei wie in der Musik. Seit den 80er Jahren tritt diesem Pessimismus entgegen die Philosophie des Uebermenschen mit seiner Herrenmoral von Fr. Nietzsche. Ausgehend von dem Darwinischen survival of the fittest lehrt er, daß man sich rücksichtslos durchsetze. Dadurch werde das Schwächliche an die Wand gedrückt und mit der Zeit ausgemerzt. Das diene der allgemeinen Kultur, indem ein neues starkes Herrengeschlecht auf den Plan komme, eine Anschauung

aus der sich in der ganzen Welt zusammen mit der herrschenden Poesie die verschiedenen praktischen Bestrebungen erzeugt haben, die für das Menschenleben die Motive aus den Zuchtställen der Landwirtschaft hernehmen. Was immer man sonst über diese Dinge denken mag, klar ist, daß die Stimmungen, die dadurch erzeugt werden, in der Brutalität übereinkommen und deshalb nicht dem Aufkommen einer großen Auffassung von Kunst und Poesie förderlich sein können. Deshalb erscheinen auch alle Werke der berühmten genannten Meister, zu denen ich dann noch die Namen von Böcklin auf dem Gebiet der Malerei und Strauß auf dem der Musik nennen sollte, als der unreine Schaum, den die Gährung auswirft. In der Technik, in dem, was handwerkmäßig an der Kunst ist, haben sie Großes geleistet, aber die eigentlichen Aufgaben großer monumentaler Kunst haben sie alle verfehlt.

An diesen allgemeinen Stimmungen hat nun auch das kirchliche Leben teilgenommen, und dessen Aufgabe wäre es gewesen, wie in den Tagen der Apostel und in der Zeit der Reformation regenerierend und befruchtend zu wirken. Im allgemeinen ist die Kirche nur dem Zuge der Zeit gefolgt, wie es auch nicht anders sein kann; denn ein Werk wie das der Apostel und der Reformation ist eine besondere Gabe Gottes. Der Katholizismus ist auf die Zeit der Reformation zurückgegangen zum tridentinischen Konzil. Er hat sich dadurch im Laufe des Jahrhunderts zu seinen großen, freilich lügenhaften, Erfolgen emporgeschwungen, daß er die beiden Lehren von der unbefleckten Empfängnis der Maria und der Unfehlbarkeit des Papsttums bis 1870 auf den Plan stellte. Damit hat er sich die Herrschaft unter seinem Volk gesichert, so daß er in allen Ländern einen siegreichen Kulturkampf führte, wovon die letzten Entwicklungen in Frankreich und Portugal vorläufig nur die Ausnahmen sind, die die Regel bestätigen. Darin, daß der Katholizismus diesen für ihn richtigen Schritt tat, zu den tridentinischen Quellen zurückzukehren, konsequenter als fast alle Protestanten, darin liegt seine äußere Kraft. Damit imponiert er allen, die das Evangelium nicht erkennen. Da muß man ihn fassen, wenn man ihn bekämpfen will.

Auch in allen protestantischen Kirchen hat das Zurückgehen auf die reformatorischen Quellen ein tüchtiges kirchliches Leben erzeugt. Aber in Europa ist man wegen der engen historischen Verhältnisse nirgends ordentlich dazu gekommen. Daher kommt es, daß seit 1870

der Ultramontanismus die Macht entwickelte, während das kirchliche Leben in allen protestantischen Kirchen wieder abflaute. Das brauchte nicht so zu sein, sondern es lagen die Vorbedingungen für eine große Erfassung der Dinge vor. Aber der wirtschaftliche Zug der Zeit hat wie ein Reiß gewirkt.

Mit dem deutschen Reich trat der Ultramontanismus auf in der Politik. Der alte Kampf zwischen Kaiser und Papst gab eine Gelegenheit, die Fehler des Mittelalters zu vermeiden und von Luther den Sieg zu lernen. Während in Preußen, Sachsen und Bayern die lutherische Richtung vor 1870 in der Führung stand, brauchte Bismarck zu seinem mit äußerlichen Mitteln geführten Kulturkampf die liberalen Parteien, die sich aus dem Westen und Süden des Reichs rekrutierten. Von den ständischen Kämpfen her war es bei der Verbindung von Kirche und Staat noch so bestellt, daß mit politischem Liberalismus auch religiöser und kirchlicher Liberalismus in Verbindung ging. Die äußeren Mittel gegen Rom mußten auch die konservativen protestantischen Kirchentriebe schädigen. Bismarck züchtete das Zentrum heran. Unterdessen war die Sozialdemokratie gewachsen. Als es nun galt, gegen die Front und mit Rom Frieden zu machen, ergab es sich, daß man mit dem Zentrum auch den protestantischen Unglauben genährt hatte. Das Bestreben in anderer Richtung seit den 90er Jahren hat wohl manche Frucht getragen, aber es konnte den Schaden nicht wieder gut machen, daß Ultramontanismus und Sozialismus als die beiden brutalen Mächte dastehen, die es wahrscheinlich zu keiner Gelegenheit kommen lassen, daß die Geistesluft entsteht, in der eine große Auffassung des Lebens aufkommen kann, die einer großen originalen Kunst günstig wäre.

Somit bleibt das Facit dieses Ueberblicks über das Geistesleben des 19. Jahrhunderts. Die Geschichtswissenschaft mit ihrer eigentümlichen Arbeitsweise ist das eigentlich Neue und Große, das das Jahrhundert geleitet hat. Große künstlerische poetische Originalität, soweit sie nicht bei jedem einzelnen tüchtigen Tun vorliegt, ist etwas anderes und ist in den letzten hundert Jahren nicht zu finden.

So wie Poesie und Musik sonst teilgenommen haben am Kulturleben des 19. Jahrhunderts, so auch auf dem Gebiete der Kirchenmusik, besonders des Gemeindeliedes. Es wird Ihnen jetzt von vornherein klar sein, daß Sie nicht eine große neue

originale Schöpfung erwarten dürfen. Zurückgehen auf die alten, die besten Quellen und von denen neue Kraft schöpfen, das ist das Beste, was getan wurde, und das muß auch die Richtschnur bleiben, wenn es in Gottes Welten so bestimmt ist, daß die Kirche noch eine Regeneration wie die der Reformation erfahren soll.

Schon im ersten Drittel des Jahrhunderts machten zwei Männer auf das Bedürfnis aufmerksam, daß man auch in der Musik für die Kirche den Schatz der Alten heben sollte. Es waren die Gesangbücher und die Choralbücher durch den philisterhaften Vandalismus der Aufklärung in einem kläglichen Zustand. Die Texte waren verwässert, die Melodien entbehrten aller Kraft. Da machte im Jahre 1814 Friedrich Wilhelm III. König von Preußen in einem Reskript auf die Notwendigkeit einer Reform des Gottesdienstes aufmerksam. Daraus war im Laufe der Zeit der Kampf um die Union erwachsen. Es war aber auch mancherlei tüchtige Arbeit dadurch angeregt worden. So wies zuerst der Dichter Ernst Moritz Arndt 1819 darauf hin, daß das Kirchenlied wieder gesäubert werden müsse, wenn das Volk von dem Aufblühen des kirchlichen Sinnes seit dem Lutherjubiläum 1817 Gewinn haben sollte. In der Stille wurde auch mancherlei getan. Arndt selber versuchte sich in der Dichtung des Liedes: „Löwen laßt euch wiederfinden“. Er hat aber damit den Volkston nicht getroffen noch die rechte altlutherische Färbung.

Es ging aber nun die Musik voraus. 1829 ließ Mendelssohn die bis dahin vollständig vergessene Matthäuspassion von Bach in Berlin aufführen und komponierte selbst mehrere Oratorien. Aber das ist nicht Kirchen- sondern Konzertmusik. Erst im zweiten Drittel des Jahrhunderts kam die Arbeit öffentlich zur Geltung, die inzwischen in der Stille getan worden war. Von den 40er Jahren an veröffentlichten zwei Juristen und vier Theologen ihre Arbeiten auf diesem Gebiete; und die sind bis auf diesen Tag die Fundgruben, aus welchen man das Material bekommt, um weiterzubauen. Carl v. Winterfeld, Obertribunalrat in Berlin, veröffentlichte 1843 sein großes Werk: „Der evangelische Kirchengesang“. Dann folgte der Oberappellationsgerichtsrat in München Freiherr von Lucher 1848 mit seinem „Schatz des evangelischen Kirchengesangs“. Vorher hatte schon der Pfarrer Friedr. Zahris in Bayern 1844 sein „Kern des deutschen Kirchengesangs“ herausgegeben. Und diese Arbeit vollendete Joh. Zahn, der Direktor am Lehrerseminar in Altorf, durch seine

„Melodien der deutschen evangelischen Kirchenlieder“ 1888—1893. Zu gleicher Zeit bemühte man sich um die Verbesserung der Liturgie. Die Eisenacher Kirchen-Konferenz, in welcher 1852 die protestantischen Kirchenregierungen zwecks Besserung der kirchlichen Verhältnisse gegenüber dem Unglauben und der Revolution zusammengetreten waren, ließ sich von dem Mecklenburger Professor Kliefoth für die Verhandlungen über Liturgik Vorlagen ausarbeiten, und in Göttingen gab 1864—72 Schöberlein seinen „Schatz des liturgischen Chor- und Gemeindegesangs“ heraus. All diese Arbeiten sind gründliche historische Werke. Diese wurden bereitwillig von den Regierungen benutzt, um sie für die Gemeinden fruchtbar zu machen. 1843 bekam Württemberg sein Choralbuch von Gruneisen, 1854 gab Km. Jaßzt das Eisenacher Choralbuch heraus, und im folgenden Jahre stellte Joh. Zahn das bayrische Choralbuch zusammen. Erst seit 1870 folgte dann Hessen, für das Herzog, der Universitätsmusik-lehrer von Erlangen, das Choralbuch redigierte; und seitdem ist auch in die zähen östlichen Provinzen Preußens diese Choralreform vorgedrungen. Ebenso wurden die Liturgieen besonders von Mecklenburg aus und mit ihnen die Agenden verbessert, und zwar kann man in Deutschland bemerken, daß diese Reformen immer in Verbindung stehen mit einem tieferen Sinn für klares lutherisches Wesen, wie denn die Männer, die ich genannt habe, tüchtige Lutheraner in dem alten Vaterlande waren.

Aber es ist im 19. Jahrhundert trotz entsprechender Versuche nicht dazu gekommen, daß neue tüchtige Lieder und Melodien gedichtet wurden. Es haben sich manche tüchtige Dichter dem geistlichen Liede zugewandt: der Hannoveraner Phil. Spitta, die beiden Schwaben Alb. Knapp und Karl Gerok, der Thüringer Jul. Sturm und andere. Aber wie das 19. Jahrhundert überhaupt wenig tüchtige Volkslieder zu wege gebracht hat, so noch weniger Kirchenlieder, die neben den Liedern des 16. Jahrhunderts genannt werden können. Da sind folgende: „Ich bete an die Macht der Liebe“ von Bortniansky, „Wenn ich ihn nur habe“ von Breidenstein, „Harre meine Seele“ von Cesar Malan, „So nimm denn meine Hände“ von Silcher, „Schönster Herr Jesu“ aus Schlesien, „Wo findet die Seele die Heimat der Ruh“, „Laßt mich gehen, daß ich Jesum möge sehen“. An den Ihnen bekannten Texten und Melodien können Sie gleich abschätzen, daß das nicht das echte alte lutherische Volks- und Gemeinde-

lied ist, daß diese Lieder sich nicht über den weichen etwas süßlichen Ton der aller spätesten Poesie aus dem 18. Jahrhundert erheben. Das einzige Lied, das ich kenne und gelten lassen möchte, ist das von Alb. Knapp „Der du zum Heil erschienen“, von dem wir zum Schlusse einige Strophen singen wollen. Das hat seine Gedanken und Bilder unmittelbar aus dem Propheten Jesaias genommen und geht doch in dem vollen Schwung der Sprache des 19. Jahrhunderts einher.

Ebenso ist es mit den Melodien gegangen. Eine ganze Reihe von tüchtigen Komponisten: Grell, Hauptmann, Richter, Beeber, Ritter, Kiel, Faist, Litzel, Becker, Succo, Bellermann, Mergner, Zahn und noch manche andere haben Musik gedichtet. Aber da ihnen die Texte fehlten, konnten sie auch nicht auf andere Musik kommen als auf Motetten, von denen der Chor zwei, eine von Grell und eine von Zahn singen wird. Es ist da nicht alles von gleichem Wert. So weit diese Sachen sich an die Muster des 16. Jahrhunderts halten, die den genannten Komponisten genau bekannt waren, weil sie im zweiten Drittel des Jahrhunderts darinnen lebten, sind sie für den Gottesdienst wertvoll, weil sie dem Volksempfinden nahe bleiben. Seit 1870 hat sich das Musikgefühl, zum Teil durch die Wagner-schwärmerei, wieder weit davon entfernt.

Aber diese Dichter haben sich auch im Gemeindelied versucht. Der Chor wird eine Zusammenstellung von drei solchen Liedern von Mergner, Zhone und Zahn singen, die in die süddeutschen Choralbücher ihren Weg gefunden haben. Ich glaube, Ihr Ohr wird sofort herausfinden, wie weit diese Versuche gelungen sind. Allgemeinbeßig werden sie auch in Deutschland nie werden, weil schon die Texte nicht ganz einwandfrei sind. Fassen wir also zusammen. Der Aufschwung des kirchlichen Lebens zeigt sich im Gemeindelied und der Kirchenmusik darin, daß man wieder zurückging zu den Quellen des 16. und 17. Jahrhunderts und von da der Gemeinde ihr Gesangbuch und ihr Choralbuch wieder mit den alten Texten und Melodien zurückerstattete. Zu originalen Neuschöpfungen, die von gleichem Wert wie jene alten waren, ist es nicht gekommen. Nun gilt es aber diese Arbeiten recht einschätzen. Nach dem Verständnis, das wir oben von dem Kulturleben des 19. Jahrhunderts gewonnen haben, ist es eine musikalisch kirchliche Großtat, die diese Männer geleistet haben. Nicht nur, daß sie mit feinem musikalischen Verständnis sich abwandten von den italo- und frankomanischen Verweichlungen, die

über die romantische Musik hereinbrachen, und daß sie der deutschen Musik wieder germanische Kraft und Nüchternheit zuführten, sondern sie haben auch als Historiker und praktische Kirchenregenten mit feinem Blick die Zeichen der Zeit verstanden und ihrem Volke gerade das gegeben, was notwendig war und was bei den europäisch kirchlichen Verhältnissen, da die theologische Arbeit nicht so unmittelbar dem Volke zu gute kommt, als das Beste gelten muß, was ihm im 19. Jahrhundert überhaupt zu teil wurde.

Wie ging es nun bei uns in Amerika?

Es ist eine Tatsache, daß man nirgends in der Welt im 19. Jahrhundert so vollständig und in so sachentsprechender, nämlich einfüßig volkstümlicher verständnisvoller Weise zu Luther zurückkehrte wie in der deutsch-lutherischen Kirche Amerikas. Und wenn man einen einzelnen Namen nennen will, dann ist es der Name Walthers. Das dürfen wir sagen, und das sollen wir auch sagen, freilich ohne Menschenruhm und ohne Parteiinteresse. Daß das so Tatsache ist, das hat unter Gottes Walten seine natürlichen historischen Gründe, die uns gar keinen Selbstruhm übrig lassen. Die Entwicklung der deutsch-lutherischen Kirche unter Walthers Einfluß war mehr als andere Verhältnisse, besonders in Deutschland, frei von äußeren Einflüssen, so daß sich ein rechtes lutherisches Wesen frei entwickeln konnte. Wir wurden hier nicht gehindert durch den Einfluß staatlicher Politik und wissenschaftlicher Umgebung.

Nun entsteht die Frage, ist denn nun bei uns auch in diesem Hauptstück des Gemeindeliedes, das so unmittelbar mit dem Volksleben zusammenhängt und in das Volksleben eingreift, Größeres geleistet als in Deutschland? Sind wir mehr zu den rechten Quellen zurückgegangen, haben wir unserm Volk den alten Schatz zurückgegeben, sind wir in das Verständnis dieses großen Erbteils eingedrungen mehr, als das in Deutschland der Fall war? Ich will auf die einzelnen Fragen nach einander etwas ausführlicher antworten. Gott hat unsere Kirche in der Lehre zu Luther und dadurch in die Schrift zurückgeführt, und das ist ein Eigentum unsers ganzen lutherischen Volkes geworden wie sonst nirgend in der Welt. Damit ist in unserer lutherischen Kirche ein großes Kulturwerk geleistet worden, wie es der eigentlichen Bedeutung des 19. Jahrhunderts entspricht. Daß das ohne viel Aufhebens und entsprechendes Aufsehen als etwas, das sich so selbstverständlich vollzog, geschah, macht die

Bedeutung dieses Werkes nicht geringer, sondern hebt sie in den Augen des Kulturhistorikers als die Bedeutung eines echten großen Kunstwerkes, das nicht auf Bestellung gemacht wird, sondern das aus großen Wahrheiten mit innerer Kraft hervorwächst.

Damit wurde unserm Volke auch der alte unverfälschte Lieder-schatz in guten Gesangbüchern zurückgegeben, und ebenso hat sich der Schatz der alten Musik bei uns mit der Zeit durchgesetzt; dieses letztere freilich nicht ohne Hindernisse. Wie kam das? Die Männer hiezulande, die an dieser Gemeindeliedsarbeit beteiligt waren, sind aus den Kreisen Deutschlands gekommen, da diese Liederarbeit vornehmlich getan wurde, und waren zugleich musikalisch begabt. Sie kamen aus Sachsen und dem nördlichen Bayern, aus dem Kreise Löhes. Das sind Walthers, Krämer, Schaller und vor allem Lochner. Als drüben in Deutschland in den 40er und 50er Jahren besonders in Bayern die Choralreform stattfand, da war hier schon ein groß Stück Arbeit in der Gründung der lutherischen Kirche durch Walthers, Wyneken und Sihler getan. Dann kamen Krämer, Schaller und Lochner, von Löhle gesandt. Und Walthers, der ein tüchtiger Musiker war, ging sofort auf die richtige Gesangbuchs- und Musikarbeit, die dann hauptsächlich Lochner zufiel, ein. Zunächst gab der Buchhändler Volkering in St. Louis auf Veranlassung Walthers im Jahre eine Sammlung von Choralstücken heraus, die aus dem Lahrtschen Werke geschöpft waren. In den missourischen Gemeinden wurden diese Melodien bald durchgeführt, und so haben hier auch die Norddeutschen, die ihm drüben in Pommern, Brandenburg, Holstein u. s. w. fernstanden, die alllutherischen Melodien gelernt ohne zu wissen wie. Von hier ging das mit der Zeit auch in die andern deutsch-lutherischen Kreise über, freilich nicht ohne Hindernisse. Denn da regte sich nicht nur der provinzielle Gegensatz, den die Deutschen von drüben mitgebracht hatten, sondern auch der Parteisinn, der hiezulande dem Fleische nach alles Synodalwesen begleitet. Weil man vor 1870 weniger vertraut war mit dem, was in Europa vorging, als heute, so kam es bis in die 70er Jahre vor und vielleicht auch noch später, daß Lahrts bei Missouriern und andern Synodalgenossen als Missourier galt, und daß die einen es dann für unlutherisch hielten, wenn man nicht nach Lahrts sang, und die andern so urteilten, wenn man so sang. Aber heute hat sich hier das rechte Verständnis für die alte Musik ziemlich durchgesetzt, nicht darum, weil das missourisch ist,

sondern weil sich so die echte künstlerische Kraft des alten Liedes aus dem 16. Jahrhundert offenbarte.

In der hiesigen englisch-lutherischen Kirche konnte sich das nicht so durchsetzen. Schon am Ende des 18. und am Anfang des 19. Jahrhunderts haben verschiedene Männer aus Mühlenbergs Umgebung die wertvolle Arbeit getan, daß sie für den gottesdienstlichen Gebrauch Uebersetzungen altlutherischer Lieder sammelten oder neu anfertigten. Die Musik, die sie verwendeten, waren natürlich die Melodien, die durch Rationalismus und Pietismus im 18. Jahrhundert verflacht waren; denn Mühlenberg kam eben aus diesen Kreisen in Halle. Diese Uebersetzungen konnten aber nicht genügen; und wegen des Zusammenhangs der östlichen Lutheraner jener Zeit mit den englischen pietistisch eingestimmten Kirchengemeinschaften kamen natürlich die Lieder des englischen Pietismus zur Aufnahme, denen es fast durchweg fehlt an dem, was zu einem künstlerisch guten Gemeindelied gehört; und viele sind nun auch schon bei uns Gemeingut geworden. Als dann später der Württemberger Späth kam, nahm er sich dieser Dinge an, legte das Hauptgewicht aber auf das Liturgische; und so fehlt den englischen Kreisen bis heute das Sensorium für dieses Verständnis lutherischer Gesangeskunst.

Das ist also das Hauptstück, daß unser Volk den alten Schatz des lutherischen Liedes in alter Kraft für den Gemeindegesang wiedergewonnen hat. Das ist wieder ein großes richtiges Kunstwerk gewesen. Weiter ist es aber bei uns nicht gediehen. Wir haben hier keine neuen Lieder und keine neuen Melodien von besonderem Wert erzeugt. Es sind unter uns in der Stille manche Lieder gedichtet worden, und es regt sich dichterisches Leben besonders in neuerer Zeit. Ich nenne nur ein paar alte Namen: Walther, Schaller, Fick, Beyer, Lindemann. Die Lieder, die da vorliegen, zeigen einen lieben, tiefen, bescheidenen, künstlerischen Sinn, der ein Herz hat für die mancherlei Gaben, die uns Gott im Evangelium und in der Natur und in den menschlichen Verhältnissen gegeben hat; und sie sprechen diesen Sinn in echter Darstellung aus. So sind sie wahre Kunst. Aber sie sind nicht große Kunst. Sie reichen z. B. durchweg nicht an die Dichtungen Spittas, Knapps und Geröks heran. Vor allen Dingen fehlt ihnen der große objektive Volkston des Liedes im 16. Jahrhundert, den auch die deutschen Sänger des 19. Jahrhunderts nicht getroffen haben. Sie werden darum auch nie die allgemeine Bedeutung ge-

winnen, wie der große Liederschatz der Reformation. Worin hat das seinen Grund?

Kunst muß auf dem Boden eines Volkes wachsen. Der Dichter und Sänger ist nicht sein eigen, er ist nicht für sich da. Er kann seine Kunst nicht machen, sondern die wird. Er ist das Mundstück seines Volkes. Unsere Dichtung dahier war viel zu sehr isoliert, wie überhaupt unsere ganze lutherische Entwicklung in ihrer besten Zeit von 1840 bis 80. Man hätte daher erwarten können, daß die Art des 16. und 17. Jahrhunderts in unverfälschter Gestalt auferstanden wäre. Das geschah auch zum teil. Das ist aber nie gesund, wenn es nur äußerlich geschieht, weil es etwas Fremdartiges bleibt. Gesund ist nur das, was durch den guten Einfluß des Alten als etwas Zeitgemäßes aufsprießt und zugleich die Art und Kraft des Alten zeigt. Auf dem Gebiete der Kunst ist das bei uns noch nicht geschehen.

Auch hierzulande bleibt das Manko des 19. Jahrhunderts bestehen, unsere Sänger sind Kinder ihrer Zeit, wie die in Deutschland auch. Walther war kein Luther. Unser lutherisches Volk in Amerika ist nicht wie das deutsch lutherische Volk der Reformation, da das große Evangelium Luthers alle Verhältnisse trug, und da ein ganzes tüchtiges Volk für dies Evangelium gegen Teufel, Papst und Kaiser eintrat, sondern unser Volk war stärker als in der Reformation mit den wirtschaftlichen Sorgen und Hoffnungen des 19. Jahrhunderts beschäftigt, und so fehlte das ungeteilte Volksinteresse, das zum Aufblühen eines großen Volksliedes der einzig richtige Boden ist. Dazu kommt noch ein Drittes. Das amerikanische Synodalleben hat einen schweren Schaden; das ist das Parteiwesen. Dabei kann keine wahre Kunst hochkommen. Das sieht man gerade an der Dichtung unserer amerikanisch lutherischen Sänger. Dreht sie sich ums Evangelium, oder die Natur, oder auch um allgemeine Gedanken des Lebens, was man mit jedermann gemein hat, dann ist sie echt, ursprünglich und wahr. Sobald sie sich um die Synode dreht, oder einzelne Personen oder Vorkommnisse im Synodalleben, da erhebt sich der Dichter nie zu wahrer künstlerischer Kraft. Dann hat er eigentlich keine große Wahrheit von allgemeiner Geltung zu verkünden, sondern er steht unbewußt unter dem Banne des Parteinteresses, das ihn hindert am großen Blick und an großer Gestaltungskraft.

Noch etwas anders ist es auf dem Gebiete der Musik. Die eigentliche Leistung ist da, daß der alte Choralgesang eingeführt wur-

de. Orgel- und Chormusik mußten in der Pionierzeit zurückstehen bis etwa 1870 oder auch 1880. Wenn da in größeren Gemeinden ein Chor auftrat, dann sang er meistens aus Büchern, die im Osten heraustraten, deren Sammlung nicht auf klarem liturgischen und historischen Urteil ruhte. Da wurden auch Sachen aus Haydns Schöpfung, oder Webers Freischütz, oder von Beethoven gesungen. Ja, ich habe oft im Gottesdienst die Melodie eines alten heidnischen Liebesliedes „Integer vitae“ und noch andere ähnliche Dinge gehört. In neuerer Zeit ist seit dem Begräbnisse des Präsidenten Garfield das aus unitarischen Kreisen stammende „Nearer my God to thee“ sogar in häßlicher deutscher Uebersetzung gang und gäbe geworden. Es ist ja das alles kein Unrecht, wenn es in gutem Glauben geschieht, aber ich brauche jetzt wohl nicht erst auseinanderzusetzen, daß es über die Maßen taft- und geschmacklos ist und wenig von gutem Urteil zeugt über das, was unserm Gottesdienste frommt. Auch die Musik, die da unter uns für den Chor gedichtet wurde, konnte sich nicht über das erheben, was man in Amerika sonst in der Musikpflege vernahm, und das war eben doch nicht gute kirchliche, gar nicht zu sagen lutherische Musik. Die wenigsten deutschen Lutheraner erfuhren damals etwas von dem, was gerade damals in Deutschland geleistet wurde. Seit 1870 besteht ein regerer Verkehr zwischen hier und Deutschland. Das hob auch die Musikpflege in Amerika. Aber weil drüben der Unglaube wieder hochkam, so ging dieser neue Einfluß nicht in gläubiger kirchlicher Richtung, um so mehr, als das kirchliche Selbständigkeitsgefühl es hier verhinderte, daß kirchliche Einflüsse von drüben sich hier geltend machen konnten. So gingen die Musikeinflüsse in unkirchlicher Richtung. Als da bei uns größere Ansprüche an Orgel und Chorgesang gestellt wurden, da kamen die obengenannten Taktlosigkeiten zur Geltung, die dann auf der Orgel noch besonders durch Reproduktionen aus heidnischen Opern und dergl. bei Hochzeits- und Leichenfeiern vollendet wurden. Erst etwa 15 bis 20 Jahre später mit dem Entstehen des *Acapella* Chors hier in Milwaukee ist die Kenntnis von eigentlich kirchlicher Musik in unsere Kreise gedrungen. Zugleich wurde dadurch eine feinere tiefere Auffassung gefördert. Aber diese Bewegung förderte doch eigentlich nur das technische Können, denn sie steht in dem Strom des allgemeinen Kunstaufschwungs, der sich stark berührt mit allerlei weltlicher Kunst, ohne daß der Unterschied zwischen dem, was Welt

und Kirche ist, klar heraustritt, garnicht zu reden von dem, was der eigentümlichen Art des lutherischen Gottesdienstes frommt. Daher kommt es, daß trotz des musikalischen Aufschwungs in unseren Kreisen, der Sinn wieder stark abgerückt ist von dem Vorgang unserer Väter, zu den reformatorischen Quellen zurückzukehren, und daß wir lutherischen Amerikaner z. B. hinter den heutigen Deutschen zurückstehen, die gar nicht so lutherisch sind wie wir. Vor allen Dingen hat der Gemeindegesang gelitten. Der Kunstfänger singt da oft nicht mit, oder er mischt die albernen Mätzchen, die die Kunstpflege begleiten, ein und irritiert damit die Naturfänger, so daß diese oft nicht mehr mitsingen. Dem Gemeindegesang fehlt im großen und ganzen die erhebende Kraft der früheren einfachen Zeit, da alle Gemeindeglieder wie ein Mann bei der Sache waren.

Wie kann man diesem Schaden steuern? Da möchte ich am Schluß dieser Vorträge noch einmal auf einen Hauptgedanken, der wiederholt dargelegt wurde, zurückkommen. Es ist den hier auf der Hand liegenden Wahrheiten immer die irrige Meinung im Wege gewesen, daß diese Vorträge forderten, daß man nur alte Kirchenlieder singen und daß unsere Komponisten in den alten unbekanntem Kirchentönen komponieren sollten. Wer das aus den Vorträgen herausgelesen hat, hat vermutlich überhaupt jeden Satz mißverstanden. Darüber braucht man sich nicht verwundern, denn so geht es immer, wenn etwas dargestellt wird, was verhältnismäßig unbekannt ist. Aber bei einigem Aufmerken kann man das Richtige doch erkennen. Es war hier immer die Rede von großer Kunst und zwar von christlicher und speziell lutherischer Kunst. Durch alle drei Bezeichnungen ist die Rede ausgeschlossen: Ihr müßt dies tun, ihr müßt das tun. Die hat der Apostel Paulus für das ganze christliche Leben abgelehnt dadurch, daß er von gesetzlichem Tun nichts wissen will. Luther hat den Gedanken nach langer Vergessenheit wieder hochgehalten. Er liegt auch in dem richtigen Begriff „Kunst“. Die Kunst ist frei und kennt nicht knechtisch Gesetz und Regel. Aber das ist nun nicht Freiheit, wenn jemand sagt: Nun kann ich tun, was ich will, denn in der Bibel steht nicht, wie man singen soll. Sondern das ist genau wieder die knechtische Auffassung, von der Paulus nichts wissen will. Und es ist in jeder Beziehung ein schiefer Gedanke. Das heißt einen dogmatischen Satz in eine Kunstfrage einmischen. Das ist von vornherein eine falsche Auffassung von Dogmatik und gar keine Auffassung von

Kunst. Kunst ist nicht etwas, das man nach Gesetz und Regel macht, sondern sie ist eine Gottesgabe.

Was diese Vorträge bezwecken wollten, war, daß die Aufmerksamkeit auf die Größe und Bedeutung des alten Kirchenliedes gelenkt würde, von dem sie durch die bisherige Kunstpflege abgelenkt war. Dann traue ich dem alten wahrhaften tüchtigen Liede zu, daß es sich selber Verständnis schafft, bei denen, da es der Kirche dienen kann. Es wird eine tüchtige gesunde Nahrung sein, die jeden nachher in Stand setzt zu singen, wie es ihm gegeben ist. Der eine macht's kümmerlich, der andere macht's besser. Bei allen ist die Wahrhaftigkeit in diesem Tun die Hauptsache. So kann durch gemeinschaftliches Streben wieder ein tüchtiges Gemeindelied werden und wird es werden, nachdem Gott es uns geben wird.

Damit stünde dieses Tun auch auf der Linie der größten menschlichen Geistesgabe, die Gott dem 19. Jahrhunderte verliehen hat, daß man durch treue historische Arbeit zurückkehrt zu den Quellen der Reformation, d. h. im letzten Grunde zum Evangelium, und von da aus alle Dinge auf Erden ganz neu anschaut und entsprechend gestaltet. So haben es die tüchtigsten Geister in Europa gemacht, so haben es unsere Väter hierzulande getan, so sind wir ihre richtigen Schüler, und so helfen wir in gerader Linie an einer tüchtigen Kulturarbeit unseres Landes, wenn auch sonst kein Mensch das ahrennen oder verstehen würde.

Predigt über die Gnadenwahl,
gehalten am Sonntag Septuagesimä 1880 von
Dr. Georg Stöckhardt.*)

Matth. 20, 1—16. Das Himmelreich ist gleich einem Hausvater, der am Morgen ausging, Arbeiter zu mieten in seinen Weinberg. Und da er mit den Arbeitern eins ward um einen Groschen zum Tagelohn, sandte er sie in seinen Weinberg. Und ging aus um die dritte Stunde, und sahe andere an dem Markt müßig stehen, und sprach zu ihnen: Gehet ihr auch hin in den Weinberg; ich will euch geben, was recht ist. Und sie gingen hin. Abermal ging er aus um die sechste und neunte Stunde, und tat gleich also. Um die elfte Stunde aber ging er aus, und fand andere müßig stehen, und sprach zu ihnen: Was stehet ihr hier den ganzen Tag müßig? Sie sprachen zu ihm: Es hat uns niemand gedinget. Er sprach zu ihnen: Gehet ihr auch hin in den Weinberg; und was recht sein wird, soll euch werden. Da es nun Abend ward, sprach der Herr des Weinbergs zu seinem Schaffner: Rufe die Arbeiter, und gib ihnen den Lohn; und hebe an an den Letzten, bis zu den Ersten. Da kamen, die um die elfte Stunde gedinget waren, und empfing ein jeglicher seinen Groschen. Da aber die Ersten kamen, meineten sie, sie würden mehr empfangen; und sie empfingen auch ein jeglicher seinen Groschen. Und da sie den empfangen, murreten sie wider den Hausvater, und sprachen: Diese Letzten haben nur Eine Stunde gearbeitet, und du hast sie uns gleich gemacht, die wir des Tages Last und Hitze getragen haben. Er antwortete aber, und sagte zu Einem unter ihnen: Mein Freund, ich tue dir nicht Unrecht. Bist du nicht mit mir eins geworden um einen Groschen? Nimm was dein ist, und gehe hin! Ich will aber diesem Letzten geben, gleich wie dir. Oder habe ich nicht Macht, zu tun, was ich will, mit dem Meinen? Siehest du darum scheel, daß Ich so gütig bin? Also werden die Letzten die Ersten, und die Ersten die Letzten sein. Denn Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählet.

Wir hören einmal im Evangelium, daß einer zu Jesu trat und zu ihm sprach: Herr, meinst du, daß wenige selig werden? Darauf sprach Jesus zu seinen Jüngern: Ringet darnach, daß ihr durch die enge Pforte eingehet! Denn viele werden, das sage ich euch, darnach trachten, wie sie hineinkommen, und werden es nicht tun können. Jesus warnt also seine Jünger davor, über die Zahl derer, die selig werden, zu grübeln und sich zu besorgen. Zugleich aber gesteht er

*) Wir veröffentlichen hier diese Predigt aus einem doppelten Grunde. Das Northwestern Pub. House hat drei Jahrgänge Sonntagspredigten — Evangelien, Episteln, freie Texte — durch Meistgebot erworben und wird dieselben im Lauf der kommenden Jahre veröffentlichen. Noch in diesem Jahre soll, will's Gott, der erste Band, die Evangelienpredigten, erscheinen, und diese Predigt soll unsern Lesern eine Probe geben von dem, was in dem Band zu erwarten ist. Sie ist charakteristisch für die Predigtweise Stöck-

werden, daß also in der That nicht alle, nicht viele, daß wenige selig werden. Das kann, das mag er nicht verschweigen. Ja, in der Bergpredigt erklärt er seinen Jüngern und allem Volk frank und frei: Die Pforte ist enge und der Weg ist schmal, der zum Leben führt, und wenige sind ihrer, die ihn finden. Im Vergleich zu der großen Masse derer, die auf dem breiten Weg zur Verdammnis wandeln, ein, daß nicht alle, die nach dem Himmelreich trachten, hineinkommen sind's wenige, die zum Leben eingehen. Ach, wenn man darauf achtet, wie in der Schrift die enge Pforte, der schmale Weg beschrieben ist, wenn man inne wird, wie eng die Pforte, wie schmal der Weg ist, wenn man es an sich selber erfährt, wie sehr das Herz diesem Wege abgeneigt ist, dann kommt uns auch die Frage auf die Lippen, welche die Jünger einmal an den Herrn brachten: Je, wer kann dann selig werden? Es dünkt uns unmöglich, daß überhaupt noch etliche, noch wenige selig werden. Wir kennen die Antwort des Herrn auf diese Frage. Jesus sah sie an und sprach zu ihnen: Bei den Menschen ist's unmöglich, aber bei Gott sind alle Dinge möglich! Daß etliche, wenige noch selig werden, das ist allein Gottes Werk, Gottes Erbarmen. Gott macht es ihnen möglich. Wenn der Mensch sich selber ansieht, da ist es ganz unmöglich, daß einer selig wird. Aber

hardt's: in einem unscheinbaren Gewand eine reiche Fülle von göttlichen Gedanken, große Tiefe bei kindlicher Einfachheit, festgefügteter logischer Aufbau, der äußerlich nicht indiziert ist, aber bei gründlichem Studium klar hervortritt, und endlich so durchaus biblisch nach Inhalt und Form, daß man die Schrift selbst zu hören meint. Nur in ihrer außergewöhnlichen Länge sticht sie von allen andern in diesem Bande enthaltenen Predigten ab, — die meistens nur halb so lang sind. Daß wir gerade diese Predigt über die Gnadenwahl herausgegriffen haben, hat seinen Grund in den gegenwärtigen Zeitläuften. Es ist die Zeit der Vereinigungsbestrebungen. Da möchten wir zugleich Freund und Feind zeigen, was bei uns über die Gnadenwahl gepredigt wird. Diese Predigt ist am 25. Januar 1880 gehalten, also im Anfang des Gnadenwahlstreites. Sie bringt unsre Lehre vollständig, nach der positiven wie nach der negativen Seite hin, und dazu klar und scharf, ohne Abstrich, ohne jede Bemäntelung zur Darstellung. So wie Stöckhardt hier, im Jahre 1880, gelehrt hat, so und nicht anders lehren wir von der Gnadenwahl noch heute, um keinen Strich anders. Wenn es einmal zu einer Vereinigung der jetzt getrennten Parteien in der lutherischen Kirche kommen soll, so muß sie auf der Plattform der in dieser Predigt enthaltenen Lehre kommen. Könnten unsre bisherigen Gegner diese Lehre nicht zu der ihrigen machen? A. u. g. P i e p e r.

wenn Jesus die Menschen ansieht, wie er damals seine Jünger ansah, da er ihnen diese Antwort gab, wenn der Mensch seinen Blick auf Gott richtet, bei dem alle Dinge möglich sind, da wird das größte Wunder möglich, daß ein armer, verloreener Sünder, der Gott und dem Himmelreich von Natur feind ist, zu Gott kommt und ins Himmelreich eingeht. Die Seligkeit der Jünger steht allein in Jesu, in Gottes Hand. Darum schrecken die Jünger Jesu, die Auge und Herz auf Jesum und Gott richten, doch nicht vor der engen Pforte und dem schmalen Weg zurück. Diese wenigen, die darauf wandeln, verzweifeln nicht an ihrer Seligkeit. Sie sind getrost und sollen getrost dem sicheren Ziele entgegenwandeln. Der Herr ruft ihnen zu: Fürchte dich nicht, du kleine Herde, denn es ist eures Vaters Wohlgefallen, euch das Reich zu geben.

Wenige werden selig und gehen zum Leben ein. Viele dagegen, das hat der Herr auch nicht verschwiegen, wandeln auf dem breiten Wege, der zur Verdammnis abführt. Viele gehen verloren. So war es von Anfang. So sagt die Schrift schon von Israel: An ihrer vielen hatte Gott keinen Wohlgefallen, denn sie sind niedergeschlagen in der Wüste. Ja, die verloren gehen, — das ist die Welt, die große Welt, welche der kleinen Herde feindlich gegenübersteht. Diese ernste Wahrheit sollen wir nie aus den Augen verlieren: die meisten gehen verloren. Das sagt uns der Herr zur Warnung und will es uns gesagt haben: Viele werden, das sage ich euch, darnach trachten, wie sie hineinkommen, und werden es nicht tun können. Also nicht nur die vielen, die sich geflissentlich, mutwillig, trotzig von Gott und dem Himmelreich abwenden, sondern auch viele, die scheinbar dem Himmelreich nachtrachten, werden vom Himmelreich ausgeschlossen und verdammt werden. Wie kommt das? Die wenigen, die selig werden, verdanken die Seligkeit allein dem Erbarmen, der Wundergnade und Allmacht Gottes. Macht nun derselbe Gott etwa, der den wenigen die Seligkeit möglich macht, den vielen die Seligkeit unmöglich? Ist es Gott, der den wenigen das Himmelreich aus purem Wohlgefallen aufschließt, der dann den vielen aus purem Wohlgefallen, weil er es einmal so will, das Himmelreich zuschließt, versperrt? Heißt es doch: Viele werden darnach trachten, wie sie hineinkommen, und werden es nicht tun können. Fast möchte es so scheinen, als ob Gott denen, die gerne selig werden möchten, das nötige Vermögen versagte. Das sei ferne! Nein, so ist es nicht. Die vielen, die darnach

trachten, ins Himmelreich hineinzukommen, und es nicht tun können, machen es sich selbst unmöglich selig zu werden, versperren, verschließen sich selbst die Thür zum Himmelreich. Deshalb können sie nicht, weil sie nicht wollen; sie wollen nicht auf die Weise selig werden, auf die man allein selig werden kann, sie wollen nicht aus Gnaden, durch des Glaubens Kraft selig werden. Sie wollen sich das Himmelreich selber erzwingen. Alle, alle, die verloren gehen, sei es daß sie dem Himmelreich auf Erden, der Kirche Christi, ferngeblieben oder zum Schein eingegangen sind oder wirklich auch der Seele nach drin waren, aber wieder abgewichen sind, diese alle gehen durch ihre eigne Schuld und Bosheit, durch ihren Unglauben, Undank und Ungehorsam verloren. Und darum sollen die, welche gern selig werden wollen, sich durch jene vielen warnen lassen und bedenken: die Menschen können durch eigne Schuld verloren gehen. Die Macht hat der Mensch nicht, sich selig zu machen, aber die verhängnisvolle Macht und Fähigkeit hat er, sich selber ins Verderben und Verdammnis zu stürzen. Indem wir getrost und freudig auf Gott schauen, der uns selig macht, wachen wir doch zugleich und sollen vorsichtiglich und mit Furcht und Bittern über das eigne böse Herz wachen, das zum Abfall und zum Unglauben geneigt ist.

Diese doppelte Wahrheit führt uns der heutige Text zu Gemüte: wenige werden selig, und zwar allein aus Gottes Kraft, Gnade und Erbarmen. Viele gehen verloren, und zwar durch eigne Schuld. Oder wie es unser Text ausdrückt: Viele sind berufen, aber verachten eben, wie das Gleichnis unsers Textes bezeugt, den Ruf und die Gnade Gottes. Wenige sind auserwählt: wenige werden selig, und eben darum selig, weil sie von Gott erwählt sind. Beiderlei Wahrheit ist den Gläubigen, den Jüngern Jesu, vorgehalten. Zu denen redet Jesus dieses Gleichnis. Mit seinen Jüngern hat er es in dem Gespräch, das diesem Gleichnis vorangeht, und in dem Gespräch, das ihm nachfolgt, zu tun. Nicht wahr, wir sind doch auch Jünger Jesu, wir wollen doch auch gern selig werden? Nun, so wollen wir, damit wir das erwünschte Ziel nicht verfehlen, beides bedenken: wie man selig wird, und wie man verloren gehen kann. Wir wollen jetzt mit Hilfe des heiligen Geistes diesem ernstern Spruch nachdenken:

Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt.

1. Die wenigen, die selig werden, verdanken Glauben, Seligkeit und alles der Gnade und der Wahl Gottes.

2. Die vielen, die berufen sind und doch verloren gehen, bringen sich selbst in Unglück und Verdammnis.

1.

Das Gleichnis unsers Textes zeigt uns Vorgänge aus der Zeit, zeigt uns Welt und Kirche. Die am Markt müßig stehen, das sind die Leute dieser Welt. Das Leben in und mit der Welt ist Müßiggang. Nicht nur die der Welt Freude und Lust genießen, alle Tage herrlich und in Freuden leben, nein, auch die mit Aufopferung aller Kräfte, mit Fleiß und Eifer den Gütern und Ehren dieser Welt nachtrachten, stehen und gehen müßig, treiben Narrenteidinge. Denn sie sammeln Schätze, die Kost und Motten fressen und denen die Diebe nachgraben. Das ist keine solide Arbeit; es ist alles eitel vergebliche Mühe, ohne Frucht und Segen. Aber vom Markt der Welt führt Gott nun viele in seinen Weinberg, in die christliche Kirche, ein. Des Morgens, Mittags und am Abend geht er aus und dingt seine Diener und Arbeiter. Durch alle Zeiten und Perioden der Weltgeschichte hindurch sammelt sich Gott durch das Evangelium die christliche Kirche. Die Ersten, die er in sein Reich und in seine Arbeit berufen, waren die von Israel. Die Letzten sind die Heiden an den äußersten Enden der Welt. Das Reich Gottes, die Kirche Christi, ist ein fruchtbarer Weinberg. Da wachsen edle Reben. Da wird süßer Wein gekeltert, der Freudenwein des Evangeliums von der Gnade Jesu Christi. Hier in diesem Weinberg gibt's Lohnende, gesegnete Arbeit, Arbeit, die allein diesen Namen verdient. Was hier gefät wird, das ist Same für die Ewigkeit, das bringt süße, erquickliche Früchte im ewigen Leben. Nur die, welche vom Markt der Welt in den Weinberg Gottes, ins Gnadenreich Jesu Christi, eingehen, kommen in das Himmelreich, in das Reich der Ehren und Herrlichkeit. Die auf dem Markt der Welt zurückbleiben, gehen mit der Welt verloren. Aber auch viele, die in die Kirche Jesu Christi eingegangen sind, das lehrt dieses Gleichnis, das lehrt die Erfahrung aller Zeiten, wenden schließlich dem gütigen Hausvater wieder den Rücken und verlieren, was sie sich erarbeitet haben. Nur wenige, auch nur etliche von denen.

die im Weinberg gearbeitet haben, bleiben im Hause des Herrn alle Zeit, gehen durch die Kirche hindurch ins ewige Leben. Und welche die sind, die nun schließlich selig werden, und welches der letzte Grund ist, warum sie selig werden, das zeigt der Herr mit den Schlußworten des Evangeliums an: Wenige sind auserwählt. Von Vorgängen aus der Zeit, aus Welt und Kirche, handelt das Gleichnis, nur lüftet der Herr gleichsam ein wenig den Schleier, der über die Geschichte der Welt und der Kirche, über die Lebensführung der Menschen gebreitet ist, und verstattet uns einen flüchtigen Blick in den ewigen Rath Gottes, der hinter der Zeit und Geschichte der Menschen steht. Über den wenigen, die selig werden, die im Reiche und Hause Gottes ewiglich bleiben, schwebt ein seliges Geheimnis: sie sind in Ewigkeit von Gott erwählt.

Wenige sind auserwählt, sagt der Herr. Wenige werden selig. Das sagt er seinen Jüngern, den Gläubigen. Und er sagt es nicht zu dem Zweck, um sie einzuschüchtern, nein, zu dem Zweck, um sie zu ermutigen. Sie sollen in ihrem Glauben an den Herrn sich nicht dadurch irre machen lassen, daß nicht viele, nur wenige ihm nachfolgen. Diese wenigen tröstet der Herr: Fürchte dich nicht, du kleine Herde! Dieser kleinen Herde verheißt er die Seligkeit. Es ist eures Vaters Wohlgefallen, euch das Reich zu geben. Seinen Jüngern, den Jüngern, die damals noch recht schwach und unverständlich waren, die damals die törichte Frage an ihn richteten: Siehe, wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt, was wird uns dafür? — gibt Jesus die Zusicherung: Wahrlich, ich sage euch, daß ihr, die ihr mir seid nachgefolgt, in der Wiedergeburt, da des Menschen Sohn sitzen wird auf dem Stuhl seiner Herrlichkeit, werdet ihr auch sitzen auf zwölf Stühlen und richten die zwölf Geschlechter Israels. Er verheißt ihnen das ewige Leben. Dieser Verheißung und Zusicherung folgt nun das Gleichnis unsers Textes, das in den ernstesten Satz ausläuft: Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt. So weist also Jesus durch diesen Zusammenhang seine Jünger darauf hin, daß sie sich unter diese wenigen, die selig werden, beschließen sollen. Denn er hatte ja eben ihnen sonderlich die Verheißung des ewigen Lebens zugewendet. Und was der Herr seinen Jüngern sagt, gilt allen Jüngern, allen Gläubigen. Ihr alle, die ihr an Jesum glaubt, ihr alle, wenn ihr auch eure Schwachheit, Gebrechlichkeit, euren Unverstand im Christentum noch täglich schmerzlich fühlt, ihr sollt euch

mit jenen ersten schwachen Jüngern zu diesen wenigen rechnen, die selig werden, gewißlich selig werden. Das ist des Herrn Wille und Meinung. Wir dürfen und sollen getroßt sagen: Uns hat der Herr auserwählt. Wenige sind auserwählt, sagt der Herr. Die Zahl, die Namen der Auserwählten, ist dem Herrn allein bewußt und bekannt. Der Herr kennt die Seinen. Wir sollen nach Zahl und Namen nicht forschen. Das bedeutet Jesus den zwei Jüngern Johannes und Jakobus, die bald, nachdem der Herr dies Gleichnis gesprochen, durch ihre Mutter ihn um Ehrensitze in seiner Herrlichkeit zu seiner Rechten und Linken gebeten hatten, indem er ihnen entgegnet: Das Sitzen zu meiner Rechten und Linken zu geben, steht mir nicht zu, sondern denen es bereitet ist von meinem Vater. Und wie viele deren sind und wie die alle heißen, das offenbart er nicht, das will er nicht offenbaren. Indes, wenn uns Gott nun gleichwohl Zahl und Namen der Auserwählten verborgen hat und uns verbietet, diesem seinem heimlichen Rat nachzuforschen, so gestattet, ja gebietet er es uns doch, daß wir unsre Person, unsern Namen in diese Zahl und Namen einschließen, daß wir gewißlich glauben: Gott hat auch uns erwählt. Die gläubigen Jünger haben die bestimmte Zusage des ewigen Lebens. Wer also an Jesum glaubt und es mit Jesu ehrlich meint, der soll sich dieses Wort zueignen: Wenige sind auserwählt, — fürchte dich nicht, du kleine Herde, denn es ist eures Vaters Wohlgefallen, euch das Reich zu geben! Aber indem wir uns im Glauben unsrer Seligkeit getrösten, sollen wir zugleich bedenken, daß diese allein in Gottes Hand steht, daß wir Gott, seinem Erbarmen, seiner Kraft allein die Seligkeit und alles, was dazu gehört, verdanken.

Ja, es ist das ewige Erbarmen, das alles Denken übersteigt. Seinem ewigen Erbarmen verdanken wir alles. In der Ewigkeit hat uns Gott schon erwählt. In Gottes ewigem Rat gründet unsre Seligkeit. Von Ewigkeit her sah uns Gott in unserm Blute liegen und sprach zu uns, da wir so in unserm Blute lagen, zu mir und zu dir: Du sollst leben! Ja, zu dir sprach er, da du so in deinem Blute lagst, du sollst leben! Wir Menschen bringen das wohl über uns in unsers Herzens Härteigkeit, wir gehen an unserm Bruder und seinem Jammer und Elend vorüber und schließen das Herz vor ihm zu. Aber Gott, der Barmherzige, hat sich unser erbarmt von Ewigkeit her, nach dem Wohlgefallen seines Willens; zum Leben, zum

ewigen Leben hat er uns, gerade uns erwählt und verordnet. Wir fragen freilich: Wie ist das möglich? Wir liegen in unserm Blut, in unsrer Unreinigkeit; wie kann uns Gott, der Heilige, Reine, überhaupt ansehen und uns Unreinen die ehrliche, heilige Pracht seines Königsreichs zu eigen geben? Aber wir haben eine Antwort auf diese Frage. Christus sagt ja, daß wir erwählt sind. Er weiß darum. Er redet aus seinem Eignen. In ihm sind wir erwählt, dem Geliebten. Das hat Gott auch in der Ewigkeit beschlossen, seinen Sohn zu senden und durch sein heilig, unschuldig Blut die Blutschulden der ganzen Welt zu sühnen. In Christo, dem Erlöser der Welt, sind wir erwählt. Und von Ewigkeit her hat das Gott also gewollt und geordnet, daß wir nun diesen Sohn hören, an seinen Sohn glauben. Denn das ist Gottes Ordnung von Ewigkeit her: Nur wer glaubt, wird selig. Aber dieweil nun Gott nicht nur unsre Unreinigkeit, sondern auch unser Unvermögen sah, wohl wußte, daß sündiges Fleisch und Blut nun und nimmer in eigener Kraft zu Jesu Christo kommen und an ihn glauben kann, so hat er zugleich von Ewigkeit her beschlossen, unserm Unvermögen zu Hilfe zu kommen, uns zum Glauben zu bringen und bis ans Ende im Glauben zu erhalten. Und er hat in Ewigkeit auf Mittel und Wege gesonnen, wie er uns, seine erwählten Kinder, hernachmals Jesu Christo, dem einigen Heiland und Helfer, zuführen und in den Weinberg auf Erden, in das Gnadenreich Jesu Christi, einführen könne, hat Zeit und Stunde bestimmt, da wir Christum, unsern Herrn, erkennen sollten, hat Kreuz und Leiden zuvor versehen, das zur Läuterung und Stärkung unsers Glaubens dient. Ja, unsre jetzige und künftige Seligkeit, was wir als Christen sind und haben, das verdanken wir dem ewigen Erbarmen Gottes, dem Wohlgefallen seines Willens und Vorsatzes, den er sich vorgesetzt hat in Christo. Luther gab einmal einem naseweisen Burschen, der ihn fragte, was Gott gemacht habe, ehe er die Welt geschaffen, die Antwort, er sei in den Birkenwald gegangen und habe Ruten für solche vorwitzige Leute geschnitten, die darnach fragen. Denen, die vorwitzig, aus Neugierde dem nachgrübeln, was hinter der Zeit liegt, gebührt eine solche Antwort. Aber den heilsbegierigen Seelen hat die Schrift noch eine andre Antwort vorbehalten: Vor Grundlegung der Welt faßte Gott schon den Rathschluß, die sündige Welt zu erlösen. Und vor Grundlegung der Welt, in der Ewigkeit, hat Gott ferner beschlossen, dich und mich in Christo

selig zu machen. Deinen und meinen Namen hat er da schon in das Buch des Lebens eingeschrieben. Dir und mir hat er die Stühle und Ehrensitze zu seiner Rechten und Linken zubereitet.

Und was Gott in der Ewigkeit über uns beschlossen, hat er nun in der Zeit an uns hinausgeführt. Zu allen Zeiten und Stunden geht er aus, morgens, mittags, abends, um die zerstreuten Kinder in sein Reich zu sammeln, vom Markt der Welt in seinen Weinberg einzuführen. Denn nicht alle Ersten werden die Letzten sein. Zu allen Zeiten hat Gott seine Erwählten gehabt. Und gerade zu der zuvorbestimmten Stunde, es sei in der sechsten, oder in der neunten, oder in der elften Stunde, tritt er nun an die Menschen heran, die er sich erwählt hat. Denn es werden ja nicht nur Schächer selig, die in der elften Stunde Buße tun. Denke einmal zurück, mein Christ, dir werden gewiß auch solche Stunden und Zeiten ins Gedächtnis und Herz eingeschrieben sein, da der Herr bei dir anklopfte, da seine Gnade in dir mächtig ward. Er sahe dich da, sei es in deiner Kindheit und Jugend, oder im späten und spätesten Alter, am Markte müßig stehen und erbarmte sich deiner und begann nun mit dir zu handeln. Ja, du weißt es, da, zu der und der Stunde, an dem und dem Ort hat dich der Herr gesehen. Und das war gerade die rechte Stunde, eine gute Stunde. Ach, wie weislich hat unser Gott die Zeiten berechnet! Da der Schächer in der elften Stunde am Kreuze auf Golgatha hing, da schwebte nach Gottes vorbedachtem Rat ihm der gekreuzigte Christus vor Augen. Gerade die Stunde war ihm bestimmt, da der Anblick des gekreuzigten Gottesohnes sein verwildertes Herz erweichen und überwinden sollte. Und durch sein Evangelium hat der Herr nun mit uns gehandelt, durch dasselbe Evangelium, das alle Sünder lockt, uns berufen. Seiner Gnade, der Gnade Jesu Christi, der für alle Sünder am Kreuz gestorben ist, die uns im Evangelium angeboten wird, verdanken wir alles. Er hat uns gebingt, und wir gingen hin in seinen Weinberg. Wir lesen nichts davon, daß die Arbeiter, die am Markt müßig standen, dem Herrn etwas geantwortet hätten. Es heißt einfach: Sie gingen hin. Das Wort des Hausvaters bestimmte sie. So waren sie sein, sein eigen geworden. So ist es uns ergangen. Der Herr hat durch sein Wort mit uns geredet, er hat gesagt: Kommt, hier ist mein Gnadenreich, hier ist Christus und sein Blut, hier ist Vergebung, Frieden, hier ist der offene Himmel; wendet euch zu mir, so werdet ihr selig! Und

das war genug. Dies Wort hat es getan, hat es allein getan. Das hat unser Herz überwunden. So sind wir sein eigen geworden. Er hat uns zugeredet, überredet, unser Herz uns abgewonnen. Unser Herz war durch das Wort gefangen. Wir haben nichts dreingeredet, er hat allein mit uns geredet, er hat uns gedingt. Und das stille Ja, das wir gesprochen, hat er uns ins Herz gelegt. Dies Wort hat den Glauben gewirkt. In diesem Wort wirkt eben die Kraft des heiligen Geistes, die Kraft Gottes. Ja, die Hand Gottes, die unsern Namen in das Buch des Lebens eingeschrieben, hat das Wort des Evangeliums in das Herz eingedrückt, dem Wort Nachdruck gegeben. So sind wir nach dem Vorsatz Gottes berufen. Die er erwählt, verordnet hat, die hat er in folge des auch berufen, befehrt, gerechtfertigt, zu seinen Kindern und Dienern und Arbeitern in seinem Weinberg gemacht. Der Herr hat uns zu solcher Arbeit tüchtig gemacht. Durch sein Wort sind wir neugeboren. Aus dem Glauben, aus der Wiedergeburt fließen nun allerlei gute Werke. Aber freilich, das bleibt die Hauptsache, daß wir nun den Glauben bewahren. Sonst ist alle Arbeit im Reiche Gottes Spreu, die der Wind verweht. Und das ist wiederum eitel Gnade und Erbarmen Gottes. Durch sein Wort, durch die Kraft des heiligen Geistes erhält er uns im Glauben, hat bis zu dieser Stunde uns erhalten, und wenn wir strauchelten, uns wieder aufgerichtet, wenn wir irre gingen, uns wieder zurechtgebracht. Von Ewigkeit her hat er uns in seine Hand eingezeichnet, und niemand kann uns aus seiner Hand herausreißen. Die Hand, die unsern Namen in das Buch des Lebens eingezeichnet hat, die stärkt und stützt und bewahrt uns bis an unser Ende. Auch wenn wir des Tages Last und Hitze recht schmerzlich empfinden in heißer Arbeit, in der Hitze der Anfechtung, hält er uns mit seinem starken Arm. Ja, Kreuz und Leiden muß gerade den auserwählten Kindern dienen, auf dem Wege zu dem vorgesteckten Ziel sie fördern. Was wir in der Zeit bisher im Reich Gottes erfahren und erlebt haben, alle geistlichen Segnungen in himmlischen Gütern, auch Trost und Segen im Irdischen — das ist der Groschen, den der Herr seinen treuen Arbeitern hienieden gönnt — verdanken wir dem Erbarmen Gottes, der ewigen Erwählung und seiner berufenden, rechtfertigenden, heiligenden, erhaltenden Gnade.

Und wenn nun die letzte Stunde des Tages gekommen, führt der Hirte seine treuen Knechte und Arbeiter in sein Haus ein; dann

Kommen die erwählten Kinder zu der Herrlichkeit, die ihnen bereitet ist. Vom Markt der Welt sind sie in das Gnadenreich berufen, und aus dem Gnadenreich werden sie nun ins Reich der Ehren versetzt. Die Gott verordnet, berufen und gerechtfertigt hat, die macht er auch herrlich. Und droben in der Herrlichkeit werden wir dann dem Hausvater, ja, dem treuen Vater in das Auge schauen, der von Ewigkeit her uns zuvor erkannt und zu seinen Kindern erkoren hat, und werden mit heißen Tränen, mit Freudentränen die Hand küssen, die unsern Namen vor der Zeit der Welt in das Buch des Lebens eintrug, die in der Zeit uns gefunden, berührt, aus dem natürlichen Verderben herausgerissen, zum Kreuze Christi geführt, die uns in aller Hitze und Anfechtung kräftiglich erhalten und schließlich von der Erde in den Himmel versetzt hat. Das wird Freude des ewigen Lebens sein, daß wir dort den Rath Gottes, den er in der Ewigkeit über uns gefaßt, den er in der Zeit an uns hinausgeführt, daß wir alle seine unbegreiflichen Wege und Gedanken dann durchschauen und in Ewigkeit das ewige Erbarmen Gottes loben und preisen, dem wir solche Seligkeit verdanken. Dort im Hause Gottes, in des Vaters Arm und Schoß ist dann Ruhe; die heiße Arbeit im Weinberg hienieden ist am Ende. Dort vor Gottes Angesicht ist Freude die Fülle; schon hier im Gnadenreich ist es seliger Genuß, wenn man im Evangelio die Freundlichkeit des Herrn schmeckt. Dort trinken wir das Wasser des Lebens unmittelbar aus der Quelle. Dort schauen wir von Angesicht zu Angesicht, und vom Antlitz Gottes strömt Licht und Freude aus. Dort sitzen wir dann auf dem Thron des Herrn zur Seite Christi, auf den Stühlen, die von Ewigkeit her uns bereitet sind. Kreuz, Leiden und Schmach ist dann in Herrlichkeit umgeschlagen. Und wir erkennen es: mit vielen Brüdern hat uns Jesus zur Herrlichkeit geführt. Die Wenigen, die auserwählt sind, sind doch, wenn man sie zusammenschaut, ein großes Volk, eine große Schar aus allen Völkern, Zungen und Sprachen, aus allen Zeiten, und das Lied, das sie dem Lamm singen, das sie erkauft und erwählt hat, ist wie eine Stimme, ein Rauschen großer Wasserwogen. Ja, mit den ersten Vätern, den frommen Alten, Abraham, Isaak und Jakob, und mit vielen, die vom Morgen, Mittag, Abend, Mitternacht gekommen sind, werden wir dort zu Tische sitzen. Und so gewiß Gott uns von Ewigkeit erwählt und in der Zeit berufen und bis zu dieser Stunde gnädig-

lich im Glauben erhalten hat, so gewiß werden wir diese Herrlichkeit schauen.

2.

Wir könnten hier schließen. Wenn wir nur selig werden, das ist uns genug. Was kümmern uns die andern, die vielen, die verloren gehen! Wir wollen schaffen, daß wir selig werden mit Furcht und Bittern. Aber gerade deshalb, damit wir hienieden nicht das Ziel vergessen, das uns gesteckt ist, hat uns der Herr auch das Warnerepempel derer vorgehalten, die verloren gehen. Wir sollen auch diese andere Wahrheit wohl bedenken: Viele gehen verloren. Viele sind berufen. Und die Vielen, die berufen sind und den Ruf und die Gnade Gottes verachten, bringen sich selbst in Unglück und Verdammnis. Der Herr Jesus hebt in unserm Text seine Hand auf und zeigt uns das Heil Gottes, das er uns erworben, das in der Ewigkeit beginnt und in der Ewigkeit endet. Aber er weist mit seinem Finger zugleich auf die, welche den Weg des Verderbens laufen und schließlich dem ewigen Feuer übergeben werden, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln. Seinen Jüngern, den Gläubigen, erzählt er auch von diesen Leuten. Uns will er damit warnen. Uns will er mahnen, daß wir ja nicht träge und sicher werden, daß wir um so mehr Fleiß tun, unsern Beruf und Erwählung fest zu machen. Ja, damit die Auserwählten das ewige Leben ergreifen, das ihnen verordnet ist, stellt ihnen Gott auch Hölle und Teufel vor Augen, damit sie ja nicht sich verführen lassen, damit sie ja auf dem rechten Wege bleiben. Solche Warnungen und Mahnungen sind in der Hand unsers Gottes Mittel, uns im Glauben bei Gott zu erhalten.

Viele sind berufen und werden doch nicht selig. Liegt die Schuld an Gott? Es gibt Christen, die unsern Text, unser Thema also verstehen: Wenige sind auserwählt, zur Seligkeit verordnet, die andern, die Vielen sind von Gott zur Verdammnis bestimmt und bereitet — aus reiner Willkür. Das ist die schreckliche Irrlehre aller reformirten Sekten. Die machen Gott zu einem grausamen Tyrannen, der wohl etliche Lieblinge hat, die er in blinder Liebe hätschelt und bevorzugt, aber die meisten seiner Untergebenen haßt und nur in Strafe und Verurteilung sein Herrenrecht betätigt. Und wenn die Vielen, die Gott zur Verdammnis verordnet hat, dennoch berufen werden, wie ja unser Text sagt: Viele sind berufen — so deuten das die Reformirten dahin, daß Gott nur zum Schein sie mit dem Evan-

gelio Locke, er biete ihnen aber nicht ernstlich die Gnade an. So machen sie aus dem gütigen, treuen, wahrhaftigen Gott nicht nur einen Tyrannen, sondern einen greulichen Heuchler, der die Menschen mit dem süßen Evangelium betrügt und in diesen Zucker Gift gemengt hat, ja im Grunde einen Teufel, der Gottes Wort verfälscht und ins Gegentheil verkehrt. Diese teuerwertten Worte, daß Gott die Welt, die ganze Welt also geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, daß Christus, der Gefreuzigte, der Versöhner ist nicht nur für unsre Sünde, sondern für der ganzen Welt Sünde, verwandeln sie dann in Donnerschläge und flößen damit den Menschen Grauen, Schrecken und Entsetzen ein, wenn nun der sich vorreden und einreden läßt, Gott habe doch nicht alle Menschen durch Christum erlöst, nur ein kleiner Teil habe Anteil an dem Werk und Verdienst Christi. Ist irgend eine Lüge ein Faustschlag in das klare, helle, milde Angesicht der Schriftwahrheit, so ist es diese Lüge der Reformierten. Mein, so gewiß Christus das gesagt hat: Wenige sind auserwählt, und so wenig wir auch dieses Wort des Herrn mit dieser andern Wahrheit der Schrift in unsrer kleinen Vernunft zusammenreimen können, so fest und gewiß ist aber doch auch diese andre Wahrheit: Gott will, daß a l l e n Menschen geholfen werde. Christus hat sein Leben gegeben zu einer Erlösung für viele, für alle; der heilige Geist ruft und lockt alle Menschen, alle Sünder: Kommt zur Hochzeit! Und dieser Ruf ist ernst gemeint. Mein, Gott hat nicht Schuld an dem Verderben der Menschen. Sie selbst bringen sich in Unglück und Verdammnis. Das lehrt die Schrift und gerade auch unser Evangelium. Die Vielen sind berufen, aber sie verachten eben den Ruf und die Gnade Gottes, sie werden dem gütigen Hausvater, der alle Sünder, auch die Letzten, mit demselben väterlichen Erbarmen an- und aufnimmt, gram und feind, sie murren wider Gott, kehren ihm den Rücken, schließen sich selbst vom Gnadenreich und damit auch vom Reich der Herrlichkeit aus. Eine dreifache Klasse von Ungläubigen, die sich durch ihren Unglauben, Undank und Ungehorsam selber verderben, können wir unterscheiden.

Viele werden berufen — und bleiben am Markte stehen. Sie hören das Evangelium: Kommt doch herein in den Weinberg! Hier gibt es wohl Arbeit, aber auch süßen, seligen Genuß, heilige, reine Freude; draußen in der Welt habt ihr doch nur Unruhe, viel Klagen und Freuden, die nur stacheln und peinigen. Der Hausvater redet

ihnen freundlich und ernstlich zu; er will sie dingen, er will sie zu Knechten haben. Aber dies Wort rührt ihre starren, harten Herzen nicht. Sie lassen sich nicht aus der Fassung bringen. Der Herr kommt immer und ruft zum zweiten, dritten, vierten Mal, und sein Ruf wird immer dringlicher. Er verschärft seinen Ruf durch allerlei Lock- und Reizmittel. Er gönnt ihnen unverdienten Segen, damit sie seiner Liebe und Treue glauben. Er schickt Leid und Kreuz, um die Seelen zu erreichen. Er nimmt ihnen ihre Bögen und Freuden. Er setzt den Markt aus, daß er leer und öde steht. Und sie fühlen und erkennen es wohl: Das ist der Herr! Aber immer mürrischer weisen sie ihn ab. Sie murren wider seine Güte und Gnade. Sie müssen es sich gestehen, daß Jesus und sein Evangelium es gut mit ihnen meint, aber sie wollen nun einmal nicht, sie bestehen auf ihrem bösen Willen. Die wiederholte Mahnung, die an ihr Gewissen dringt: Bedenkt doch, was zu eurem Frieden dient! fassen sie als Aufdringlichkeit auf, als Zwang, Kränkung, Beleidigung. Und zuletzt fliehen sie und hassen sie den Herrn und sein Evangelium. Und so laufen sie mutwillig ins Verderben. Und wenn sie dann in der Hölle und in der Qual sind, dann erkennen sie es zu spät, was sie an Mose und den Propheten hatten. Wenn sie jetzt noch einmal an die Stelle auf dem Markt versetzt würden, wo der Herr und sein Wort ihnen begegnete, da würden sie hören und Buße tun. Aber sie müssen selber gestehen, daß ihnen nicht zu viel geschieht, daß sie selbst die höllische Pein sich erwählt, daß sie mit Gewalt sich die Thür zum Himmel verschlossen haben.

Viele werden berufen, vom Hausvater gedingt und gehen äußerlich in den Weinberg ein. Sie reinigen sich von den groben Flecken, die ihnen vom Getriebe des Marktes her anhängen, sie beteiligen sich äußerlich an der Arbeit im Weinberg, an Hören, Beten, Singen, Opfern, Wohlthun und dergleichen. Aber ihr Herz war nie durch den Ruf Gottes getroffen und überwunden. Sie heuchelten vor Gott und Menschen und sich selbst. Sie scheinen und reden fromm und christlich; aber der innerste Herzensboden ist noch ungebrochen. Der Kern des Herzens ist bitter. Ach, auch mit diesen Heuchlern meint's Gott treulich und wahrhaftig. Er klopft mit seinem Evangelium und heiligen Geist an ihr Herz und Gewissen und sagt ihnen: Gib mir, mein Sohn, meine Tochter, dein Herz! Opfer und Brandopfer gefallen mir nicht. Und die göttliche Wahrheit leuchtet diesen Heuch-

lern in der Gemeinde auch in das Herz hinein. Sie sehen manchmal unter der Predigt den ganzen Sammer ihrer Seele bloß und aufgedeckt vor ihren Augen. Sie müssen sich eigentlich selber verachten. Aber sie gönnen doch der Wahrheit nicht Raum und Wohnung. Gott ist gnädig und geduldig und sagt ihnen: Wirf nur jetzt endlich die Maske ab und gib dich, wie du bist! Komm, ich will dir deine Falschheit aus dem Herzen nehmen! Aber gerade wenn die Gnade mächtig wird, da holen sie den heimlichen Stolz und die Bitterkeit aus ihres Herzens Grund hervor und treiben die Gnade zurück, und das Herz bleibt in der elenden Lage und Verfassung und wird je länger je ärger. Und wenn sie schließlich bis zur Sterbestunde diese Heuchlerrolle gut durchgeführt haben, da endlich wachen sie in der Hölle mit Schrecken und Entsetzen aus diesem Wahn auf. Da können sie nicht mehr heucheln, da werden sie ehrlich, da rufen sie ernstlich und ängstlich: Herr, tue uns auf, tue uns auf! Doch dann ist eben die Gnadenzeit vorüber, und sie können nicht Gott anklagen, der lange genug gewartet hat, sondern müssen sich selbst anklagen, daß sie so lange dem treuen Gott das Herz! Herr! vorgelogen und ihr Herz mit Gewalt ihm entzogen haben.

Und viele schließlich werden berufen und glauben und nehmen es an und freuen sich ihrer Rettung und Befehung und der Gnade des Herrn und atmen die milde Luft und schmecken den süßen Wein des Weinbergs Gottes, des gelobten Landes, und arbeiten ernstlich und tragen geduldig des Tages Last und Hitze, bringen große Opfer für Gottes Reich, sind barmherzig und wohlthätig, schreiten fort in der Erkenntnis, Lehren, stärken, ermuntern andre, aber siehe, nach und nach heftet sich der Blick auf diese ihre eigne Frömmigkeit. Sie dünken sich höher als die andern, erwarten besseren, reichlicheren Lohn, wie die Ersten im Gleichnis. Sie schmeicheln sich ihrer besseren Erkenntnis und großen Erfahrung. Sie sind die Ersten und rechnen den Späterbefehten ihre Werke der ersten Liebe vor. Und ehe sie es sich versehen, rückt die eigne Weisheit, Frömmigkeit und Beständigkeit als Religion in ihr Herz und Gewissen ein. Und wenn dann einmal so ein armer, verlorener, verlaufener Schwächer kommt, der sich auf dem Markt der Welt im Kot herumgewälzt hat, aber nun auch gern durch Christi Blut selig werden möchte, da fangen diese Leute an zu murren und sehen scheel, daß der Herr so gütig ist und Zöllner, Suren und Ehebrecher absolviert. Da wird offenbar, wes

Geistes Kinder sie sind. Ach wehe, sie haben vergessen, daß sie auch vom Markt der Welt herkommen, daß sie auch noch arme, große Sünder sind, daß nur die Gnade Gottes rettet und selig macht; sie sind aus der Gnade gefallen, sie schmecken nicht mehr die Süßigkeit des Sünderbrotes, sie zehren von ihrer eignen Gerechtigkeit. Und so gehen auch diese mit ihrem Groschen, ihrer Erkenntnis, Erfahrung, Frömmigkeit, dahin an ihren Ort, in die Hölle, und werden da inne, wohin ihre Religion, ihre Gerechtigkeit sie gebracht hat. Ach schaffet eure Seligkeit mit Furcht und Zittern! Das heißt bleibet in der Gnade, bleibet arme Sünder, die nur auf Gnade rechnen! Ach, auch in gläubigen Christen, die noch Fleisch und Blut haben, findet sich solch böser Sinn: keine Selbstgerechtigkeit und Lohnsucht. Das beweisen die Jünger des Herrn. Ach, diese bittere Wurzel laßt nicht aufwachsen! Die zertretet und zerschneidet mit dem Wort von der Gnade Gottes! Ach, sehet darauf, so sagt der Hebräerbrief, daß nicht jemand die Gnade Gottes versäume, daß nicht etwa eine bittere Wurzel aufwachse! Ach, daß wir nicht verlieren, was wir erarbeitet haben! Dabei wollen wir verharren: Wir sind nicht von denen, die da weichen, sondern von denen, die da glauben und ihre Seele erretten. Amen.

Zur Bedeutung Stöckhardts in der lutherischen Kirche Amerikas.

Soeben erhalten wir die folgende Schrift:

Dr. Th. Georg Stöckhardt. Lebensbild eines deutsch-amerikanischen Theologen, gezeichnet von Otto Willkomm. Mit einem Porträt und andern Bildern. Zwickau, Sachsen, Verlag und Druck von Johannes Herrmann. 1914. Kartoniert Preis 70 Cents. Zu haben beim N. W. Pub. House, Milwaukee, Wis.

Verhältnismäßig früh ist diese Biographie von Stöckhardt herausgekommen. Der bekannte ehemalige langjährige Präses der sächsischen Freikirche, Herr Pastor Willkomm von Planitz, neben Herrn Prof. Zuder in St. Wayne und Herrn Pastor C. M. Zorn in Cleveland zu den intimsten Freunden Stöckhardts gehörte, hat sie geschrieben. Und wer Stöckhardt näher gekannt, wird sagen müssen, daß der Herr Verfasser ein in hohem Maße korrektes Bild von dem Verstorbenen entworfen hat. Auf etwa 150 Seiten in Kleinoktav führt der Herr Verfasser dies Bild in 12 Kapiteln aus, deren Titel lauten: 1. Abstammung. 2. Ueberblick seines äußeren Lebenslaufs.

3. Docendo discimus. 4. Familienjunn und Freundestreue. 5. Friedensdienst im Kriege. 6. Auf dem Kampfplatze. 7. Ich glaube, darum rede ich. 8. Im fremden Lande der Heimat treu. 9. Halte, was du hast. 10. Der Prediger und Seelsorger. 11. Der Schriftausleger. 12. Das Begräbniß.

Für uns Amerikaner, die wir Stöckhardts Bedeutung für unsre Kirche aus seiner unmittelbaren Tätigkeit heraus empfunden und erkannt haben, ist das Interessanteste sein Werden. Denn wen Gott zu einem so bedeutenden Manne macht, wie Stöckhardt es war, den hat er auch besondere Wege geleitet und durch eine besondere Schule geführt. Und das erzählt uns dies Büchlein. Im Vorwort schreibt der Verfasser: „So soll denn auch dieses Ehrengedächtniß vor allem das Ziel verfolgen, zu zeigen, wie Stöckhardt das geworden ist, als was ihn die lutherische Kirche Amerikas kannte, ehrte und nun betrauert: der kundige und praktische Ausleger der Schrift und der unbeugsame Zeuge für die schriftgemäße Lehre der lutherischen Kirche“. Wir wollen hier von dem, was der Verfasser erzählt, nichts ver-raten, um die so wertvolle Lektüre dieses Büchleins für niemand über-flüssig zu machen. Wer sich aber derselben hingibt, wird am Ende das Ge-fühl haben, daß er gern mehr erfahren hätte, als der Herr Verfasser ge-boten hat. Die große Frage, die uns Amerikanern bei einem Manne wie Stöckhardt so sehr im Vordergrunde steht, ist die: Wie, wodurch ist dieser Mann unter den deutschländischen landeskirchlichen Verhältnissen, nicht nur ein so frommer, lauterer Christ, sondern auch der gesunde Lutheraner und Theolog geworden, als der er in seinem Kampf mit seinen kirchlichen Be-hörden, in dem er schließlich ganz allein stand, in seinem Uebertritt zur Freikirche und später in St. Louis offenbar wird? — Von Tharandt, Meißner an bis Planitz, durch Erlangen, Leipzig, Berlin, Marburg, Paris, Sedan etc. hindurch hören wir darüber nur Dinge von allgemeinem Ein-fluß: die Frömmigkeit seiner Mutter und Großmutter, die christliche Innig-keit Pastor Siedels, den Einfluß des „Wingolf“ und etliche andere Dinge; aber nichts, was uns gerade dies Ausschlaggebende in seinem Leben erklärt: seine theologische Gesundheit und seine lutherische Treue, die so früh an ihm hervorleuchtete und mit eiserner Notwendigkeit zu den bekannten Wendungen in seinem Leben trieb; wie er unter all den unlutherischen Verhältnissen, die ihn umgaben die rechte Stellung gefunden, insonderheit wie er sich von seinem Hauptlehrer v. Hofmann in Erlangen, der auf seine exegetische Me-thode so großen Einfluß geübt hat, theologisch emanzipiert hat. Es sind das freilich Dinge, über die eine so wahrhaft fromme und demütige und dabei innerliche Natur wie Stöckhardt auch den intimsten Freunden gegenüber

nicht ohne besondern Anlaß sich ausläßt; und wenn es diese nicht wissen, so werden wir wohl überhaupt darauf verzichten müssen, weil Stöckhardt selbst nicht Zeit gefunden hat, seinen Lebenslauf aufzuzeichnen, wie er das — für seine nächsten Angehörigen — zu tun im Sinne hatte.

Ueberhaupt darf man von einer so bald nach dem Tode eines Mannes erfolgenden Biographie nicht eine vollständige Schilderung aller bedeutenden Lebensereignisse, noch auch eine genau abgemessene Würdigung seiner Bedeutung erwarten. Der amerikanische Teil des Lebens Stöckhardts stand dem geehrten Herrn Verfasser naturgemäß ferner, und was Stöckhardt hier — und das ist doch der Hauptteil seiner Wirksamkeit — für die Kirche geworden und gewesen ist, was er gerade unter den amerikanisch = lutherischen, unter den missourischen und St. Louiser Verhältnissen, in die Gott ihn gestellt, bedeutet hat, das wird einigermaßen vollständig erst die zukünftige Entwicklung unsrer kirchlichen Zustände offenbaren. Das vorliegende Büchlein bietet darüber wesentlich nur das, was Herr Prof. Dau, ein jüngerer, englischer Kollege Stöckhardts, im *Lutheran Quarterly* bereits veröffentlicht hatte. Und auch das unterschreibt jeder, der Stöckhardts Eigenart erkannt hat, von ganzem Herzen. Insbesondere das, daß Stöckhardt mit Walthers zwar nicht auf eine Stufe, aber in eine Linie gestellt wird. Walthers der Gründer, Stöckhardt ein Erhalter des reinen Luthertums in Amerika, — beide natürlich nur als Werkzeuge in Gottes Hand. Wie groß aber der Anteil Stöckhardts an der Erhaltung der reinen Lehre gerade in dem dreißigjährigen Streit über die Lehre von der Wahl gewesen ist, wird erst eine spätere Generation — wenn ihr das rechte Licht noch leuchtet — klar zu bestimmen vermögen. Nur eins ist es, was wir in den meisten Beurteilungen von Stöckhardt vermissen, was aber denen, die dem Wirkungsschauplatz beider Männer ferner gestanden haben, leichter ins Auge fällt als denen, die unmittelbar mit ihnen zusammengestanden haben, — den Hinweis auf die verschiedene theologische Art Walthers und Stöckhardts und auf den verschiedenen Einfluß, den sie auf ihre Schüler und Freunde geübt haben. Walthers war vorzugsweise Dogmatiker und Kirchenführer, mit einem starken Zug ins Aeußerliche und ausgeprägter Liebe für die äußerliche Form, ja Uniform der Kirche. Er drückte der Kirche sein Gepräge auf in der Fassung der Lehre, im Bau der Predigt, in den liturgischen Formen, in der pastoralen Praxis, in der Gemeinde- und Synodalverfassung. Er hätte am liebsten aus der ganzen lutherischen Kirche einen einzigen großen kirchenregimentlichen Körper mit einem einzigen großen Seminar, womöglich mit einer großartigen lutherischen Universität, und mit gleichen kirchlichen For-

men gemacht. Daß diese Art große Gefahren in sich birgt, ist uns heute klarer als vor 1887. Stöckhardts Art und Einfluß ging in gerade entgegengesetzter Richtung. Mit Recht betont Willkomm, daß Stöckhardt nichts ferner lag als die Kirchenpolitik. Er hatte keinen Sinn dafür. Das satis est des siebenten Artikels der Augustana war ihm so ganz und gar in Fleisch und Blut übergegangen, daß er sich um die äußere Organisation der Kirche garnicht kümmerte, ja, für synodale Machenschaften garkein Interesse bekundete. Er zerbrach ganz ohne Absicht sehr bald, noch bei Lebzeiten Walthers, die Formen des äußeren Kirchenregiments, die Walther den St. Louiser Gemeinden gegeben hatte. Er war ein „schlechter“ Liturg. Während Tausende von uns in der Predigt „gewalthert“ haben und noch walthern, gibt es heute keinen einzigen Nachahmer der Stöckhardtschen Predigtweise; nicht weil seine Predigten den Waltherschen an Wert nachstünden, sondern weil er sich seine eigne Weise gebildet hatte, die der Form nach ihm allein saß. Er war ein schier lediglich innerlicher Mann, der große Tiefen der Buße durchgemacht, in kindlichem, zuversichtlichem Glauben seinem Heilande am Herzen lag und in schier fortwährendem Gebet mit ihm verkehrte, dabei stets mit Furcht und Zittern sein eignes Fleisch bewachte, seiner Seelen Seligkeit schaffte und nur eins kannte: die Bewahrung des lauterer Gnadenevangeliums und das Heil der Sünderseelen. Darum war er auch nicht eigentlich Dogmatiker, obwohl er eine ungemeine Kenntnis der gesamten lutherischen und der hauptsächlichsten römischen und kalvinistischen Dogmatik besaß. Er lebte ganz und gar in der Schrift und bezog seine Theologie unmittelbar aus ihr. Der Schreiber dieses hat keinen Theologen kennen gelernt, der eine solche Schriftkenntnis besessen hätte wie Stöckhardt, besonders im Neuen Testament, und zwar in der Ursprache. Man mochte mit ihm anfangen, wo man wollte, überall zitierte er sofort den Urtext, kannte den ganzen Kontext und hatte zugleich die griechischen Parallelstellen bei der Hand. Und die Schrift war ihm zunächst nicht die Fundgrube und das Arsenal für seine beruflich auszuübende Theologie, sondern Erbauungsbuch für seine eigene Seele. Er führte ein griechisches Testament auch in seinen Ferienaufenthalten immer bei sich und las des Tages immer wieder darin — lediglich zur eigenen Erbauung. Es ist sehr bezeichnend, daß im Anfang des Gnadenwahlstreites Stöckhardt es war, der zuerst den zusammenhängenden Schriftbeweis für die lutherische Lehre lieferte, während bis dahin Walther — gewiß aus guten Gründen — den Zusammenhang seiner Lehre von der Gnadenwahl mit der der besten lutherischen Dogmatik, mit Luther und den Bekenntnisschriften zu liefern sich hatte angelegen sein lassen.

— Schon Walthers hatte, ehe in St. Louis noch an Stöckhardt gedacht wurde, sich für seine Person von dem intuitu fidei des siebzehnten Jahrhunderts losgemacht und den „Lehrtropus“ des sechszehnten, Luthers und der Konfessionformel sich zueigengemacht. Aber es ist bekannt, wie stark er bestrebt war, zwischen jenen und diesen nur eine Verschiedenheit der Lehrweise zu konstatieren und die ersteren als rechtgläubig auch in diesem Punkt zu rechtfertigen. Stöckhardt ging sofort daran, das intuitu fidei als schriftwidrig nachzuweisen; und vorzugsweise seiner Arbeit verdanken wir es, daß unsere Gewissen im Lauf der Zeit von der Autorität der Väter frei und in der Schrift allein gegründet worden sind. Seit Stöckhardt Schrift unter uns getrieben hat, wie keiner vor ihm, und in seiner Lehrweise die Väter stark beiseitegeschoben, ist — wenigstens bei einem großen Teile unsrer Kirche — das Operieren mit den Vätern, das bis dahin in allen Schriften, Synodal- und Konferenzreferaten fast stereotyp geworden war, glücklicherweise aus der Mode gekommen, und wir versuchen es Stöckhardt nachzumachen und schöpfen unmittelbar aus Gottes Wort. Will man den Unterschied in der Methode zwischen Walthers und Stöckhardt kurz bezeichnen, so kann man sagen: Walthers legte zunächst die lutherische Lehre vor und bewies sie darnach aus der Schrift; Stöckhardt legte die Schriftlehre vor und zeigte dann, daß das auch die Lehre Luthers und der Bekenntnisschriften sei. So ging naturgemäß Walthers Einfluß dahin, uns zunächst orthodox und dann biblisch zu machen, während Stöckhardts Weise uns unmittelbar schriftgemäß und damit zugleich lutherisch zu machen geeignet war. Damit soll kein Tadel über Walthers oder ein Vorzug Stöckhardts ausgesprochen werden. Walthers Weise hatte, wie die Stöckhardts, ihren historischen Ursprung in seiner persönlichen Anlage und Lebensführung und hatte ihre volle Berechtigung — vielleicht Alleinberechtigung — in der Zeit und in den Umständen, in die Gott ihn gestellt hatte. Walthers hätte bei seinen damaligen Schülern mit unmittelbarer Schrifttheologie, die doch eine Kenntnis der Ursprachen voraussetzt, wahrscheinlich wenig ausgerichtet. Das ganze Pastorenmaterial mußte aus dem Groben herausgehauen und schnell fertig gemacht werden. Die Losung damaliger Zeit war: Echtes Luthertum! Die scharte die Lutheraner Amerikas um ihn und begeisterte Lehrer und Volk. Aus dem Luthertum wurde damit im Lauf der Zeit ganz unvermeidlich der Schlachtrupf „Missouri!“ — als gleichbedeutend mit echtem Luthertum. Durch dies Bewußtsein ist der Synodalverband, den Walthers gegründet hat, eine kompakte, undurchbrechbare Phalanx geworden, die allen Angriffen der Feinde bisher siegreichen Widerstand entgegengesetzt hat. Das wäre ohne die

Walthersche scharf geschliffene dogmatische Schulung, ohne das ausgeprägte Bewußtsein des Besitzes des genuinen Luthertums nicht möglich gewesen.

Aber diese Schulung hat auf die Länge auch ihre Gefahren. Das Dogma ist das zu starre, menschlicher Form kristallisierte Wort. Es sagt soviel und nicht mehr, es bringt nicht den vollen Schriftinhalt zum Ausdruck. Darin besteht sein Wesen. Die Schriftwahrheit ist so lebendig und biegsam, so frisch und fließend, daß man sie tausendfach wenden, von tausend Seiten befehen, mit tausend Dingen zusammenstellen und sie auf tausend Verhältnisse anwenden kann, ohne daß sie an Gehalt verliert oder an Kraft einbüßt. Sie ist wie ein schmiegsamer, junger Riese, jeder neuen Situation, Not und Gefahr gewachsen. Sie ist Geist und ist Leben, ist Gottes Leben, Gottes Sinn und Herzblut zur Rettung der verlorenen Sünder. Sie bleibt ewig jung und ewig neu und macht alles neu und wieder neu. Es ist nicht so mit dem hartgeprägten Dogma, sofern es menschliche Form ist. Es ist frisch, kräftig, packend, so lange die Prägung neu und scharf ist, und begeistert und eint die Seelen, wie ein Schlagwort, eine Losung, ein Schlachtruf. Darum ist das scharf geschliffene Dogma just the thing für die Zeit des Kampfes, es sammelt die Scharen um ein hochgehobenes Banner. Aber es liegt in der Natur der Sache, einerseits, daß sich viele gedankenlos um dies Banner scharen, ohne sich klar bewußt zu sein, wofür es steht, warum man demselben folgt, und dann bildet sich schließlich ein unintelligentes Heergefolge, das aus bloßem Parteigeist mitgeht; andererseits verliert das unverständene Schlagwort je länger je mehr an Kraft und begeistert nicht mehr. Das Gepräge des Silberdollars greift sich ab; man vergißt, daß man ein edles Metall handhabt und hat nur noch flüchtig, wenn auch fest, den Tauschwert desselben im Kopf — das Bewußtsein, daß diese Lehre gangbare Münze im Lande, in der lutherischen Kirche ist, womit man als Lutheraner unter echten Lutheranern überall Anerkennung findet. Der Metallwert des Geldstückes, der göttliche, seligmachende Gehalt und die Bedeutung der Lehre gerät in Vergessenheit. Darum folgt auf die Orthozogie so leicht der Orthozozismus, der nur nach der Form der Lehre fragt und sofort bereit ist, den Revolver jedem auf die Brust zu setzen, der in terminis et phrasibus von dem festgelegten Schema abweicht, selbst wenn er sich in den ipfissimis verbis der Schrift bewegt. Die dogmatische Schulung verliert in Friedenszeiten auf die Länge den Geist und das Leben und die Kraft der Wahrheit und läßt wieder in die rein menschlichen Interessen, in die Interessen dieses Lebens, zurücksinken; man bekommt wieder vielerlei äußerliche Bedürfnisse, deren Nichtbefriedigung unwirksam macht. Damit geht

Unlust zur Tätigkeit in der Gewinnung von verlorenen Sünderseelen, Mangel an Selbstverleugnung und Aufopferungsfähigkeit für die Sache unsers Herrn, geht geistliche Schlassheit und Trägheit, Lieblosigkeit gegen die Brüder, kurz, irdische, selbstische Gesinnung, Hand in Hand. Keine Kirche, auch keine Pastorenschaft, verweltlicht schneller als die orthodoxistische. Die Kirche und die kirchlichen Einrichtungen werden zu äußerlichen Instituten, in denen wir unser Brot finden und unsre Stellung gewährleistet sehen, und darum wird die Erhaltung und Sicherung der äußeren Gestaltungen der Kirche unsre vornehmste Sorge.

Daß wir vor der Ausgestaltung dieses Wesens zum großen Teil bewahrt geblieben sind, daß die orthodoxe lutherische Kirche Amerikas ein ganz Teil Leben und Frische und Arbeitskraft bis auf diesen Tag behalten hat, liegt zum großen Teil begründet in dem Umschwung der theologischen Methode, der mit dem Lehrtreit über die Gnadenwahl noch unter Walthers vor sich ging, — der Umschwung von der dogmatischen zur exegetischen Weise des Theologirens. Und Stöckhardt hat, ohne bewußte Absichtlichkeit, rein aus seiner persönlichen christlichen Art heraus, das Hauptverdienst daran. Die exegetische Art Stöckhardts, sein unmittelbares Schöpfen aus der Schrift, war zunächst garnicht Schulmethode, fachmännische Kunst, sondern hatte seine Antriebe in seinem persönlichen Heilsbedürfnis, das die Schrift mit kindlichem, bußfertigen, gläubigen Herzen nach tieferer Erkenntnis der Gnade, reicheren Kräften des Heiligen Geistes — nach dem unerforschlichen Reichthum Christi durchsuchte und immer wieder durchsuchte und ihn so zu jener seltenen Tiefe der Erkenntnis des Heils führte, die wir in allen seinen Schriften so sehr bewundern. Seine wissenschaftliche Gründlichkeit, seine natürliche Zunerlichkeit machten ihm die Ansammlung solches Reichthums möglich, und sein Amt trieb ihn zu dessen unmittelbarer Verwertung in der Predigt, in der Seelsorge und im Lehrsaal. Die äußere methodische Technik stand ihm als wissenschaftlichem Manne ersten Ranges ohne weiteres zu Gebote, und so wurde er sehr bald auch ein Meister in seinem Fach, wie die amerikanisch-lutherische Kirche bisher keinen gehabt hat. Stöckhardt — das empfanden die Einsichtigen bald — war in seiner Treue gegen die Schrift, in der Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit seiner Schriftauslegung, in der Lauterkeit seiner Ziele, in seiner unerschütterlichen Glaubensfestigkeit und Bekennertreue durch Gottes Gnade ein Fels in dem wogenden Meer des Kampfes, an dem alle Künste der Gegner kraftlos zerstückelten. Stöckhardts Exegese zwang nicht nur den Verstand, sondern überwand das Herz, er überzeugte, er stellte unsre Gewissen auf den Felsen des Wortes Got-

tes und machte sie freudig — nicht über Quenstedt, Kalob, Gerhard, Luther, sondern über das Wort, das Gott selbst durch die Apostel geredet hat. Da lernten wir, die wir ihn nachstudierten, auch dies, welchen Reichtum der Erkenntnis das unmittelbare Schriftstudium mit sich bringt, und wurden — Stöckhardt nach — aus Vätertheologen Schrifttheologen und gewannen neues Interesse, neue Freude am Evangelium, neuen Eifer um das Heil der eignen und anderer Sünder Seelen und neue Lust und Freude an unserm Beruf, an unsrer Arbeit im Reiche unsers Heilandes.

So ist Stöckhardt vielen ein Erneuerer des Glaubens und der Theologie geworden und hat der in ihrer dogmatischen Schulung schnell alternden Kirche neues, frisches Leben eingepfl. Das ist Stöckhardts eigentliches Werk in der lutherischen Kirche Amerikas gewesen, das er als zweiter Dogmatiker nach Walthers nicht hätte ausrichten können.

Das nicht erkennen oder nicht anerkennen heißt diese große Gabe Gottes an die Kirche verkenne. Damit ist Stöckhardt weder über Walthers erhoben, noch auch nur ihm an Bedeutung gleichgestellt. Walthers wird, so lange die Zeit währt, in der Geschichte der lutherischen Kirche einzig dastehen. Er war ein Universalgeist, wie ihn Gott zur neuen Gründung seiner Kirche gebrauchte. Stöckhardt war einseitig begabt und hätte, menschlich geredet, in Walthers Stelle kläglich versagt. Aber daß wir heute des unmittelbar aus der Schrift gewiß sind, daß Walthers Lehre Gottes Wort ist, daß wir mit freudigem Geist das Erbe der Väter uns von neuem zu erwerben und es mit neuem Eifer den Sündern zu predigen und auf unsere Kinder zu vererben suchen, — dies Große hat Gott durch Stöckhardt ausgerichtet, und so ist dieser der Bewahrer dessen geworden, was wir durch Walthers empfangen haben. Je mehr wir Stöckhardt in seiner unmittelbaren Schrifttheologie ähnlich werden, desto treuer werden wir bei dem stehen, was Walthers mit seiner Dogmatik allein wollte, bei dem unvergänglichen Wort der Schrift, dem ewigen Evangelium.

Lutherana.

Wie muß es in dem Hause eines Predigers aussehen?

Prediger sollen ihre eigenen Häuser wohl regieren, (1. Tim. 5, 8.), züchtige, stille Weiber, gehorsame und fromme Kinder haben, damit sie nicht die Christen mehr durch ihr Hauswesen ärgern, als mit Predigen bessern. Wie können sie der Kirche wohl vorstehen, wenn sie ihren eigenen Häusern übel vorstehen? (1. Tim. 3, 5.). Wem es ernst ist, der Kirche treulich zu dienen und Sünde zu strafen, der kann es freilich nicht leiden, daß sein Haus, Weib, Kind sollte sträflich und mutwillig leben. Läßt er aber sein Haus ungezogen und seines Willens leben, so wird er sich gewiß der Kirche und anderer nicht groß annehmen. Luther.

Ein Pfarrer bei Lob und Tadel der Menschen.

Wirßt du gelobet, so wisse, daß nicht du, sondern Gott gelobet werde, dem allein alles Lob und Ehre gebühret; denn daß du recht lehrest und ein heilig Leben führst, ist nicht dein Tun, sondern Gottes Gabe ist es. Darum wirst nicht du gelobet, sondern Gott in dir, dessen Gnade, in Christo uns erzeiget, du predigest. Wenn du solches erkennest, wirst du wohl auf rechter Bahn bleiben, und ordentlich wandeln, wirst dich nicht anfechten lassen, wenn man dich lobet (1. Cor. 4, 7.). Auch wirst du auf der linken Seite mit Schmach, Scheltworten, oder Verfolgung dich so hoch nicht bewegen lassen, daß du darum deinen Beruf und Amt wollest fahren lassen.

Luther.

Die Kirche nennt man gewöhnlich ein Gotteshaus, nicht, daß Gott da wäre und anderswo nicht, sondern daß da Gottes Wort geprediget und gehöret wird. In diesem Hause will Er, als der rechte Hausherr, alles mit einander selbst reden und tun, ob Er wohl des Menschen Mund und Hand dazu brauchet. Darum soll man die äußerliche Stätte nicht allein mit leiblichen Augen ansehen. Es ist zwar eine äußerliche Stimme, die man dort höret, und der das Wort redet, ist auch ein Mensch. Die Kirche ist von Steinen und Holz gebaut, und unsere Kirche, wenn man darin nicht zusammen kommt, so ist es kein Tempel oder Kirche Gottes. Wenn man aber darin predigt, die Sacramente reicht, die Diener zum Lehramt ordiniert und bestätigt, alsdann sollst du sagen: da ist Gottes Haus und die Pforte des Himmels. Luther.

Daß man Gottes Wort höre, Gott lobe, singe und bete, ist nicht also an Zeit gebunden, wie bei den Juden, daß es müsse eben dieser oder jener Tag sein; denn es ist keiner an ihm selber besser, denn der andere, und bei Christen soll alle Tage Sabbath sein; denn wir sollen alle Tage Gottes Wort treiben und unser Leben darnach einrichten. Aber, wiewohl der jüdische Sabbath aufgehoben ist, und die Gewissen frei davon sind, so ist es

doch gut und von nöten, daß man einen sonderlichen Tag in der Woche halte, um das Wort Gottes zu handeln, zu hören und zu lernen. Weil nun von Alters her der Sonntag dazu gestellet ist, um deswillen, daß am Sonntag Christus auferstanden ist, so soll man's auch dabei bleiben lassen, auf daß es in einträchtiger Ordnung gehe und niemand durch unnötige Neuerung eine Unordnung mache; nur daß wir Herren über den Sonntag seien, und nicht er über uns (Mark. 2, 27.). Auch fordert es die Natur, daß man in der Woche einen Tag stille halte, enthalte sich von der Arbeit, beide, Menschen und Vieh. Luther.

Sollen wir immerdar nur Christum predigen?

Wir predigen nichts Neues, sondern predigen immerdar und ohne Unterlaß von dem Manne, der da heißt Jesus Christus, wahrer Gott und Mensch, für unsere Sünden gestorben, und um unserer Gerechtigkeit willen auferwecket. Aber, ob wir schon immerdar solches predigen und treiben, werden wir's doch nimmermehr genugsam fassen können, wir bleiben doch immerdar Säuglinge und junge Kinder, welche jetzt reden lernen, und kaum halbe Worte, ja kaum Viertelworte machen. Luther.

Die Lehre ist nicht unser, sondern Gottes ist sie, der uns allein zu Anechten und Dienern berufen hat; darum sollen und können wir nicht den allergeringsten Theil oder Buchstaben davon abgeben oder nachlassen. Auch ist's mit der Lehre so genau abgekirfelt oder eigentlich abgemessen, daß man ohne großen merklichen Schaden weder dazu tun, noch etwas davon nehmen kann. Darum soll die Lehre kurzum rein und lauter, helle und licht sein, und wie ein ganz goldener Ring, daran kein Riß noch Bruch sei; denn sobald ein solcher Ring einen kleinen Riß oder Bruch gewinnet, ist er nicht mehr ganz. Luther.

Wiewohl das Predigtamt gar schwere und große Mühe und Sorge auf sich hat, so machet mich doch dies kühn, daß ich das Buch in die Hand nehme, und meinem Nächsten von Gottes wegen sage: Lieber Freund, da steht's, da hörst du nicht mein, sondern Gottes Wort, es gilt nicht mir, sondern dein eigen Heil und Seligkeit. Und wenn ich's gesagt habe, so habe ich das Meine getan, lasse ihn dafür antworten, ob er's annimmt oder nicht.

Ich bin denen sehr feind, die sich in ihren Predigten richten nach den hohen, gelehrten Zuhörern, nicht nach dem gemeinen Volke, das achten sie nicht. Denn mit hohen, prächtigen Worten einherfahren, ärgert und zerbricht mehr, denn es bauet. Wenn ich predige, lasse ich mich aufs tiefste herunter, sehe nicht an die Doktores und Magistres, sondern den Haufen junger Leute, Kinder und Gesinde, deren in die hundert und tausend da sind: denen predige ich, nach denselben richte ich mich, die bedürfen's; wollen es die andern nicht hören, so stehet die Thür offen. Luther.

Büchertisch.

Christenfragen, aus Gottes Wort beantwortet von E. M. Zorn.
Northwestern Pub. House, Milwaukee, Wis. 1914. Preis 40 Cents,
per Duzend \$4.00, 100 Exemplare \$30.00.

Ein neues Büchlein von dem bewährten Pastor Zorn, und zwar diesmal ein überaus praktisches Büchlein, dessen Verbreitung sich jeder Pastor im Interesse seines Amtes angelegen sein lassen wird. Es behandelt schier alle Fragen, die einem amerikanisch-lutherischen Christen aus dem praktischen Leben heraus entgegentreten. Aus seinem reichen Inhalt wollen wir Folgendes anführen. Teil 1 handelt von der Bibel und ihrer Eingebung, Teil 2 von der rechten und den falschen Religionen, Teil 3 von der Kirche — ein großes Kapitel, das über das Wesen und die Eigenschaften der Kirche, dann über die hauptsächlichsten falschgläubigen Kirchen unsers Landes, auch über die Christliche Wissenschaft, Spiritualisten, Unitarier, Swedenborgianer, Mormonen, schließlich über die deutschen Landeskirchen und die hiesigen lutherischen Kirchenkörper, Generalsynode, Generalkonzil, die Iowa-, Ohio- und Buffalosynode Bescheid gibt. Darauf folgt in Kapitel 4 eine gründliche und praktische Erörterung unsers Synodalwesens. Die dann folgenden Kapitel handeln von dem Uergernis der Zersplitterung der Kirche, vom Logenwesen, Unterstützungsvereinen, Arbeiterverbindungen, von den Uebergriffen der Kapitalisten, vom Sozialismus, vom Versicherungswesen (Feuer-, Unfall- und Lebensversicherung). Darauf folgt ein großer Abschnitt über alle praktischen Fragen des ehelichen Lebens, ein Abschnitt über die christliche Schule, Konfirmation, über die Sorge für die konfirmierte Jugend; weiter über Vazaars, Theater, Lazen, Saloons, Kirchenzucht und Lehrzucht, Suspension vom heiligen Abendmahl, religiöse Gemeinschaft mit Falschgläubigen, Predigt- und Pfarramt. Schließlich wird in den letzten Kapiteln vom Zinsennehmen, von der Offenbarung St. Johannis, vom Chiliasmus, von der Zeit des jüngsten Tages und von Bibelübersetzungen gehandelt.

Man sieht aus diesem Inhaltsverzeichnis, daß es fast keine Frage des christlich-kirchlichen Lebens gibt, die in Past. Zorns Büchlein nicht ihre Beantwortung fände. Man braucht nicht gerade in allen Dingen mit dem geehrten Verfasser übereinzustimmen, um dem Büchlein eine allgemeine Verbreitung in allen Gemeinden der lutherischen Kirche unsers Landes zu wünschen. Unser Volk ist viel zu wenig über obige Fragen aus Gottes Wort orientiert. Hier können sie diese Orientierung erlangen. Wer dies Büchlein seinen Gemeindegliedern in die Hände gibt, wird sich einen großen Teil seelsorgerischer Arbeit ersparen und eine gründliche Erkenntnis über die in demselben enthaltenen Punkte bei seinen Gliedern schaffen. Es ist ein Büchlein, das in keinem lutherischen Hause fehlen sollte. Es ist über dreihundert Seiten stark in Kleinoktab, in schönem Druck, mit Kartonumschlag und kostet 40 Cents, per Duzend \$4.00, 100 Exemplare \$30.00.

Aug. Pieper.

Der Menschheit Zukunft. — Tod, Auferstehung, Jüngstes Gericht, Weltende, Hölle und Himmel im Lichte der Bibel, von Heinrich Gebeling, Dr. phil. — Zweite, durchgesehene Auflage. Zwickau, Verlag und Druck von Joh. Herrmann. 1913. Leinwandband. Zu haben beim N. W. Pub. House, Milwaukee, Wis.

Es ist erfreulich, daß von einem derartigen Buch in Deutschland eine zweite Auflage nötig geworden ist. Es ist gar kein modernes Buch, sondern es predigt die alte Schriftlehre, die alte Lutherlehre in den genannten Stücken in apologetisch = polemischer Form. Es wendet sich gegen den vielgestaltigen Unglauben, wie er, vom theologischen und philosophischen Katheder ausgefät, die breiten Massen des deutschen Volkes ergriffen, die Herzen mit heidnischer Hoffnungslosigkeit erfüllt, aber auch alle Furcht vor Tod und Gericht zerstört hat. Man kann dem Buche nur weite Verbreitung und viel aufmerksame Leser wünschen. Es ist durchweg gesunde Speise. Etliche geringe naevi, — daß der Verfasser noch mit der „Analogie des Glaubens“ im Sinne unserer Dogmatiker operiert, daß er oft die Beweisführung unserer Alten aus Schriftstellen, die nicht schlagen (vgl. z. B. Hosea 6, 2; Mich. 2, 13 für die Auferstehung der Toten, und Dutzende von andern Stellen), prüfungslös endossiert, daß ihm hier und da einmal ein untüchtiges Raisonnement, wie das auf Seite 72, Punkt 5, mit unterläuft, oder daß er hin und wieder die „Kirchenlehre“ schier als eine göttliche Autorität einführt, kommt wohl daher, daß er sich, nach seinem eignen Bekenntnis, stark an die Darlegung Joh. Gerhard's angegeschlossen hat. A. B.

The Augsburg Confession. A Brief Review of its History, and an Interpretation of its Doctrinal Articles, with Introductory Discussions on Confessional Questions, by J. L. Neve, D.D., Philadelphia, Lutheran Publication Society. 160 pp. Bound in boards, 75c.

Dr. Neve is Professor of Symbolics and History of Doctrine (Dogmengeschichte) in the Hamma Divinity School of Wittenberg College at Springfield, O., an institution of the General Synod. The book was written "to make the reader familiar with all the leading thoughts of the Confession in their connections," as we are told in the preface. The author hopes that it will be found to be a usable textbook for a study of the Augsburg Confession by Lutheran lay people, in order that they may come to see how fully Lutheran doctrine is in accord with Scripture, and thus may become true confessors of Lutheranism, as well as energetic workers for the kingdom of God. Part I is introductory, discussing the need of creeds in general, and the special importance of the Augustana for the Lutheran Church. Part II rehearses the history of this confession succinctly, yet clearly and with a surprising degree of thoroughness, considering the brevity of the chapter. Part III, the chief portion of the book, interprets the first 21 articles of the Augustana. Here also the work is done most

efficiently and practically, though the explanation is compressed into a very small compass. Of the remaining 7 articles the text alone is given; throughout the discussion of the main articles, however, the last articles are frequently referred to. In fact, references to the other symbolical books of our Church are found in almost every paragraph, suggesting a fairly complete comparative reading of the entire Book of Concord. The style of presentation is sprightly; the pleased interest of the reader is held from page to page. More important, however, is the fact that the writer succeeds in stating Lutheran doctrine in a clear and convincing manner, which reveals his full agreement with it. Only here and there does a remonstrance arise in the reader's mind. To enumerate. In various connections, the vague and rather mischievous concept of the "analogy of faith" obtrudes; the vagueness of this phrase is not dispelled by the definition, "Gospel in the Scriptures," found on p. 17. P. 69, pride, hate, envy are set apart from "sins springing from selfishness." To say, "if we believe in Christ, then His righteousness is imputed to us" (p. 83), is certainly inaccurate, since faith accepts this righteousness **because** it is imputed. On p. 86, the author declares that a **special** office of teaching the gospel and administering the sacraments was instituted, misunderstanding the confession which surely does not distinguish between the office as given to every Christian, and a special office given to the ministers of the Church. The same or a similar misunderstanding seems to prevail on p. 115, where the author distinguishes between the ministry in **general** (which is also designated there as the **regular** ministry), and the ministry entrusted by the call of an individual congregation. It is not Lutheran to say, that "as far as the calling to the ministry in **general** is concerned there must be other factors to cooperate with the local congregation if anyone is to have the **regular** call," the other factors being supplied by the general organization of the Church. This is 17th century dogmatics, not that of the Confession. Again, p. 96, the author spoils a good presentation of the inherent power of the means of grace, by adding, "If a man is regularly called to the ministry (see Article XIV) then we must believe in the efficacy of the means of grace administered by him." At best, this statement is superfluous, because the question discussed in Art. VIII is whether the means of grace are efficient if applied by an **unregenerate** person, without particular regard to the special call into the ministry. This question arises in the case of an emergency baptism by a lay person in precisely the same manner as when a clergyman performs the act. Besides, the wording of the statement might seem to imply the error that the efficiency of the means of grace **does** depend, to some extent, on the person administering them. In the second paragraph on p. 127, following the words, "If we say that a man has a free will to do the good, we must be careful that

by 'good' we do not mean the things pertaining to salvation," it would be well to add, "nor good except in the sense that they agree with God's Law outwardly," thus excluding the very general view that "civil righteousness" is real righteousness before God, and that an act may be good though the heart be without faith in Christ.—Our readers will undoubtedly feel that these criticisms would not have been recorded if the book were not worth while.—J. Schaller.

Christian Baptism. By Frederick D. Verschner, Texas Christian University, Fort Worth, Texas. Issued by The Commission on Christian Union of the Disciples of Christ. 116 pp.

The Christian Union of the Disciples of Christ, one of several religious bodies which decry the use of distinctive confessions or dogmas, prescribes baptism by immersion as necessary for admission to Christian fellowship. The treatise whose title is given above, is a very skillful argument to prove that the symbolical meaning of baptism requires the use of immersion, and that only those who are baptized in this manner, can be accounted as having fulfilled what Christ requires. The baptism of children is discountenanced chiefly because "all who are unable, for any reason, to fulfill the necessary pre-requisites of baptism are not logically subjects prepared to receive the ordinance." The point of view from which the author argues is entirely legalistic; for him, baptism is not a means of grace, conveying the gospel assurance of sin forgiven, but a rite which must be performed as "the last step in conversion, the expression in action of the volitional acceptance of the creed, the symbol of an earnest and honest stepping across from an old life to a new life, the seal of a sincere determination to embody the Christ ideals from day to day." —J. Schaller.

Verlag des Schriftenvereins der Sächsischen Freikirche (Zwickau):

Verhandlungen der ev. = luth. Freikirche v. Sachsen u. a. St. bei ihrer 37. Jahresversammlung in Dresden 1913. Mf. 1.25.

Enthält außer kurzem Bericht über die Geschäftsverhandlungen ein langes Referat von Past. F. H. Zahn über die Lehre von der **Verlobung**. Dies Referat kann man auch besonders als Broschüre in hübschem Umschlag für 1 Mf. erhalten.

Theologische Quartalschrift.

Herausgegeben von der Allgemeinen Ev. Luth. Synode von
Wisconsin, Minnesota, Michigan u. a. St.

Jahrgang 11.

Oktober 1914.

Nummer 4.

1. Mose 14, ein Siegeskapitel aus dem Kampf um die Bibel.

(Vortrag, gehalten in der Plankinton - Halle des
Auditoriums zu Milwaukee.)

Als das ehrw. Direktorium der Luth. Hochschule von Milwaukee mich einlud, Ihnen einen Vortrag zu halten, war es mir selbstverständlich, daß Sie nicht eine kurze Unterhaltung, sondern einen Vortrag bildender Art wünschten. Und wenn sich ein Thema finden ließ, das zugleich zur Festigung unsers christlichen Glaubens dienen konnte, so glaubte ich darin Ihrer völligen Zustimmung von vorn herein gewiß zu sein. Aus diesen Erwägungen traf ich meine Wahl, die mir vom ehrw. Direktorium in zuvorkommender Weise freigelassen war.

Sie werden nun nicht von mir erwarten, daß ich meinen Gegenstand in einer Stunde erschöpfend behandeln soll. Dazu ist er zu umfangreich. Desgleichen wird es sich nicht vermeiden lassen, daß ich manches berühre, was Sie bereits hier oder da gelesen oder gehört haben; ja es mögen viele hier sein, für die das, was ich sage, nichts Neues enthält. Aber ich glaubte auch deren Verzeihung gewiß zu sein, da dies ein Gegenstand ist, mit dem man sich immer gerne wieder beschäftigt, und da man auch mit Genuß einem Vortrag zuhören kann, der weniger bietet, als man selbst über den Gegenstand weiß.

Wie Sie wohl wissen, wird kein Buch der Welt mehr angefeindet als die Bibel. Und zu keiner Zeit sind die Angriffe der Feinde heftiger gewesen als in unsern Tagen; und zu keiner Zeit auch heimtückischer, da sie vielfach von solchen ausgehen, die sich für Anhänger der Bibel ausgeben. Aber auch wohl zu keiner Zeit hat Gott mehr dafür gesorgt, daß die Angriffe der Feinde erfolgreich abgeschlagen werden können. Ein Kapitel aus dem Kampf um unsre Bibel.

ein Kapitel von einer vernichtenden Niederlage der Feinde und einem glänzenden Siege der Bibel erlauben Sie mir, Ihnen in Kürze vorzuführen.

Der Haß der Bibelfeinde gilt natürlich dem ganzen Buch und besonders seiner Zentrallehre von der Vergebung der Sünde durch Jesum allein. Das Kreuz Christi ist das große Mergerniß in der Welt. Aber die Feinde greifen gerne einzelne Kapitel der Bibel heraus, die ihnen einen guten Angriffspunkt zu bieten scheinen, und auf diese konzentrieren sie ihr Geschütz, da sie wohl wissen, daß die ganze Bibel ein einheitliches Buch ist, und die geringste Bresche, die sie schlagen, den Sturz der ganzen Festung zur Folge haben würde. Ein Kapitel, das in dieser Weise von den Feinden stark angegriffen worden ist, ist das 14. Kapitel des ersten Buches Mose. Man wurde nicht müde, auf die angebliche Ungeheuerlichkeit der darin erzählten Ereignisse hinzuweisen und daraus die Ungeheuerlichkeit der ganzen Bibel zu folgern. Aber der im Himmel wohnet, lachet ihrer und der Herr spottet ihrer. Er ließ die Feinde sich hier ordentlich festbeißen; und als sie sich festgebissen hatten, ließ er plötzlich ein unerwartetes Licht auf die erzählten Ereignisse fallen und machte vor aller Welt offenbar, wie die Feinde des Wortes Gottes in ihrer Weisheit einmal wieder zu Narren geworden waren. Sie gestatten, daß ich Ihnen zunächst dies Kapitel, 1. Mose 14, vorlese. „Und es begab sich zu der Zeit des Königs Amraphel etc., etc.“

Werfen wir nun einen kurzen Blick auf die Landkarte, und begleiten wir im Geiste die vier Könige aus dem Osten auf ihrem Kriegszug gegen die abtrünnigen Könige des Fünfstädtebundes bis zu ihrer Niederlage vor Abraham und ihrer panikartigen Flucht.

Am der Spitze des ganzen Unternehmens stand Nedorlaomor. Er war König von Elam, dem Lande östlich und nordöstlich vom Persischen Golf gelegen, mit der Hauptstadt Susa. In seinem Gefolge befand sich zunächst Amraphel, König von Sinear. Dieser Name wird in der Heiligen Schrift für das Land Babylonien gebraucht. Seine Residenz war Babel. Ein zweiter König in Nedorlaomors Gefolge war Arioch von Ellassar, das ist die bedeutende Stadt und Gegend von Larfa. Noch ein vierter König schloß sich ihnen an, über dessen Gebiet aber bis heute nichts Bestimmtes bekannt ist.

Es wird uns nicht gesagt, welchen Weg sie auf ihrem Zuge gegen Sodom und Gomorra eingeschlagen haben; aber es ist mehr als wahr-

scheinlich, daß sie der alten Heerstraße zur Linken des Euphrat folgten. Es ließe sich manches Interessante über diese Gegend sagen, über morastige schwer passierbare Stellen des Weges; über die Flora des Landes mit ihrem würzigen Wohlgeruch; über die Fauna und die Jagdbelustigungen, zu denen sie Gelegenheit bietet. Aber das würde uns zu weit von unserm Thema abführen. In etwa anderthalb bis zwei Monaten mag die große Armee der vier verbündeten Könige die Strecke bis Tiphjach zurückgelegt haben. Bei Tiphjach, dem Thapsakus der Griechen, war die südlichste Furt des Euphrat. Hier führte seit alter Zeit die Heerstraße über den Fluß. Wohl nur selten wurde der Fluß von größeren Karawanen durchwatet. Man kreuzte vielmehr auf Fährbooten. Als etwa 1700 Jahre nach dem Kriegszug, der uns beschäftigt, der jüngere Kyrus auf seinem Zuge gegen seinen Bruder Artaxerges an die Fähr kam, hatte ein Anhänger seines Bruders, ein gewisser Abrokomas, die Boote verbrannt, um die Kreuzung des Kyrus zu verzögern. Da sah sich Kyrus genötigt, mit seiner Armee von 100 000 Personen und 13 000 griechischen Söldnern den Fluß zu durchwaten. Und niemand wurde dabei bis über die Brust naß. Die Einwohner von Thapsakus sagten, daß der Euphrat noch nie zuvor einen so niedrigen Wasserstand gehabt habe, und deuteten es so, daß der Fluß offenbar dem künftigen Könige seine Schuldigung darbringe. Wie richtig diese Vermutung war, und wieviel überhaupt die Zeichendeuterei von der Zukunft enthüllt, zeigte sich anderthalb Monate später, als Kyrus in der Schlacht bei Kunaya sein Leben verlor.

Eine interessante Stelle passierte das Heer der vier Könige, als es die Nase durchquerte, in der etwas mehr als 1100 Jahre später der König Salomo eine große Stadt gründete, die Stadt Tadmor, d. h. die Palmenstadt, oder Palmyra, wie sie von den Griechen genannt wurde.

Als der Zug Damaskus passiert hatte, begann bald die blutige Arbeit des Krieges. Zu Aktharoth Karnaim, nicht weit von Edrei gelegen, wohnte zur damaligen Zeit ein Riesengeschlecht, die Kephaim. Der letzte Sproß dieses Stammes war der bekannte König Og zu Basan, den die Kinder Israhel unter Mose besiegten, noch ehe sie unter Josua über den Jordan gingen. Zum Andenken an die Größe dieses Geschlechts bewahrten später die Kinder Israhel das eiserne Bett Ogs auf. Es war neun Ellen (etwa 13 Fuß) lang und vier Ellen (sechs Fuß) breit. Og war der letzte Sproß seines Stammes, aber zu

Abrahams Zeit stand dieses Geschlecht noch in voller Blüte, und mit all ihren gewaltigen Kriegern traten sie den Königen aus dem Osten in den Weg. Sie wurden aufs Haupt geschlagen, und wenn sie auch nicht völlig aufgerieben wurden, so waren sie doch so geschwächt, daß sie Kedorlaomor den Weg freigeben mußten und ihm tributpflichtig wurden.

Weiter zog Kedorlaomor in das Land, in dem hernach die Ammoniter wohnten. Zu jener Zeit aber wohnte dort ein anderes Riesengeschlecht, die Sufim oder Samsumim, wie sie von den Kindern Ammon genannt wurden. Die waren auch ein großes, starkes und hohes Volk von ähnlicher Statur wie die Kinder Enaks, zu denen der Riese Goliath gehörte. Auch die Sufim waren nicht imstande, dem begonnenen Siegeslauf Kedor-Laomors Einhalt zu gebieten.

Ein drittes Riesenvolk warf sich den Eroberern in den Weg, die Emim zu Kiriat-haim im Lande, das später die Moabiter bewohnten. Aber es erging ihnen, wie es den Rephaim und den Samsumim vor ihnen ergangen war. Unaufhaltsam stürmte Kedorlaomor weiter. Die Horiter auf dem Gebirge Seir bekamen zunächst keine Gewalt zu fühlen. Darauf die Bewohner von Elath. Hier hielten die Eroberer inne. Nun wandten sie sich wieder nach Norden. Zunächst schlugen sie das ganze Land, das später von den Amalekitern, einem Volk, das von Esau abstammte, bewohnt wurde, bis sie nach Kades kamen.

Sie kamen an den Born Mispat, das ist Kades, schreibt Mose. Welche Erinnerungen mögen vor seiner Seele aufgestiegen sein, als er diese Worte niederschrieb! Zweimal hatte das Volk Israel auf seiner Wüstenwanderung zu Kades sein Lager, und beidemal hatte das Volk sich veründigt an dem Herrn. Von Kades aus hatte Moses die ersten Kundschafter nach Kanaan gesandt. Und bei ihrer Rückkehr und ihrem Bericht über die Stärke der Bewohner des Landes hatte die Gemeinde aufgeschrien, gemurrt und die ganze Nacht geweint. Sie verzweifelten an ihrem Gott trotz der ermunternden Worte Josuas und Kaleb's. Als aber Gott die Strafe ankündigte, daß nun keiner von ihnen das gelobte Land sehen, sondern sie alle auf vierzigjähriger Wanderung in der Wüste sterben sollten, wollten sie im Trotz durch eigene Kraft ins Land einbrechen, erlitten aber eine schwere Niederlage.

38 Jahre waren sie darauf in der Wüste hin und her gezogen,

da kamen sie wieder nach Kades. Von den Erwachsenen, die das erste Mal hier mit gelagert hatten, waren nur wenige noch am Leben, die Leiber der übrigen waren in der Wüste verfallen. Eine neue Generation war herangewachsen. War diese besser als ihre Väter? Der Ort selbst, an dem sie lagen, war eine ernste Bußpredigt. Da stellte sich Wassermangel ein, und das Volk haderte wider Gott und wider Mose, so daß Mose selbst anfang zu zweifeln an der Gnade Gottes, ob Gottes Geduld über dieses halsstarrige Volk nicht erschöpft sei. Statt im Glauben dem Felsen zu gebieten, sein Wasser zu geben, lästerte er im Unglauben die Gnade, Geduld und Langmütigkeit Gottes: Hört, ihr Ungehorsamen, werden wir euch auch Wasser bringen aus diesem Fels?

Und nun traf Mose das Urteil Gottes: Du sollst dies Volk nicht ins Land Kanaan bringen. Der Traum seiner Kindheit, einst in das den Vätern verheißene Land einzuziehen; das Werk, dem er in seinem Mannesalter alle Kräfte seines Geistes gewidmet hatte; das Werk, wozu ihn Gott in vierzigjähriger Einsamkeit bei den Schafen in der Wüste vorbereitet, und wozu er ihn in dem brennenden Busch berufen; das Ziel, das, durch die Halsstarrigkeit des Volkes immer wieder hinausgeschoben, jetzt endlich in greifbare Nähe gerückt war, das war nun mit einem Schlage durch Moses eigene Schuld zernichtet! Mit welchen Gefühlen mag er diese Worte niedergeschrieben haben: Born Mispat, das ist Kades.

Die Lage dieser lieblichen Oase in der Wüste Zin, die von den Beduinen ängstlich geheim gehalten wird, ist Europäern erst seit etwa 33 Jahren bekannt. Allerdings hatte schon im Jahre 1842 Nev. S. Rowlands Kades entdeckt. Aber man hatte es wieder verloren, bis im Jahre 1881 Dr. Trumbull es wieder entdeckte.

Von Kades aus rückten die Eroberer ihrem eigentlichen Ziel immer näher. Sie schlugen die Amoriter, die zu Hazezon Thamar wohnten. Das ist die aus Davids Verfolgungszeit bekannte Gegend und Stadt Engeddi am Toten Meer. Und nun traten ihnen auch die fünf abtrünnigen Könige zur Schlacht entgegen. Als Schlachtfeld hatten sie das Tal Siddim gewählt, das ist der südliche Teil des Toten Meeres. Mit viel Klugheit hatten sie gerade diese Gegend ausgesucht, denn hier waren viele Tongruben, die Asphaltquellen. Noch heute steigt bei Erderschütterungen Asphalt vom Meeresgrund an die Oberfläche des Wassers. Ihr Plan lief darauf hinaus, daß die

mit der Gegend nicht so bis ins einzelne bekannten Feinde in die Tongruben fallen sollten. Aber es kam anders. Die verbündeten fünf Könige wurden geschlagen, und nun gerieten die Tongruben ihrem eigenen Heer zum Verderben. Nur mit Mühe retteten sich etliche, unter ihnen der König von Sodom, auf das gegenüber liegende Gebirge Moab. Die Städte waren schonungslos der Beutegier der babylonischen Eroberer preisgegeben.

Kedorlaomor hatte seinen Zweck erreicht. Die abtrünnigen Städte waren gezüchtigt. Beutebeladen machte er sich sogleich auf den Heimweg. Aber er sollte sich nicht lange seines Sieges freuen. Die Beute wurde ihm durch Abraham wieder entzogen. Nach so viel glänzenden Siegen erlitt er eine schmachvolle Niederlage, die überhaupt der Anfang vom Ende seiner Herrlichkeit wurde.

Abraham, der durch einen Entronnenen von dem Unglück in Kenntnis gesetzt wurde, das seinen Neffen Lot betroffen hatte, rüstete ohne Zaudern seine 318 im Hause gebornen Knechte, rief seine Verbündeten Mamre, Eškol und Aner herbei, und jagte den heimziehenden Babyloniern nach. Bei Dom holte er sie ein. Er vertraute auf Gott, tat aber doch auch was menschliche Klugheit gebot. Geschickt verteilte er seine Leute so, daß den Feinden nur der eine Weg nach vorne offen blieb. Sätte er ihnen gestattet, sich zu zerstreuen, hätten leicht die zerstreuten Haufen bei Tagesanbruch ihn selbst umzingeln können. Vom Dunkel der Nacht gedeckt griff er sie an. Hinter sich, zur Rechten und zur Linken hörten die Feinde das Kampfgetümmel und in panischem Schrecken jagten sie davon, und ließen in ihrer hastigen Flucht die Gefangenen und die Beute zurück. Den Gebirgs- paß hinauf jagt sie Abraham und auf der andern Seite wieder hinter unter und gönnt ihnen keine Ruhe, bis er sie etliche Meilen hinter Damaskus in die Nähe von Hoba getrieben hatte. Die Lage von Hoba läßt sich nicht genau bestimmen, nur daß es links d. h. nördlich von Damaskus lag. Zur Bestimmung der Himmelsrichtung wandten sich die Juden mit dem Gesicht nach Osten. Als Befreier und Schirmherr des ihm verheißenen Landes kehrte Abraham heim.

Das ist in kurzen Umrissen der große Feldzug, von dem uns 1. Mose 14 erzählt. Der Unglaube hat sich je und je an dieser Erzählung gestoßen. Daß die Ungläubigen behaupten, es sei unmöglich, daß Abraham mit einem so geringen Heer von nicht viel über 300 Mann die vereinigten Heere von vier mächtigen Königen habe schla-

gen können, braucht uns nicht weiter anzufechten. Ist es doch Gott ein Geringes, durch viel oder wenig helfen. Brauchen wir doch auch nur an eine andere Schar von 300 zu erinnern, auf deren heldenmütigen, tagelang erfolgreichen Kampf gegen ein an Zahl tausendfach überlegenes Heer auch die ungläubige Weltgeschichte mit Stolz hinweist: Leonidas in den Thermopylen.

Der Unglaube hat ferner behauptet, es sei für jene Zeit ganz undenkbar, daß Könige von Babylonien einen so gewaltigen Kriegszug bis an das Mittelmeer ausführen konnten. Aber warum soll das unmöglich sein? Doch wird dieser Einwurf heute kaum mehr erhoben, nachdem es sich herausgestellt hat, daß schon viel früher derartige Unternehmen ausgeführt wurden. Sie gestatten, daß ich Ihnen einen Teil einer Inschrift von einem Könige vorlese, der lange Zeit vor Abraham lebte, etliche behaupten gar, um das Jahr 4000. Der König hieß Lugal = Zaggisi, und ein Teil seiner Inschrift lautet: „Als Bel, der Herr der Erde, dem Lugal = Zaggisi das Königreich der Welt gegeben hatte; ehe die Welt ihm Erfolg gab, Länder unter seine Gewalt gegeben hatte: vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Untergang unterwarf er sie; von dem unteren Meer, dem Tigris und Euphrat, bis zu dem oberen Meer machte er sich eine ebene Bahn. Von Sonnenaufgang bis zum Untergang gab es ihm Bel, der Herr über alles, in seine Hände; und die Länder leben im Frieden.“

Diese Inschrift liegt auf der Universität von Pennsylvania. Was aber so den Urkunden gemäß schon vor Abraham wirklich ausgeführt wurde, sollte das zu Abrahams Zeit nicht möglich gewesen sein? Mose wußte besser in der alten Geschichte Bescheid als die modernen Kritiker mit all ihrer Gelehrsamkeit.

Ein weiterer Einwurf, der von den Ungläubigen gegen die Wahrheit von 1. Mose 14 erhoben wurde, war der: In diesem Kapitel wird offenbar die Oberhoheit Elams vorausgesetzt. Kedorlaomor erhält den Tribut; er ist der Führer, die andern Könige befanden sich in seinem Gefolge als seine Vasallen. Das sei ungeschichtlich. Nirgends finde sich eine Spur von solcher Vorherrschaft Elams. So schrieb Knobel noch im Jahre 1860.

Eine einzige von den Inschriften, die man inzwischen aufgefunden hat, genügt, diesen Einwurf in alle Winde zu zerstreuen. Auf der Universität von Pennsylvania befindet sich ein kleines Bild der Mondgöttin Ishtar nebst einer Inschrift, die die interessante Ge-

schichte dieses kleinen Bildes erzählt. Assurbanipal, der 625—669 vor Christo regierte, berichtet, daß er es in der Stadt Susa gefunden und von da an seinen ursprünglichen Ort im Tempel zu Erach zurückgebracht habe. Wie war es nach Susa gekommen? 1635 Jahre vor Assurbanipal hatten elamitische Eroberer es als Beute mit fortgeschleppt. Das brächte uns etwa auf das Jahr 2300 vor Christo, ungefähr 200 Jahre vor Abrahams Zeit. Damals hatten die Elamiten die Oberherrschaft über Babylonien erlangt.

Im Museum zu Konstantinopel befindet sich eine kleine Motivtafel aus Marmorstein, etwa zwei Zoll im Quadrat und $\frac{1}{2}$ Zoll dick, die ein ähnliches Schicksal hatte wie das eben erwähnte Bildnis. Auf der einen Seite trägt sie die Inschrift: „Der Göttin Nina, seiner Herrin für das Leben Dungi, des mächtigen Helden, Königs von Ur“. Auf der Rückseite stehen die Worte: „Kuri-Galzu, König von Kardunias, eroberte den Palaß von Schascha (d. i. Schloß Susa, Buch Esther) in Elam, und widmet ihn der Göttin Beltis, seiner Herrin für sein Leben.“ Dungi, dessen Datum auf 2650 v. Chr. angegeben wird, hatte diesen Stein seiner Göttin Nina gewidmet. Dann war er in der elamitischen Eroberung nach Susa geschleppt. Von dort hatte ihn Kuri-Galzu etwa 1250 v. Chr. nach Niederwerfung der Elamiten zurückgebracht und der Göttin Beltis geweiht.

So lassen die Inschriften keinen Zweifel, daß Elam etliche Jahre vor Abraham eine Vormachtstellung in Babylonien gewonnen hatte, eben wie 1. Mose 14 zur Voraussetzung hat. Aber die Inschriften haben uns noch mehr zu erzählen über die vier Könige.

Die Hauptperson ist offenbar Kedorlaomor, König von Elam. Sein Name ist echt elamitisch. Der erste Teil Kudur, d. h. Diener, findet sich in vielen elamitischen Namen, z. B. K.-Mabug, K.-Machundi. Der zweite Teil, Lagamar, ist der Name einer Göttin. Man hatte allerdings den Namen Kedorlaomor lange Zeit in den Inschriften nicht gefunden, bis im Jahre 1892 Pinches ihn im Britischen Museum auf drei Tafeln entdeckte. Eine dieser Tafeln lautet: „Die Götter in ihrem treuen Rat sprachen zu Kudur-Lagamar, König des Landes Elam: Ziehe hinab. Was ihnen gut deuchte tat er und übte seine Herrschaft aus in Babel, der Stadt Marduk, des Königs der Götter.“ Eine andere Tafel lautet: „Wer ist Kudur-Lagamar, ein Bringer des Unheils? Er hat auch die Umman-Manda versammelt und hat in Trümmer gelegt.“

Kedorlaomor gehörte zu einem eroberungslustigen Volk. Etwa um das Jahr 2300 brach vom Nordosten her eine mongolische Invasion über die westlichen Teile Asiens herein. Wie einige meinen, teilten sich die Gorden in zwei Ströme, von denen der eine den nördlichen Tigris und Euphrat überschritt, das Mittelmeer erreichte, ja in Megypten einen Einfall machte und hier die bekannte Hyksos-Dynastie gründete. Von andern Forschern jedoch wird dieser Teil des Berichts bestritten. Der zweite Strom jedoch wandte sich südlich den Tigris hinab und zog durch Persien nach der südlichen Provinz dieses Landes Elam. Von hier ging es weiter nach Babylonien. Der Führer der Elamiten, die in Babylonien einfielen, war Kudur-Nachundi. Selbstverständlich wurde Babylonien nicht mit einem Schläge unterworfen, sondern die Eroberer dehnten, nachdem sie Fuß gefaßt hatten, ihre Herrschaft allmählich immer weiter aus, bis Arioch, einer der Nachkommen Kudur-Nachundi auch Ur in Chaldäa unter seiner Botmäßigkeit hatte. Wir können uns lebhaft vorstellen, wie zahlreiche Bewohner Babyloniens und Chaldäas vor den Eroberern wichen, um sich anderwärts eine neue Heimat zu suchen. Von Ur in Chaldäa zogen viele nach Haran, oder Carrhä, in Mesopotamien. Zu Ur wurde besonders der Götzendienst der Mondgöttin Ishtar getrieben. Diesen verpflanzten die Flüchtlinge auch nach Haran. Damals erhielt auch Abraham von Gott Befehl, in das Land der Verheißung zu ziehen. Bis Haran zog auch sein Vater Tharah mit, aber weiter konnte er sich nicht entschließen, dem göttlichen Befehl zu gehorchen. Er diente eben auch fremden Göttern. Der Ishtar besonders. Und Abraham mußte sich nicht nur von seiner Freundschaft, sondern auch von seines Vaters Hause trennen.

Zu diesen elamitischen Eroberern gehörte Kedorlaomor. Daß auch er noch recht eroberungslustig war, zeigte er recht deutlich bei Gelegenheit der Strafexpedition gegen Sodom und Gomorra. Er begnügte sich ja nicht damit, die abtrünnigen Städte zu züchtigen und wieder unter seine Botmäßigkeit zu bringen, sondern er benutzte die Gelegenheit, wie wir gesehen haben, zu einem gewaltigen Eroberungszuge. Es war aber auch sein letzter, und überhaupt das Ende der elamitischen Herrlichkeit. Von der Niederlage, die ihm Abraham beigebracht, hat er sich nie wieder erholt. Vielmehr benutzte sein Vasall Amraphel die günstige Gelegenheit, sich wider den geschwächten Oberherrn zu empören. Zwar wäre es Kedorlaomor beinahe noch

gelungen, der Empörung Herr zu werden — wäre doch Amraphel selbst beinahe in seine Gefangenschaft geraten — aber seine Kraft reichte doch nicht aus. Er wurde vom Throne gestürzt, und die elamitische Herrschaft in Babylonien hatte ein Ende.

Sein Sturz bedeutete selbstverständlich auch den Sturz seines elamitischen Vasallenkönigs Urioch. Von diesem Urioch hat man schon lange Inschriften gekannt, nur wußte man nicht, daß sie von ihm handelten. Man las nämlich seinen Namen Rim-Sin. So verschieden diese beiden Namen, Rim-Sin und Urioch oder Uriaqu auch zu sein scheinen, so sind sie doch in Wirklichkeit identisch, nur daß Rim-Sin semitisch, Uriaqu elamitisch ist. Der Name bedeutet Diener der Mondgöttin. Es verhält sich mit diesen beiden Namen etwa so, als wenn ein Deutscher Herr Schwarz bei seiner Ankunft in diesem Lande seinen Namen in Mr. Black umändert, oder ein Herr Zimmermann sich Mr. Carpenter nennt. Außerdem ist auch noch dies zu bedenken, daß in vielen Inschriften die Namen nicht voll ausbuchstabiert sind, sondern daß ein einzelnes Zeichen oft für eine Silbe oder ein ganzes Wort steht, und daß in verschiedenen Sprachen dieselben Zeichen gebraucht wurden; aber verschieden ausgesprochen wurden. So schreiben ja auch wir unsre Zahlen für gewöhnlich nicht voll aus, sondern bezeichnen sie durch Ziffern. Finden wir die betreffenden Zeichen in einem deutschen Buch, so lesen wir sie eins, zwei, drei, u. s. w.; finden wir dagegen dieselben Zeichen in einem englischen Buch, so lesen wir sie one, two, three, etc. So können auch in jenen Inschriften dieselben Zeichen entweder Rim-Sin oder Uriaqu gelesen werden. — Außerdem war dieser Urioch anscheinend nur ein Halbblut-Elamit. Sein Vater war Elamit, Kudur-Mabug; seine Mutter aber scheint eine Prinzessin aus Ur in Chaldäa gewesen zu sein. Sie hieß Rim-Namar.

Dieser Urioch war ein direkter Nachkomme, der Urenkel jenes großen elamitischen Eroberers Kudur-Nachundi. Sein Vater war Kudur-Mabug; dessen Vater hieß Simti-Schilchak, und der war ein Sohn Kudur-Nachundis. Wie Urioch mit Redorlaomor verwandt war, läßt sich nicht genau bestimmen; wahrscheinlich waren Kudur-Mabug und Redorlaomor Brüder, so daß Urioch Redorlaomors Nefte war.

Urioch regierte gleichzeitig mit seinem Vater. Während Kudur-Mabug unter Redorlaomor über Emutbal, den östlichen Teil von

Elam gesetzt war, führte Arioch den Titel, „König von Sumer und Akkad.“ Das ist eine Bezeichnung für ganz Babylonien. Er war also zeitweilig offenbar Oberherr auch über Amraphel, König von Sinear. Eine Inschrift besagt, daß sein Sohn Dur = Sir = Ilani zusammen mit Tudehula, das ist wahrscheinlich Tideal, Babel gestürmt und geblühdert hat. Sein Vater Kudur = Mubug dagegen führt auch den Titel „Mdda Martu“ d. h. Vater oder Fürst des Landes der Amoriter, die Syrien und Palästina bewohnten.

Aus der Tätigkeit dieses Arioch wird besonders hervorgehoben: seine Tempelbauten, die Einweihungsfeiern und seine Gebete für sich und seinen Vater.

Ueber Tideal, König der Heiden, wissen wir aus den Inschriften nicht viel. Eine Inschrift, die ihn in Verbindung mit einem Feldzug gegen Babel nennt, habe ich bereits erwähnt. Man weiß auch nicht, wer die Heiden sind, über die er regierte. Heiden heißt auf Hebräisch Gogim. Etliche meinen nun, daß sei eine korrumpierte Form von Gutim. Andere wieder wollen die Heiden mit den Horden der Umman = Manda identifizieren, die in einer Inschrift Kedor-laomors erwähnt werden.

Desto mehr weiß man von Amraphel. Das ist, wie jetzt immer mehr anerkannt wird, niemand anders als der große Samsurabi, der die Elamiter verdrängte und der Begründer einer neuen einheimischen Dynastie wurde. Noch vor etwas über 40 Jahre schrieb G. Rawlinson (Sieben große Monarchien. 2. Aufl.): „Die Ereignisse, die zum Sturz der elamitischen Dynastie führten und die einheimische Linie wieder auf den Thron setzten, werden von keinem Geschichtsschreiber berichtet. Und die Denkmäler haben bisher auch noch kein Licht auf diese Periode geworfen.“ Heute steht die Sache günstiger.

Amraphel hatte allerdings einen Vasallenthron ererbt. Sein Großvater Apil = Sin war von Kudur-Machundi unterworfen worden; und auch sein Vater Sin = Muballat war ein Vasall der Elamiter gewesen. Und Amraphel selbst hat 30 Jahre lang unter elamitischer Oberherrschaft gestanden. Bald aber nach jener Niederlage Kedor-laomors, die ihm Abraham beigebracht hatte, empörte sich Amraphel. Und obwohl er dabei fast in Gefangenschaft geraten wäre, gelang es ihm doch, das fremde Joch abzuschütteln. Ich weise hier nur noch auf einen Brief Amraphels hin, den D. Scheil im Sommer 1897

im Museum zu Konstantinopel fand. In diesem Briefe bedankt sich Amraphel bei einem seiner Vasallen für die Tapferkeit, die er „am Tage der Niederlage Nedorlaomors bewiesen habe“.

Die Kenntnis dieser inneren Wirren und Revolutionen in Babel gibt dem Bibelforscher ein willkommenes Licht auf ein Wort in 1. Mose 15 und zugleich eine Stärkung im Glauben an die Weltregierung Gottes. Bald nachdem Abraham von der Schlacht heimgekehrt war, erschien ihm der Herr und sprach: „Fürchte dich nicht, Abraham, ich bin dein Schild und dein sehr großer Lohn“. Auf dem Zuge gegen die fremden Könige hatte Abraham keine Furcht gezeigt. Da hatte er nur den einen Gedanken an die Rettung seines Neffen Lot; an sich selbst und seine eigene Sicherheit dachte er nicht. Nun er aber wieder daheim war, beunruhigte ihn doch manchmal der Gedanke: Wie, wenn die Könige sich zu einem Machezuge gegen dich rüsten und dich plötzlich und unversehens überfallen! Dagegen tröstete ihn Gott: Fürchte dich nicht, ich bin dein Schild. Gott sorgte dafür, daß Nedorlaomor im eignen Lande alle Hände voll zu tun kriegte. Gott wußte, was Abraham noch nicht wußte, daß jene Könige sich jetzt unter einander bekriegten und keine Zeit hatten, an einen Machezug gegen Abraham zu denken.

Dieser Amraphel oder Hammurabi ist einer der bedeutendsten Könige in der Weltgeschichte. Er war nicht nur mächtig im Kriege, sondern zeigte sich auch in seiner langen Regierung — im 31. Jahr seines Königreichs vertrieb er den Erbfeind, die Elamiten aus dem Lande und regierte darnach über das vereinigte Babylonien noch 25 Jahre, also im ganzen 55 Jahre — als ein Fürst, der die friedlichen Interessen seines Landes zu fördern wußte. Man besitzt jetzt eine ausgedehnte Korrespondenz Hammurabis an seinen Statthalter in Larfa, Sin = Ndinam, die einen genauen Einblick in die Verhältnisse des Landes gewährt. Wichtig für Babylonien ist das ausgedehnte Netz von Irrigationskanälen. Mit diesen Bewässerungskanälen, ihrer Instandhaltung, den Fischereierechtsamen längs denselben und vielen andern Dingen beschäftigt sich ein großer Teil dieser Briefe. Hammurabi kümmerte sich aber nicht nur um die wichtigen Angelegenheiten seines Reiches, er nahm auch Einblick in die geringsten Einzelheiten der Verwaltung. Er revidierte gerichtliche Prozesse, ordnete die Rückgabe von widerrechtlich genommenem Eigentum an; entschied auch persönlich Rechtshändel, einmal zu Gunsten

eines Privatmannes gegen einen königlichen Statthalter. Er gab Anordnung über Bäume, die gefällt werden sollten und dergleichen mehr.

Auch um den Kalender kümmerte er sich. Die Babylonier hatten das Mondjahr, das sich mit dem Sonnenjahr nicht deckt. Etwa alle drei Jahre mußte zum Ausgleich ein Monat eingeschoben werden. Wenn das geschah, war der König sehr darauf bedacht, daß er seine Einkünfte auch richtig erhielt. So sollte in einem Jahr nach dem Monat Elul nicht gleich der Monat Tisri folgen, sondern ein Schaltmonat, Elul II, eingeschoben werden. Da schrieb Hammurabi an seinen Statthalter Sin - Zdninam: „Statt daß der Tribut am 25. Tage des Monats Tisri in Babel ankommt, soll er am 25. Tage des Monats Elul II ankommen“.

Man besitzt von Hammurabi eine ausgedehnte Korrespondenz. Aber wir würden uns irren, wenn wir die Beförderung von Postfachen für ein Vorrecht privilegierter Personen hielten. Es gab ein hochentwickeltes Postwesen in jener Zeit. Auch der Zweig der Post, der bei uns noch nicht viel über ein Jahr alt ist, die Paketpost, war damals schon weit ausgebildet. Man besitzt eine ganze Anzahl von Gepäckmarken, shipping tags, kleine durchlöcherne Tonstückchen, durch die eine Schnur zur Befestigung gezogen wurde. Ehe man die Keilschrift entziffert hatte, hielt man diese Marken für Amulette. Wie wohl organisiert das Postwesen gewesen sein muß, zeigt recht deutlich der Umstand, daß oft in ganz geringfügigen Angelegenheiten geschrieben wurde, gerade wie heute. So z. B. teilt eine Frau ihrem Mann, der auf Reisen ist, mit, daß die Kleinen wohl auf sind, und fragt dann in einer Kleinigkeit um Rat. Ein Sohn schreibt seinem Vater, daß jemand ihn beleidigt habe und er den Wicht hauen werde, aber erst seines Vaters Rat haben möchte. Ein anderer Sohn, offenbar ein Student, mahnt seinen Vater, ihm Geld zu schicken, und erlaubt sich dabei die naseweise Bemerkung, daß er dann wieder besser für seinen Vater beten könne. Ein anderer Sohn teilt seinem Vater mit, daß er in Dur - Sin sei und dort kein genießbares Fleisch bekommen könne. Er schickt zweidrittel Sefel und bittet um Zusendung eines anständigen Gerichtes Fische. Sie gestatten, daß ich Ihnen einen Brief aus jener Zeit vorlese, der anscheinend ein Liebesbrief ist an eine gewisse Bibeä. „An Bibeä so sagt Gimil - Marduk: Mögen die Götter Samas und Marduk dir langes Leben verleihen um

meinetwillen. Ich schreibe, um mich nach deinem Befinden zu erkundigen. Sage mir, wie es dir geht. Ich bin in Babel gewesen, aber ich habe dich nicht gesehen. Ich war sehr enttäuscht. Teile mir den Grund deiner Abreise mit, damit ich beruhigt werde. Komm im Monat Marchesvan. Bleib gesund um meinetwillen“.

Gerade wie wir unsre Briefe in einen Umschlag stecken, so geschah es damals auch. Die Briefe wurden auf Tontäfelchen geschrieben; wenn diese trocken waren, wurden sie mit einer dünnen Tonschicht umgeben. Diese trugen die Adresse und wurden mit dem Siegel des Absenders versehen, oder statt dessen auch wohl mit Fingerringen abgedrückt. Einige Briefe, die unmittelbar vor der Eroberung der Stadt aufgegeben waren und nicht mehr befördert wurden, sind bis auf die heutige Zeit erhalten. Prof. Hilprecht erzählt von einem solchen, $3\frac{1}{4}$ Zoll lang, $2\frac{1}{4}$ Zoll breit und $1\frac{3}{4}$ Zoll dick, der auf seinen sechs Seiten elf mal das Siegel des Absenders trägt. Die Adresse lautet einfach: „An Luschtamar“.

Als Vöner einer Hochschule würde es Sie gewiß besonders interessieren, etwas aus dem Schulwesen jener Zeit zu erfahren. Es sind noch viele Schülerarbeiten vorhanden. Man hat eine Schule und ihren „Papiertorb“, eine Eke voll beschriebener Täfelchen gefunden, die die ersten Schreibübungen darstellen. Einige sind mit den einfachsten Zeichen in sauberer Schrift versehen, offenbar Vorlagen, andere dagegen mit solch ungeschickten Zügen, wie sie eben Anfänger ausführen. Nachdem die Anfangsgründe einigermaßen bewältigt waren, kamen schwierigere Aufgaben. Da finden sich Tafeln voll Wörter, die alle mit einer bestimmten Silbe anfangen, z. B. au-ni-si, au-ni-su, au-ni-um etc., oder ba-a, ba-nus, ba-ba-nus, ba-ni, ba-ni-ni, ba-ni-a etc., oder schon etwas schwieriger za-au-tur, za-au-tur-tur, za-au-ka, za-au-ka-ka, za-au-ka-a, za-au-ka-nus. Prof. Hilprecht berichtet von einer Tafel mit fünf Wörtern, unter denen vier falsch geschrieben waren. Es wäre gewiß interessant zu erfahren, welche Mittel die damalige Pädagogik anwandte, um solchen offenkundigen Leichtsinns zu kurieren. Aber davon schweigt die Geschichte.

Man hat in einer solchen Schule auch viele vier-, fünf- und sechs-kantige Tonprismen gefunden, die wörterbuchartig angelegt waren. Etliche waren mit einem Loch versehen, das sich durch die Länge zog, als ob sie um eine Achse drehbar aufgestellt gewesen wären. Da

die Babylonier als hervorragende Astronomen bekannt sind, wundert es uns nicht, daß auch die Mathematik bei ihnen in Blüte stand. Man hat Multiplikationstabellen gefunden bis 1350. Die Ausföhrung ist regelmäÙig derart, daß sie die Multiplikation von 1 bis 20 vollständig bietet und darnach nur die Zehner bis 50. Unfehlbar waren hierin die Babylonier allerdings auch nicht. Auf einer Tabelle von 18 heißt es: 18 mal 50 = 1080. Das aber ist das Produkt von 18 mal 60.

Was den Hammurabi besonders berühmt gemacht hat, ist seine großartige Gesetzesammlung. Man hatte schon länger vermutet, daß eine solche existiere, aber wirklich aufgefunden wurde sie im Dezember 1901 und Januar 1902 von dem französischen Forscher de Morgan. Sie ist auf eine etwa sieben Fuß hohe Steinsäule eingemeißelt. Sie fixiert das bürgerliche Recht in allen seinen Zweigen. Es würde zu weit führen, auf Einzelheiten einzugehen, nur auf eins sei kurz hingewiesen. Sie kennen die Geschichte von Abraham und seiner ägyptischen Magd Hagar. Als sich die Verheißung verzog, wurde Sarah schwach im Glauben und gab Abraham ihre Magd Hagar zum Weibe. Hagar wurde darüber stolz und wollte sich unter Sarah nicht demütigen und lief fort, wurde aber von einem Engel zurückgeschickt. Als dann nach Isaaks Geburt Ismael ein Spötter war, verlangte Sarah die Austreibung der Magd; und auf Gottes Befehl gehorchte Abraham. Diese Geschichte ist in allen Einzelheiten genau den Gesetzen entsprechend, wie sie in Hammurabis Reich galten, ausgenommen die endliche Ausstoßung der Magd, die war gegen Hammurabis Gesetz, aber von Gott so geordnet, um die Ausstoßung aller Gesetzesmenschen aus dem himmlischen Vaterhause abzubilden.

So geben uns die Inschriften ein recht anschauliches Bild von der Weltgeschichte in den Tagen Abrahams, ein Bild, in das das 14. Kapitel der Genesis vollkommen hinein paßt. Noch vor 45 Jahren, 1869, erklärte ein gewisser Prof. Köhdeke, damals Professor der Theologie in Kiel, daß der ungeschichtliche Charakter von 1. Mose 14 endgültig bewiesen sei. Heute läßt sich schon lange der geschichtliche Hintergrund, ja eine genaue Bekanntschaft mit altbabylonischer Geschichte in Gen. 14 nicht mehr leugnen. Elam hatte die Vorherrschaft, gerade wie Gen. 14 voraus setzt; Elam beanspruchte Suveränität über Palästina, gerade wie Gen. 14 behauptet. Es trägt sehr zur Erhöhung des geschichtlichen Charakters von Gen. 14 bei, daß wir aus

den Inschriften den Grund des Bündnisses wenigstens dreier von jenen vier Königen erfahren: Amraphel war ein Vasall der Elamiten, Arioch war ein Verwandter von Kedorlaomor. Auffällig war in Gen. 14, 1, daß zwar Kedorlaomor als der Führer jenes Heereszuges und Oberherr hingestellt wird, aber doch nicht sein, sondern Amraphels Name an der Spitze steht. Bedenkt man aber, daß zu Moses Zeit, der über 400 Jahre nach diesen Ereignissen schrieb, das Reich Kedorlaomors längst gestürzt war, aber das von Amraphel gegründete in voller Blüte stand, so ist klar genug, warum Amraphels Name zuerst genannt wird.

Geben nun die Gegner die Geschichtlichkeit von 1. Mose 14 zu? Keineswegs. Den geschichtlichen Hintergrund können sie nicht leugnen, aber, sagt Prof. Geo. Adam Smith, „wir strengen uns umsonst an, um irgend eine Spur von den hebräischen Patriarchen zu finden; wir lauschen umsonst, um ihre Namen zu hören.“ Und um den Schein zu wahren, hat ein gewisser Professor, leider ein Namensvetter von mir, Prof. Ed. Meyer, 1884 die lächerliche Behauptung aufgestellt, während der babylonischen Gefangenschaft habe irgend ein jüdischer Gelehrter in der Tempelbibliothek zu Babel einen Bericht von Kedorlaomors Feldzug gefunden, er habe Abraham und Lot damit in Verbindung gebracht und so den Roman von Gen. 14 zusammengestellt. Und das wird von den Leuten nachgebetet. So schreibt die International Encyclopedia: „Das Kapitel als Ganzes wird allgemein von der Schule moderner Bibelfritiker den spätesten Midraschim zugerechnet und nicht für gänzlich geschichtlich gehalten.“

Lieber also als seinen Unglauben aufzugeben, lieber als wenigstens die geschichtliche Treue der Schrift anzuerkennen, lieber macht man sich lächerlich. Ja, man ruft uns wohl grollend zu: „Damit daß ihr die Geschichtlichkeit eines Kapitels nachweist, habt ihr noch nicht die Inspiration der Schrift bewiesen“. Das wollen wir auch gar nicht. Die Inspiration der Heiligen Schrift ist nicht ein Lehrsatz, den wir dokumentarisch zu beweisen suchen. Sie ist ein Glaubensartikel. Doch freuen wir uns über jede außerbiblische Bestätigung der biblischen Erzählung, weil dadurch dem Unglauben jede Entschuldigung genommen wird.

G a n s M e y e r.

Der Besitz der Wahrheit.

Auf das deutliche und lockende Zeugnis Jesu von dem Zwecke seines Kommens in die Welt entgegnete Pilatus mit der Frage: Was ist Wahrheit? Das war nicht Anfrage eines Lernbegierigen Menschen, denn er wartete ja keine Antwort ab. Vielmehr hat man ihn von jeher richtig so verstanden, daß er als ein Repräsentant der defakenten griechisch-römischen Kultur der allgemeinen Ueberzeugung Ausdruck gibt, im Bereiche des menschlichen Erkenntnisvermögens gebe es nichts, was man als objektive Wahrheit bezeichnen könne, als Wahrheit, die da besteht, ob jemand sie wahrnimmt oder nicht, leugnet oder anerkennt. So zog man damals das Fazit aus dem Widerstreit der verschiedenen Philosophenschulen, deren jede das letzte Wort über die Wahrheit ausgesprochen haben wollte und doch nicht imstande war, ebenbürtigen Gegnern die Anerkennung abzunötigen. Pilatus steht demnach vor uns als Zeuge des gänzlichen Zusammenbruchs aller Weltweisheit jener Zeit. Obwohl er kein selbständiger Denker, vielleicht nicht einmal ein gründlich geschulter Mann gewesen ist, gibt er zu erkennen, daß man damals allgemein zu der Ansicht gekommen war, die höchsten und wichtigsten Probleme der Wissenschaft könne man überhaupt nie lösen, und alles, was die Denker der verflossenen Jahrhunderte darüber zutage gefördert hätten, dürfe als rein subjektive Auffassung keinen Anspruch auf objektive Gültigkeit erheben. Darin hatte er ja vollständig Recht, und wenn auch Paulus Kol. 2, 8 unter der Philosophie, die er als leeren Betrug kennzeichnet, wahrscheinlich nicht heidnische Weltweisheit verstand, sondern die religiöse Spekulation der judaistischen Verföhler, so paßt seine Bezeichnung vortrefflich auf alle menschliche Philosophie: Sie ist leerer Betrug, ein Gewirr subjektiver Aufstellungen, denen keine objektive Wahrheit zu grunde liegt. Daran ändert die Zuversichtlichkeit nichts, mit der die Philosophen ihre Ansichten in die Welt setzen. Ein Philosoph ist des andern Richter und führt siegreich den Nachweis, daß alle Vorgänger sich gründlich geirrt haben.

Die moderne Welt steht den Leistungen ihrer Weisen anders gegenüber, als Pilatus der antiken Philosophie. Sie läßt sich von den Wissenschaftlern eine farbige Brille nach der andern aufsetzen, freut sich jedesmal kindlich naiv über das neue Bild, das ihr vorge-

zaubert wird, und kommt über all der Freude gar nicht zu dem Bewußtsein, daß die moderne Wissenschaft auch nicht eine Spur objektiver, greifbarer Wahrheit ans Licht gebracht hat, sondern im Wirbel subjektivistischer Ansichten ein Blendwerk nach dem andern vorführt. Dagegen erhebt die Welt hämisch den Christen gegenüber die Beschuldigung, der Widerstreit der Meinungen unter ihren Theologen, der sie in unzählige Parteien zerpalten habe, müsse als Beweis für die Unzulänglichkeit der christlichen Religion gelten. Wer kann wissen, was Wahrheit ist — so hört man die Kinder dieser Welt sagen —, wenn die Christen, die sich des Besitzes der Wahrheit rühmen, untereinander nicht über den Inhalt des Wahrheitsbesitzes einig werden können? Man macht also hier denselben Schluß wie die Zeitgenossen des Pilatus: Weil eine solche Verschiedenheit der Ansichten unter den Bekennern des Christentums herrscht, gebe es überhaupt in dem, was als christlicher Glaube bezeichnet wird, keine zuverlässige Wahrheit, sondern es beruhe da alles auf rein subjektiven Anschauungen.

Man muß den Ungläubigen zugestehen, daß sie für dieses Urteil scheinbar guten Grund haben. Es bleibt ihnen ja verborgen, wie es in den Herzen der Christen mit der Wahrheitserkenntnis und ihrer Begründung aussieht. Sie hören nur das anmaßende Gerede der sogenannten theologischen Wissenschaft und nehmen dies Gerede für den Ausdruck christlicher Ueberzeugung. Nun ist aber die moderne Theologie ganz und gar durchzogen und wird getragen von dem Gedanken, daß alle Darstellung christlicher Wahrheit die subjektive Auffassung des Einzelnen wiederpiegele und darum nicht auf objektive Gültigkeit Anspruch machen könne. Die Heilige Schrift hat man als Quelle der Wahrheit preisgegeben. Sie bietet nicht objektive Wahrheit, die der Mensch auffassen und annehmen soll, sondern ihre einzelnen Bücher bringen zum Ausdruck, wie sich die Auffassung der Wahrheit in den Köpfen ihrer Verfasser gestaltet habe. Für die moderne Theologie gehört die Annahme eines objektiven Maßstabes für religiöse Wahrheit zu den überwundenen Irrtümern einer vergangenen Zeit. Ihr gilt jeder als rückständig, der noch an der unverbrüchlichen, göttlichen Autorität der Schrift festhält. Und weil sie dabei zugleich den Anspruch erhebt, als rechte Wegweiserin für alle Christen zu gelten, so kann man es einem Unchristen nicht sehr verdenken, wenn er das Christentum überhaupt für etwas Subjektives hält, für

eine Leistung des menschlichen Geistes, dem Ursprung und inneren Werte nach nicht verschieden von andern sogenannten Religionen. Da nun die hohen Herren von der Wissenschaft ihre geistige Ausbildung in verschiedenen Philosophenschulen empfangen haben und jeder überdies bestrebt ist, etwas Neues zu liefern, kann es ja nicht ausbleiben, daß unter den Wortführern weder in Haupt- noch Nebenfragen Einigkeit herrsche, daß unter dem Banner derselben Wissenschaftlichkeit diametral entgegengesetzte Ansichten vorgetragen werden können, und daß es zum guten Tone gehört, jeden denken, reden und behaupten zu lassen, was ihm einfällt, ohne daß man ihn, wenn er's verdiente, mit moralischer Entrüstung in Schranken wiesse. Von diesem Uebereinkommen ist nur der ausgeschlossen, der noch an der objektiven Gültigkeit der göttlichen Offenbarung festhält und daher prinzipiell den Subjektivismus in der Theologie verwirft. Ergreift ein solcher öffentlich das Wort, so kennt man keine Schonung. Sicherer Wahrheitsbesitz, der seinen Grund in göttlicher Offenbarung hat, will man keinem Menschen zugestehen. Da also die wissenschaftliche Theologie unsrer Zeit sich selbst als eine solche gibt, die die Wahrheit sucht, aber nicht hat, so bleibt doch dem, der außerhalb der Kirche steht, nur die Annahme übrig, es sei auch für Christen unmöglich, die Wahrheit zu kennen und zu haben.

Durch Gottes Güte sind wir bisher in unsern Kreisen mit der subjektivistischen Theologie unsrer Zeit unverworren geblieben und fühlen uns daher gar nicht von dem Vorwurf getroffen, daß man nicht wissen könne, wie die Christen in theologischen Fragen stehen. Wir stehen im Gegenteil bereit, allen Zweiflern, allen Wankenden dienstreich beizuspringen, weil wir in dem Bewußtsein leben, daß wir die eine unumstößliche, göttliche Wahrheit besitzen. So erscheint es uns denn undenkbar, daß in den Kreisen der amerikanisch-lutherischen Kirche unter jetzigen Verhältnissen die Pilatusfrage mit Ernst erhoben werden könnte. Aber wir sollten uns doch nicht für schlecht hin gesichert halten. Die Quartalschrift hat bei ihren Besprechungen der verschiedenen Vereinigungsbestrebungen bereits darauf hingewiesen, daß im Verlaufe der Agitation für Aufhebung der Synodalunterschiede auch äußerst bedenkliche Anschauungen und Motive zutage getreten sind. Nicht die Anschauung freilich, als gebe es überhaupt keinen sicheren Wahrheitsbesitz. Unserm lutherischen Volke steht vielmehr von Jugend auf der Satz fest, daß die lutherische Kirche

mit ihrem Bekenntnisse allerdings festen Boden unter den Füßen hat, und weiß, daß sie die göttliche Wahrheit lehrt. Aber es konnte doch vorkommen, daß man das Bestreben, über flagrante Lehrdifferenzen hinweg zur Vereinigung bisher getrennter Körperschaften zu schreiten, damit motiviert hat, daß ein gewöhnlicher Christ über die betreffenden Lehrpunkte überhaupt nicht zu gewissen Erkenntnissen kommen könne, weil ja doch die Gelehrten einander nicht überzeugen könnten; der ganze Streit sei ein Professorenstreit, der das lutherische Volk nicht berühre. Was so unter den Norwegern öffentlich ausgesprochen werden durfte, mag vielfach auch sonst mehr oder weniger klar bewußte Anschauung sein: denn in unsern eigenen Kreisen wurde privatim hie und da als Ziel der Vereinigungsbestrebungen nicht die Verbindung oder Verschmelzung bekennniseiniger Synoden allein bezeichnet, sondern die Vereinigung aller derer, die sich überhaupt Lutheraner nennen. Wer so steht, will doch auch alle Lehrdifferenzen einfach beiseite setzen und erklärt sie für irrelevant. Darin liegt aber wiederum das Bekenntnis, daß man es für vergebliche Mühe hält, die Wahrheit objektiv festzustellen. Dieser wie aller Unionisterei ist es eigen, den Gedanken aufzugeben, daß man in Fundamentalfragen zu einer klaren, einheitlichen Erkenntnis komme; sie macht den Zweifel zum Bekenntnisprinzip.

Es muß uns sofort klar sein, daß derartige Erscheinungen hüben und drüben auf eine Zerrüttung hindeuten, die schließlich, wenn man ihr nicht steuern kann, zur Auflösung wenigstens des lutherischen Kirchenwesens führen muß. Einen solchen Keil kann man nirgends ansehen, ohne das ganze Lehrgebäude zu sprengen. Wird in einem wichtigen Lehrpunkte zugegeben, daß Feststellung der Wahrheit unmöglich sei, dann ist überhaupt in Frage gestellt, ob die Richtigkeit einer Lehre objektiv nachgewiesen werden könne. Denn niemand bürgt dafür, daß nicht an irgend einem Punkte irgend einer Lehre ein Disput einsetzen könne, und wenn nur die streitenden Parteien hartnäckig auf ihrem Kopfe bestehen und keine die Beweise der andern gelten läßt, so muß der Unionist schließlich wieder um des bestellten Friedens willen die Differenzen auf sich beruhen lassen und für unheilbar anerkennen, weil ja niemand nachweisen könne, was Wahrheit sei. Das heißt aber, daß bei solchen Voraussetzungen niemand je gewiß sein könnte, daß er die Wahrheit besitzt. Wenn das, was er für Wahrheit hält, zu irgend einer Zeit und an irgend einem Punkte

von geschickten Gegnern in Zweifel gezogen werden kann, mit dem Erfolge, daß dann der Zweifel als zu Recht bestehend anerkannt werden muß, dann kann er ja die Erkenntnis, die er zu besitzen meint, immerhin Wahrheit nennen, aber es ist ein Besitztum, dessen sich kein vernünftiger Mensch freuen kann, am wenigsten, wenn es darauf ankommt, den Schrecken der Sünde und des Todes eine unumstößliche Gewißheit entgegenzusetzen.

Es ist ein eigentümliches Zeichen der Zeit, daß wir durch die herrschenden kirchlichen Zustände dazu gedrängt werden, auf die allgemeinsten Fundamentalarartikel der christlichen Lehre zurückzugehen. Nie ist es deutlicher zutage getreten, als es jetzt vor Augen liegt, daß eine falsche Lehrauffassung in irgend einem Stücke schließlich den letzten Grund des Glaubens antastet. Die Kirche hat von jeher gegen die keizerlichen Menschen die Anklage des 11. Psalms erhoben: Sie reißen den Grund um. Dies Urteil hat sie dann meist zur Genüge durch den Nachweis gestützt, daß von den falschen Lehrern die klaren Aussagen der Schrift verkehrt oder geradezu gefeugnet wurden. Aus sicherer Erkenntnis des Evangeliums heraus hat dann Luther den Ausspruch getan, daß jede Irrlehre, mag sie an sich noch so unbedeutend erscheinen, doch zuletzt den Hauptartikel des christlichen Glaubens, die Lehre von Christo, dem Sünderheiland, oder die Lehre von der Rechtfertigung allein aus Gnaden antastet. Dabei hat er aber allen seinen Gegnern gegenüber durch stete Berufung auf die Schrift und durch energische Abweisung aller menschlichen Ermägungen und Aufstellungen in der Lehre der Erkenntnis Ausdruck gegeben, daß jede Irrlehre in einer Geringschätzung, Mißachtung oder Abweisung der göttlichen Offenbarung in der Schrift ihren Grund hat. Während er aber bei fast allen seinen Gegnern noch mit einigem Recht voraussetzen konnte, daß sie in der Anerkennung der Schrift als göttlicher Offenbarung übereinstimmten, tritt in unsern Tagen die Leugnung dieses Fundamentalsatzes mit größter Schamlosigkeit auf, so daß Auseinandersetzungen über Lehrfragen überhaupt keine Aussicht auf Erfolg haben, ehe man als gemeinsame Basis verabredet hat, daß Gottes Wort soll Artikel des Glaubens stellen und sonst niemand, auch kein Engel (Schm. Art. 303, 15). Diesen Grundsatz leugnet die moderne subjektivistische Theologie Deutschlands; sie rühmt, ihr sei die Wortinspiration der Schrift als Wahrsein erwiesen. Aber von diesem Grundsatz weicht auch jeder Unionist ab, da seine Stellung

zur Lehre nur dann berechtigt sein kann, wenn es keine objektive Norm gibt, nach der man unzweifelhaft feststellen kann, was göttliche Wahrheit ist.

So werden wir von zwei Seiten aus genötigt, um den Glaubenssatz zu kämpfen, daß Gott allerdings für ein völlig ausreichendes Mittel gesorgt hat, die Menschen zum Besitz der Wahrheit zu führen. Mit andern Worten: Wir haben mehr als je darüber den Kampf zu führen, daß die Heilige Schrift Gottes Wort im eigentlichen Sinne und darum zugleich völlig hinreichend ist, göttliche Wahrheit zu vermitteln. Wir reden nach altem Herkommen von der Inspiration, der Deutlichkeit und Klarheit, der Hinlänglichkeit der Schriftoffenbarung und begründen damit den Satz, der oben aus den Schmalkaldischen Artikeln angeführt worden ist. Damit wollen wir sagen, daß ein Mensch nur durch die Heilige Schrift in den Besitz der Wahrheit kommen kann, daß aber die Schrift auch wirklich jedem Menschen klare Wahrheit darbietet. Wer die Schrift hat und doch in der Lehre irre geht, kann der Schrift niemals schuld geben, sondern muß die Verantwortung allein tragen. Die Schrift kann nicht irren; wer irrt, ist in den Punkten, darin er irrt, von der Schrift abgewichen.

Auf den Besitz dieser Grundwahrheit kommt nun alles an. Der göttliche Ursprung, die göttliche Irrtumslosigkeit, die göttliche, zweckentsprechende Vollständigkeit der Schrift verbürgt uns allein den Besitz der vollen Wahrheit, soweit sie überhaupt in den Bereich des menschlichen Auffassungsvermögens tritt. Daß die Wahrheitserkennntnis im besten Falle Stückwerk ist, wie der Apostel 1. Kor. 13, 9 von seiner inspirierten Erkenntnis bezeugt, ändert nichts an der Tatsache, daß das stückweis Erkannte Wahrheit ist. Wenn überhaupt von Wahrheitsbesitz bei uns die Rede sein soll, muß uns feststehen, daß die göttliche Wahrheit in der Schrift greifbar vorliegt, soweit sie überhaupt dem Menschen zugänglich ist.

Aber worin besteht nun in diesem Falle der Wahrheitsbesitz? Wer hat die Wahrheit, daß die Schrift Quelle aller göttlichen Wahrheit ist? Wir nennen diesen Satz das Formalprinzip der lutherischen Theologie und behaupten damit, daß die Lutherische Kirche diese Wahrheit besitze. Soll das nicht leere Redensart sein, so muß es heißen, daß jeder Lutheraner im Besitz dieser Wahrheit steht; denn die lutherische Kirche hat nichts, was die einzelnen Lutheraner nicht haben. Aber eine Wahrheit dieser Art besitzt der

Einzelne nicht dann, wenn er sich den Satz, der sie ausspricht, gedächtnismäßig eingeprägt oder doch nur intellektuell angeeignet hat. Die Wahrheit, daß die Schrift allein Quelle aller göttlichen Wahrheit ist und sie uns in objektiver Form gegenüberstellt, können wir aus der Schrift selbst ohne Mühe nachweisen. Um gar nicht von den einzelnen Stellen zu reden, in denen das Geheimnis der Inspiration berührt und mehr oder minder deutlich bezeugt wird, sei hier nur an die Entschiedenheit erinnert, mit der alle Propheten und Apostel darauf bestehen, daß das von ihnen niedergeschriebene Wort nicht Menschen-, sondern wahrhaftig Gotteswort ist. Da liest man nirgends auch nur die geringste Andeutung, daß diese Leute sich bewußt gewesen wären, ihre subjektiven Anschauungen nach ihrem eigenen Ermessen vorzutragen. Der göttliche Ursprung ihrer ganzen Darlegung war ihnen so selbstverständlich, daß sie nur an besonders emphatischen Stellen deutlich darauf hinweisen. Niemand kann die Heilige Schrift lesen, ohne zu der Erkenntnis zu kommen, sie nehme für sich in Anspruch, daß sie durch göttliche Inspiration entstanden sei und den Zweck habe, allen Menschen göttliche Wahrheit in durchaus zuverlässiger Form zu geben. Das weiß auch jeder Vertreter der modernen Theologie so gut wie wir — und doch besitzt er diese Wahrheit nicht. Ihm erscheint dies Charakteristikum der Heiligen Schrift entweder als ein Stück frommen Betrugs oder eben gerade als ein Moment der subjektivistischen Färbung dieser Schriften. Nicht besser wäre unter uns ein jeder dran, der diese Wahrheit nur intellektuell in sich aufgenommen hätte. Es ist vielmehr offenbar, daß diese Wahrheit, wie andre Wahrheiten, dem Menschen erst zur Wahrheit geworden sein muß, ehe er sie wirklich besitzt.

Hier gilt es also, zwischen vermeintlichem und wirklichem Besitz zu unterscheiden. Einem Lutheraner steht vermöge seiner ganzen Schulung fest, daß er den Satz von der Göttlichkeit und Zuverlässigkeit der Heiligen Schrift als sein Bekenntnis aussprechen muß, um zu bezeugen, daß ihm diese Wahrheit wirklich zur Wahrheit geworden sei. Ohne nun über irgend eine Person ein Urteil zu fällen kann man doch mit Recht behaupten, daß manche unter uns mit diesem Bekenntnisse den Tatbestand nicht richtig kennzeichnen, daß sie nämlich diese Wahrheit nicht besitzen, obgleich sie es meinen. Es liegt ja auf der Hand, daß die Mitteilung dieser wie anderer göttlicher

Wahrheiten meist durch menschliche Zwischenträger geschieht. Der Normalweg für unsre Kinder ist der, daß ihnen im Verlaufe des Katechismusunterrichts auch diese Wahrheit aus der Schrift nachgewiesen, aber dann in menschliche Rede, etwa in die Definition des Auslegungskatechismus eingekleidet, ihrem Gedächtnisse eingeprägt wird. Man müßte nun aller Erfahrung Sohn sprechen, wenn man leugnen wollte, daß viele unsrer Lutheraner diese Wahrheit zu besitzen meinen, weil sie im Schulbuche steht und von der ganzen lutherischen Kirche bekant wird, nicht aber deshalb weil ihnen der Schriftbeweis diese Wahrheit als Wahrheit zum Bewußtsein gebracht hat. Bei denen, die späterhin zur Vorbereitung auf den kirchlichen Dienst durch theologisches Studium den Inhalt der christlichen Lehre tiefer zu erfassen bestrebt sind, kann in bezug auf die Lehre von der grundlegenden Kraft der Heiligen Schrift ein ähnlicher Vorgang stattfinden. Gerade daß wir beim theologischen Studium darnach trachten, den Kontakt mit der Theologie früherer Jahrhunderte aufrecht zu erhalten, daß wir also bei der Besprechung der göttlichen Wahrheiten auf die Darstellungsweise der Väter unsrer lutherischen Kirche bezug nehmen, schafft wieder die Möglichkeit, daß einzelne theologische Studenten meinen, von dieser theologischen Wahrheit überzeugt zu sein und sie zu besitzen, während ihre vermeintliche Ueberzeugung auf der Autorität der Alten beruht, die ihrer Ueberzeugung Ausdruck gegeben haben. Mit andern Worten: Man ist im Besitze der *T r a d i t i o n* von der Wahrheit und meint im Besitze der Wahrheit selbst zu sein.

Angeichts dieser Möglichkeiten ist es durchaus nicht überflüssig, darauf hinzuweisen, daß der Lehrsatz von der Göttlichkeit und Zulänglichkeit der Heiligen Schrift ein *G l a u b e n s s a t z* ist, der nicht auf dem Wege intellektueller Aneignung geistliches Besitztum eines Menschen werden kann. Wer nicht durch den Heiligen Geist dazu gekommen ist, diese Wahrheit *g l ä u b i g* zu erfassen, besitzt sie tatsächlich noch nicht. Der Heilige Geist aber wirkt alle Wahrheitserkenntnis und darum auch alle Wahrheitsüberzeugung nicht anders als durch das Mittel des Wortes selbst. Das ist einmal im Allgemeinen so zu verstehen, daß jemand, der durch das Evangelium zum Glauben an den Heiland gekommen ist, damit zugleich auch die unerschütterliche Ueberzeugung gewonnen hat, das Evangelium sei Gottes gnadenkräftiges Wort zur Seligkeit. Im Besondern aber

heißt der Satz, daß die Ueberzeugung von der göttlichen Inspiration der Schrift nicht durch noch so scharfsinnige Argumentationen aus der Schrift gewirkt wird, sondern allein durch die Schriftzeugnisse von dieser Inspiration selbst. Es wiederholt sich da jedesmal derselbe Vorgang, der jene Samaritaner veranlaßte, zu dem Weibe zu sagen: Wir glauben hinfort nicht um deiner Rede willen, sondern wir haben selbst gehört und erkannt, daß dieser ist wahrlich Christus, der Welt Heiland (Joh. 4, 42). Wer also einem Zweifler gegenüber etwa 2. Pet. 1, 20 f geltend machen will, um ihn nicht nur intellektuell zu überführen, sondern auch geistlich zu überzeugen, wird freilich recht daran tun, wenn er das Wortverständnis der Stelle klarlegt. Wer durch diese Stelle überzeugt werden soll, muß verstehen, daß Petrus schreibt, kein Prophet habe eine Auslegung der Zukunft aus eigenen Gedanken gegeben: „Keine Weissagung der Schrift ist Produkt eigener Deutung (die der Prophet etwa aus seiner eigenen Erkenntnis hervorgebracht hätte), denn es ist noch nie eine Weissagung vermittle des Willens eines Menschen hervorgebracht worden, sondern vom Heiligen Geist getrieben (getragen) redeten Menschen von Gott her (ihre Rede kam nach Form und Inhalt von Gott)“. Aber erst wenn der Heilige Geist eben dies sein eigenes Zeugnis im Herzen des Zweiflers lebendig macht und ihn durch dessen Gotteskraft zur Annahme bewegt, wird ihm die darin enthaltene Wahrheit zum Glaubensbesitztum, so daß er sie im eigentlichen Sinne des Wortes hat. Der Geist ist's, der da zeuget, weil Geist Wahrheit ist (1. Joh. 5, 6).

Stehen wir so der Unsicherheit, die mit Leugnung der Inspiration unbedingt eintreten muß, in gläubiger Gewißheit des Besitzes aller göttlichen Wahrheit gegenüber, weil wir in der Schrift das unwandelbare und zuverlässige Wort Gottes haben, so erstreckt sich dies ja theoretisch auf alle einzelnen Lehrpunkte. Ob ich weiß oder nicht, was die Schrift über eine bestimmte Sache aussagt, so liegt in ihrer Göttlichkeit für meinen Glauben die Gewähr, daß sie jedenfalls die Wahrheit darüber sagt. Sobald einem Bibelgläubigen durch eigene Forschung oder durch die nachweisende Tätigkeit Anderer eine Schriftwahrheit offenbar wird, geht bei ihm Hand in Hand mit dem intellektuellen Erfassen das gläubige Ergreifen und bewußte Besitzen. Man kann nicht anders zum bewußten und sicheren Besitz einer christlichen Lehrwahrheit kommen, als durch die Offenbarung

darüber, die Gott uns in der Schrift so zu sagen greifbar vorgelegt hat. So hat denn auch der lebendige Glaube die Eigenart, daß er bestrebt ist, seinen unvollständigen Wahrheitsbesitz durch Schriftforschung zu vergrößern. Das Forschen und Suchen in der Schrift, das Jesus Joh. 5, 39 empfiehlt oder doch als richtig anerkennt (je nachdem man das Verb als Indikativ oder als Imperativ auffaßt), das Petrus 1. Pet. 1, 11 als Beschäftigung der Propheten beschreibt, das an den Beroensern gelobt wird, ist so ganz eine naturgemäße Frucht des Glaubens, der doch nur aus dem Worte lebt, daß wir mit Recht sofort auf eine gewisse Schwäche des Glaubens diagnostizieren, wenn uns bei einem Christen großer Mangel an diesem Triebe entgegentritt. So spricht auch der Kleine Katechismus mit der wiederholten Frage: Wo steht das geschrieben? das beständige Verlangen des Glaubens aus, die Wahrheit als göttliche zu ergreifen. Die Schrift bezeichnet den Vorgang, daß ein Christ immer mehr in bewußten Besitz der Wahrheit gelangt, mit dem Worte *Erbauung* und kennt neben der Selbsterbauung auch das Bestreben, Andern zum Wachstum in der Erkenntnis, zu vermehrtem Wahrheitsbesitze zu verhelfen und so nach Eph. 4, 16. Kol. 3, 16 zu handeln, als nach Beschreibungen, denen jeder Christ an seinem Teile entsprechen soll.

Man darf hier nun nicht einwenden, daß unter denen, die in gleicher Weise das Schriftprinzip festzuhalten vorgeben, große Verschiedenheiten in der Auffassung der einzelnen Schriftlehren eintreten können. Wer etwa aus den Lehrstreitigkeiten, die gerade die lutherische Kirche Amerikas so kläglich zerrissen haben, den Schluß ziehen wollte, daß einmütige Wahrheitserkennnis aus der Schrift nicht zu erzielen sei, müßte außer Acht lassen, daß in einem Christen neben dem Glauben manche andre geistige Faktoren mitwirken und seinen Erkenntnisserwerb beeinträchtigen können. Unter Umständen treten diese störenden Faktoren so ausschlaggebend auf, daß wir unwillkürlich vermuten, der Betreffende müsse vom Schriftprinzip abgefallen sein oder wenigstens dessen beherrschende Kraft in diesem Falle nicht wirksam sein lassen. In andern Fällen tritt es uns geradezu handgreiflich entgegen, daß der Gegner, obchon er als Lutheraner auch das Schriftprinzip theoretisch anerkennt, es entweder aus Bequemlichkeit oder aus Voreingenommenheit nicht anwendet, sondern sich seine Ansichten von andern Menschen fertig zugeschnitten darreichen läßt. Kurz, das, was der Unverständige auf Rechnung der

Schrift setzt, die kirchentrennende Verschiedenheit der Lehranschauungen, wird nicht durch einen Mangel der Schriftoffenbarung verursacht, sondern durch die angeborne Bosheit, die noch in jedem Christen steckt.

Wie aber nun? Wer hat in den verschiedenen lutherischen Parteien im Lande ein Recht, sich des Besitzes der Wahrheit zu rühmen? Sehen wir hier zunächst einmal davon ab, daß der Wahrheitsbesitz einer Gemeinschaft nie größer ist, als der Wahrheitsbesitz der einzelnen Mitglieder der Gemeinschaft, also auch davon, daß der Wahrheitsbesitz nichts andres ist, als bewußte göttliche Ueberzeugung von der Wahrheit, die niemals Gruppen von Menschen als Gruppen, sondern immer nur den Individuen zuteil wird, die die Gruppe bilden. Nehmen wir an, daß zwei lutherische Gemeinschaften, die durch Lehrdifferenzen von einander getrennt sind, wirklich aus lauter Leuten bestehen, die die Ansicht der Wortführer aus Ueberzeugung teilen. Bei welcher der beiden Parteien ist dann die Wahrheit? Welche besitzt sie wirklich? Offenbar ist die Richtigkeit einer Ueberzeugung nicht mit deren Vorhandensein gegeben; es kann ja jemand überzeugt sein, daß er Gott einen Dienst tut, wenn er Christen um ihres Glaubens willen tötet (Joh. 16, 2)! Ob eine Ueberzeugung richtig ist, hängt davon ab, worauf sie beruht oder aus welcher Quelle sie fließt. Prüfen wir hiernach, so werden wir bald erkennen, wo der Wahrheitsbesitz vorhanden sein muß.

Wir haben schon öfter in der Quartalschrift darauf hingewiesen, wie trügerisch das Sicherheitsgefühl ist, das der Traditionalismus hervorruft. Seine größte Ausgestaltung hat er im Röhlerglauben gefunden, daß ein Mensch meint, die Wahrheit zu besitzen, weil er glaubt, was die Kirche glaubt, ohne zu wissen, was das ist. Die Führer der römischen Kirche pflegen und fördern diese Geistesrichtung, wo sie können, wenn auch nur in der Weise, daß sie ihr Volk in tiefster Unwissenheit dahingehen lassen, so lange sie nicht durch den Gegensatz des Protestantismus gezwungen werden, Zeit und Mühe auf die Schulung ihrer Leute zu verwenden. Aber auch in der lutherischen Kirche, die von Anfang an die Wichtigkeit und Unerläßlichkeit persönlicher Erkenntnis und Glaubenserfahrung betont hat, kommen mehrere Spielarten des Röhlerglaubens vor. Es sei hier nur eine beschrieben, die direkt in diesen Gedankengang gehört. Wir sind alle darin einig, daß die symbolischen Bücher unserer

Kirche das Bekenntnis der Wahrheit enthalten; wer das leugnet, hört nach unsren Begriffen auf, ein echter Lutheraner zu sein. Aber besitzt nun auch derjenige die Wahrheit, der das Konkordienbuch auf dem Bücherregal stehen hat? Doch gewiß nicht. Die Papierblätter mit ihren Schriftzeichen sind doch nicht das Konkordienbuch, noch weniger die Wahrheit, die das Buch bekennet. Oder kann der mit Recht sagen, daß er die lutherische Wahrheit besitze, die das Konkordienbuch enthält, der es einmal oder zweimal pflichtschuldig durchgelesen hat? Es ist ja möglich, daß man bei solchem Durchlesen den bestimmten Eindruck bekommen hat, in dem Buche stehe keine Behauptung, die mit der Erkenntnis, welche man zur Zeit hat, im Widerspruch steht. Aber ein klares Wissen von dem reichen Inhalte des Buches bekommt man doch nur dadurch, daß man in bewußter Arbeit die Argumente der Symbole auf ihre Schriftgemäßheit prüft und sie sich so wirklich aneignet. Von einem lutherischen Pastor, der ja beim Amtsantritt auf das Konkordienbuch verpflichtet wird, darf man doch erwarten, daß er kein andres Buch nächst der Bibel besser kennt als dies. Wäre es unmöglich, daß gelegentlich einmal ein Pastor unter uns zu finden wäre, der als Vertreter des lutherischen Bekenntnisses seinen Wahrheitsbesitz auf den Besitz eines Exemplars des Konkordienbuches gründete? Der also glaubt was die Kirche glaubt, ohne genau zu wissen, was sie als ihren Glauben bekennet?

Aber auch eine gründliche Kenntnis unsrer symbolischen Bücher verbürgt noch nicht den Besitz der Wahrheit. Der Lehrkampf wird unter uns öffentlich nicht von denen geführt, die im Konkordienbuche unbewandert sind; denn als Lutheraner haben die Wortführer jeder Partei das Bedürfnis, die Uebereinstimmung ihrer Darstellung mit der der Reformatoren auf das gründlichste nachzuweisen. Man müßte es auch als eine unkeidliche Herzensrichterei bezeichnen, wenn die eine Partei der andern vorwerfen wollte, sie hänge bewußtermaßen einer Irrlehre den Deckmantel der Bekenntnismäßigkeit um. Da nun aber aus den Bekenntnissen heraus diametral entgegengesetzte Ansichten mit aller Entschiedenheit als Wahrheit vertreten werden können, so ist klar, daß die genaueste Kenntnis des Wortlauts der Symbole den Wahrheitsbesitz durchaus nicht garantiert. Hier haben wir menschliche Schriften, menschliche Darlegung der Schriftwahrheiten. Wenn wir auch dafür einstehen, daß diese Darstellung in keinem Punkte von der Schrift abweicht, so hat doch eben eine derartige Darstellung

an sich nicht die Kraft, im Leser eine Glaubensüberzeugung zu wirken, falls sie nicht auf die Schrift zurückführt, die allein Glaubensgewißheit geben kann. Diese Tatsache liegt der Forderung zu Grunde, daß jeder, der die Bekenntnisse unsrer Kirche wirklich als Wahrheit ansehen und vertreten soll, sie mit der Schrift vergleichen muß. Nur so mit der Quelle der Wahrheit verglichen haben die Symbole irgendwelche Autorität, und nur so entsteht die Gewißheit, daß sie die Wahrheit lehren. Dazu kommt dann noch, daß die Darstellung der Lehre in den Symbolen trotz aller Sorgfalt der Verfasser mit allerlei Unvollkommenheiten behaftet ist, die zu Meinungsverschiedenheiten Anlaß geben. Wir können ja z. B. unsrerseits den Eindruck haben, daß die Ausführungen des 11. Artikels der Konkordienformel durchaus unmißverständlich die Wahl zum Glauben und sonst nichts zum Ausdruck bringen; wir können es darum durchaus unverständlich finden, wie jemand in diese klaren Bekenntnissätze die Wahl auf Grund des vorhergesehenen Glaubens hineinlesen kann. Aber wenn sich der Gegner eben doch auf die Konkordienformel beruft und seine Berufung mit großem Schein starker Argumentation stützt, so werden wir ihn doch nicht einfach mit der Behauptung niederschlagen können: Du legst die *R. F.* falsch aus und führst unlutherische Lehre. Man kann ja doch nicht schlechthin und unter allen Umständen einen Lehrsatz als lutherisch erweisen, indem man ein Zitat aus der *R. F.* oder der *M. C.* als Beweis einführt! Der Satz: Einem Lutheraner gegenüber berufe man sich auf die Bekenntnisschriften, einem Andern gegenüber auf die Schrift — hat nur so lange Berechtigung, als bei beiden Parteien das gleiche Verständnis der Bekenntnisworte vorliegt. Die Erfahrung hat reichlich gezeigt, daß ein weitläufiger Streit über den Sinn der Bekenntnisworte zu keinem wirklichen Resultate führt, weil sich der Gegner meist nicht einmal zum Schweigen bringen läßt, geschweige denn daß er seinen Fehler eingestände. Wir werden also in allen Fällen schließlich immer wieder dazu gedrängt, unsern Wahrheitsbesitz aus der Schrift nachzuweisen. Hier ist unfehlbares Gotteswort, an dem kein wahrer Christ absichtlich deuteln wird. Kann ich dem Gegner nachweisen, daß er den Sinn klarer Schriftworte durch Abstreichungen oder Zusätze ändert, dann habe ich ihm vor Gott und Menschen den Beweis erbracht, daß er die Wahrheit in dem Streitpunkte nicht besitzt. Kann ich dagegen nachweisen, daß meine Lehrdarstellung nichts ist als eine Entfaltung der

Gedanken, die in klaren Schriftstellen ausgesprochen vorliegen, dann steht mein Beweis, daß ich im Besitz der Schriftwahrheit und darum im Besitze der lutherischen Bekenntnismwahrheit stehe.

Genügt so zum Nachweis des Wahrheitsbesitzes die Berufung auf die Symbole nicht, so noch weniger die Berufung auf die Privatschriften lutherischer Lehrer. Kein Mensch ist in Besitz der Wahrheit, weil er etwa weiß und zeigen kann, wie ein Quenstedt, ein Gerhard dargestellt haben, was sie für Wahrheit hielten. Den vortrefflichen Schriften dieser Lehrväter fehlt ja doch gerade das, was die Bekenntnisschriften unter uns in gewissem Sinne zur Norm macht, die Tatsache nämlich, daß sie als Aussprüche der ganzen Kirche gelten müssen. Mit einem Zitat aus einem Folianten des 17. Jahrhunderts, oder mit zehn fast gleichlautenden Zitaten aus verschiedenen Lehrbüchern jener Zeit kann man nicht einmal mit Sicherheit die Lehrauffassung der Kirche jener Zeit feststellen. Noch viel weniger aber ist man natürlich im Besitze der Wahrheit, weil man etwa weiß, was jene Leute gesagt haben. Unter Wortführern der lutherischen Kirche sollte über diese Thesıs Verschiedenheit der Ansichten unmöglich sein. Man kann es vielleicht einem gewöhnlichen Christen nicht verargen, wenn er meint, im Besitz der reinen Lehre zu sein, weil er die Definitionen seines Auslegekatechismus im Gedächtnis behalten hat, um so weniger, da wir in unserm Jugendunterricht noch lange nicht die Methode überwunden haben, daß man die „Fragen“ des Auslegekatechismus als die Lehre, die Bibelstellen aber nur als Beweise für die Lehre behandelt und so das richtige Verhältnis auf den Kopf stellt. Aber unter denen, die in Streitfragen unter uns ein Wort mitreden wollen, sollten dogmatische Dikta aus den Lehrschriften der Theologen nicht in irgend einem Sinne als Beweis für den Besitz der Wahrheit gelten.

Die menschliche Tradition der Lehre ist eben im besten Falle menschliche Darstellung der Wahrheit. Darum gehören aber ihre Sätze auch sofort in die Kategorie der *disputablen* Behauptungen. Die Lehre von der Dreieinigkeit Gottes ist nicht deshalb Wahrheit, weil sie in der Augustana steht; es ist und bleibt immer wieder die Frage, ob sich die Darstellung der Augustana von dieser Lehre als Wahrheit halten läßt. Dasselbe gilt betreffs der ausführlichen Darstellung dieser Lehre bei den Lehrvätern des 17. Jahrhunderts; wenn sie auch alle einstimmig dasselbe darüber sagen, so

ist damit noch nicht gewiß gemacht, daß sie die Wahrheit bezeugen. Ist es ja doch sogar disputabel, ob die Bezeichnung Dreieinigkeit oder Dreifaltigkeit, die von der ganzen Kirche adoptiert worden ist, die biblische Lehre von dem Wesen Gottes in genügend unmißverständlicher Weise zusammenfaßt; der Ausdruck ist eine Schöpfung des menschlichen Geistes wie unzählige andre dogmatische Termini und kann irgend welchen Ausstellungen gegenüber nicht auf göttliche Berechtigung pochen. Daß jemand sich schlechtthin zum Glauben an die Dreieinigkeit Gottes bekennt, beweist ja noch nicht, daß er die Schriftlehre von den Unterscheidungsmerkmalen der drei Personen und ihrem Verhältnisse zueinander auch nur kennt, noch weniger, daß er diese Wahrheiten gläubig erfaßt hat. Wir werden also niemals einen Gegner im Lehrstreit von unserm Wahrheitsbesitz überzeugen können, so lange wir uns mit ihm darüber zu verständigen suchen, wessen Auffassung mit der Auffassung anderer Menschen übereinstimmt. Den Wahrheitsbesitz wird schließlich nur derjenige nachgewiesen haben, der mit Beziehung auf die Schriftausagen über den strittigen Punkt die Behauptung Pauli zu der seinigen machen kann: Ich sage nichts außer dem, das die Propheten geredet haben, daß es geschehen solle, und Moses (Act. 26, 22). Schließlich ist doch nur das Wort Gottes selbst die Wahrheit (Joh. 17, 17).

Damit ist gemeint das Wort, wie es geschrieben steht. Nur im Schriftwort haben wir die Wahrheit. Sie findet keinen adäquateren Ausdruck als den Schriftausdruck. Dieser enthält nicht nur die Wahrheit, sondern er ist die Wahrheit selbst. Paulus, der in den Pastoralbriefen so vielfach von der gefunden (nicht heilsamen, wie Luther übersetzt) Lehre redet (1. Tim. 1, 10. 2. Tim. 4, 3. Tit. 1, 9. 2, 1) erklärt offenbar diesen Ausdruck näher, indem er schreibt: So jemand anders lehret und bleibt nicht bei den gefunden Worten unsers Herrn Jesu Christi (1. Tim. 6, 3); halt an dem Vorbilde der gefunden Worte, die du von mir gehört hast (2. Tim. 1, 13). Auch ist's gewiß nicht belanglos, daß er Röm. 10, wo er gerade von der Bewirkung der Glaubensgewißheit handelt, statt des Ausdrucks *λογος* die besondere Bezeichnung *ρημα* wählt (B. 8 zweimal; B. 17. 18). Denselben Ausdruck gebraucht Johannes oft, wo er Aussprüche Jesu über das Glaubensleben mitteilt, z. B. 8, 47: Wer von Gott ist, der höret *τα ρηματα* Gottes. (Genau so auch 5, 47. 6, 63. 12, 47 f. 14, 10. 15, 7).

Während bei dem Ausdruck *λογος* die Annahme möglich wäre, daß irgend eine Fassung der göttlichen Gedanken in menschlicher Sprache auch noch Gottes Wort im eigentlichen Sinne ist, drängt der Ausdruck *ρημα* darauf hin, daß es sich um die wörtliche Fassung der göttlichen Gedanken handelt. Denn *ρημα* bezeichnet das ausgesprochene Wort, den Ausspruch (so ganz klar z. B. Mt. 26, 75. Mrk. 6, 32. Lk. 2, 19. 50). Was Gott ausgesprochen hat, ist seine Lehre, ist die Wahrheit, und zwar gerade in der Wortform, die er gewählt hat. Diese Fassung der Wahrheit ergreift der Glaube und besitzt dann die Wahrheit eben in dieser Fassung. So ist Besitz der Wahrheit bei denen, die das einfache, klare Schriftwort als die Lehre festhalten.

Darum ist es mindestens eine ungenaue Aufstellung, zu sagen, göttliche Wahrheit sei das, was klar ausgesprochen in der Schrift vorliegt, und was sich durch unwidersprechliche Schlußfolgerungen daraus ergibt. Es mag zugestanden werden, daß falsche Ansichten nicht selten durch Schlußfolgerungen aus der Schrift in adäquater Weise abgewiesen werden können. Da wir z. B. finden, daß die Schrift dem Heiligen Geiste Willenstätigkeit zuschreibt, schließen wir völlig richtig, daß es eine Irrlehre ist, den Heiligen Geist als bloße Kraft Gottes zu bezeichnen. Ferner redet der Exeget oft in Form der Schlußfolgerung, wenn er den Sinn einer Schriftlehre klarlegen will. Beispiel: Gott hat die Welt geliebt; das Wort Welt ist Bezeichnung für die Gesamtheit der einzelnen Menschen, deren jeder zur Welt gehört; also hat Gott jeden einzelnen Menschen mit seiner Liebe umfaßt. Aber es ist klar, daß hier durch die logische Tätigkeit nicht eine Wahrheit über das Schriftwort hinaus gewonnen worden ist, sondern nur eine Entfaltung der Wahrheit, die in der kurzen Fassung des Schriftworts tatsächlich vorliegt. Mit solchen Folgerungen spricht man also genau dieselbe Wahrheit aus, die das Schriftwort bezeugt, und führt nur tiefer in dessen Verständnis hinein. Mit solchen Schlußfolgerungen operiert daher auch der Prediger, der aus dem Schriftwort heraus seiner Gemeinde den Rat Gottes zur Seligkeit darlegt und dann gut gepredigt hat, wenn das Textwort seinen Zuhörern durchsichtig, deutlich, lebendig geworden ist. Diese Art der Schriftauslegung hat Christus dadurch legitimiert, daß er seinen Jüngern die Schrift öffnete (Lk. 24, 27. 32. 45), und die Apostel, indem sie alttestamentliche Schriftworte zitierten

und auslegten (Act 2, 25ff. 8, 30 ff. 18, 28. 28, 23. 1. Cor. 15, 1 ff usw.). Durch diese Erschließung der Schrift wird deren Inhalt dem Glauben recht greifbar, so daß ihm der Wahrheitsbesitz zwar nicht gewisser, aber deutlicher und um so fröhlicher wird. Aber sobald man versucht, durch Schlußfolgerungen über das geschriebene Wort hinaus göttliche Wahrheit festzustellen, ist man schon auf dem Irrweg. Der Versuch setzt nämlich voraus, daß der Mensch mit der Kraft seiner Vernunft imstande ist, göttliche Wahrheiten zu konstruieren, oder daß Gott in seinem Denken gerade so beschränkt ist, wie der Mensch, so daß seine Gedankenbewegungen genau denselben Verlauf nehmen müssen, wie die unsrigen. Wir brauchen hier nicht nachzuweisen, daß diese Voraussetzung lästerlich ist, weil sie Gott die Ehre raubt. Darum gilt es sorgfältige Prüfung, wenn ein Theologe von den logischen Konsequenzen einer Schriftaus sage redet und seine Schlußfolgerungen als Wahrheit an den Mann bringen will. Wir haben hierin in den letzten Jahrzehnten so reichliche Erfahrungen gemacht, daß wir unsre Exempel nicht aus den vergangenen Jahrhunderten der Kirchengeschichte zusammensuchen müssen. Man hat uns gesagt: Weil die Schrift versichert, daß das Verderben des Menschen ganz allein auf dessen Unglauben gegen das Evangelium beruht, so folgt daraus mit eiserner Notwendigkeit, daß auch bei der Rettung des Menschen nicht bloß die Gnade Gottes, sondern auch das Verhalten des Menschen entscheidend in Betracht komme. Man hat neuerdings verkündigt: Weil die Schrift sagt, daß wir durch den Glauben gerechtfertigt werden, so folgt daraus mit logischem Zwang, daß der Glaube eine Bedingung der Rechtfertigung ist. Ob diese Konsequenzen logisch richtig sind, kommt hier jetzt nicht in Frage; jedenfalls sind sie theologisch falsch, weil sie in unveröhnlichem Widerspruch zu der göttlichen Versicherung stehen, daß die Rettung eines Sünders ganz und in allen ihren Teilen **a l l e i n a u s G n a d e n** geschieht. Wir kommen mit unsrer Vernunft nicht über die göttlich geoffenbarte Wahrheit hinaus. Logische Schlußfolgerungen, die rein der Entfaltung des Schriftsinnes dienen, bringen keine neuen Wahrheiten: wer aber auf dem Wege der Logik eine Vermehrung seines Wahrheitsbesitzes über den Inhalt des Wortes hinaus anstrebt, betört sein Herz mit Irrtümern und begibt sich des Wahrheitsbesitzes, den er etwa vorher hatte.

In das Gebiet dieser Konsequenzenmacherei gehört der Gedan-

fe, daß es Aufgabe des Theologen sei, den Inhalt der verschiedenen dogmatischen Loci miteinander zu harmonisieren, damit ein wissenschaftliches System der Theologie herauskomme, das in allen seinen Teilen logisch zusammenhängt. Damit ist nicht dasselbe gemeint, als wenn wir sagen, die Schrift müsse durch Schrift ausgelegt werden. Dieser Satz hat für die Exegese einen ganz bestimmten Wert, wenn seine Anwendung nur in den Grenzen bleibt, die für den bibelgläubigen Christen eigentlich selbstverständlich sind. In der Auseinandersetzung mit seinen Gegnern hat Luther öfters Gelegenheit gefunden, auf den Mißbrauch hinzuweisen, daß man helle, deutliche Aussprüche der Schrift nach dunklen oder weniger leicht verständlichen Stellen auslegen und ihnen so einen vom Heiligen Geist nicht beabsichtigten Sinn unterchieben wollte. Umgekehrt verläuft die richtige Anwendung. Wenn ein dunkler Spruch offenbar von derselben Materie handelt, wie ein heller, dann dient der helle Spruch zur Erklärung des dunklen, indem er den Weg zeigt, wie man zu dessen Verständnis kommen kann. Bei behutsamer Anwendung dieser Regel wird man in den meisten Fällen merken, daß der klare Spruch nur dazu dient, ein falsches Verständnis des dunklen zu verhüten, nicht aber dazu, dessen Gehalt zu bestimmen. Die oben bezeichnete Ansicht über die Aufgabe der wissenschaftlichen Theologie aber zielt gar nicht auf besseres Schriftverständnis, auf Erkenntnis der wirklich gegebenen Wahrheit hin. Der Theologe, der sich für berufen hält, Schriftwahrheiten zu harmonisieren, findet die Veranlassung zu dieser Tätigkeit in der unbestreitbaren Tatsache, daß die einzelnen Stücke der Wahrheit, die Gott uns geoffenbart hat, nicht durchweg logisch zusammenhängen. Selbst wenn wir den wunderbaren Einblick in die göttliche Offenbarung hätten, die die Apostel durch die Inspiration besaßen, müßten wir doch immer mit Paulus sagen: Unser Wissen ist Stückwerk. Wir können in keinem einzigen Lehrstücke die Fäden der Offenbarung bis ans Ende verfolgen, wo sie zusammenlaufen. Ueberall gelangen wir über kurz oder lang an einen Punkt, an dem nicht nur unser individuelles Wissen, sondern die Möglichkeit menschlichen Wissens überhaupt aufhört. Der einfältige Glaube, den Gott in uns wirken will, empfindet das gar nicht als Beschränkung, denn er hat an den Wahrheiten, die er in der Schrift ergreift, einen so überreichen Schatz, daß er den einzelnen Kostbarkeiten immer wieder neue Genüsse abgewinnt. Aber dabei

kann er sich doch bewußt werden, daß die Wahrheitserkenntnis eine Grenze hat, über die er in der irdischen Unvollkommenheit niemals hinauskommen kann. Wenn wir z. B. alles zusammengetragen haben, was uns die Schrift über das göttliche Geheimnis der Menschwerdung des Sohnes Gottes mitteilt, so haben wir zwar eine Reihe unumstößlicher, göttlich gewisser Wahrheitserkenntnisse gewonnen, aber das Geheimnis selbst bleibt ungelöst und unlösbar. Da wir nun diese Erfahrung auf allen Gebieten der Lehre machen, so ergibt sich daraus die Unmöglichkeit, den Lehrinhalt der Schrift logisch zu systematisieren, und wenn wir mit unsern Vätern von einem Lehrsystem sprechen, so bleiben wir uns dabei klar bewußt, daß von einem System in wissenschaftlichem Sinne nicht die Rede sein kann. Der unbefangene Christenglaube nimmt das nun ruhig hin, läßt sich ruhig daran genügen, die einzelnen Wahrheiten unvermittelt nebeneinandergestellt zu haben, wo die Schrift die vermittelnden Vorstellungen nicht an die Hand gibt, und rühmt sich trotzdem des großen Reichtums seines Wahrheitsbesitzes. Wer aber seiner Vernunft Spielraum läßt, statt sie gefangen zu nehmen unter den Gehorsam Christi, empfindet die Unvollkommenheit der Erkenntnis bald als eine lästige Beschränkung und versucht, die Schranken zu durchbrechen. Da fängt das Harmonisieren an. Es besteht darin, daß man den Schriftwahrheiten, die nicht logisch zusammenpassen wollen, hier ein Stückchen und da ein Stückchen abbricht, bis die Kanten aneinander passen und man ein logisch zusammenhängendes Gefüge hergestellt hat. An dieser Harmonisierung hat der Rationalismus aller Jahrhunderte gearbeitet und hat allezeit die Resultate seiner Operationen als gewisse Wahrheit und Wahrheitsbesitz angepriesen. Niemals aber hat man eine solche Operation vollziehen können, ohne ganz bestimmte Stücke der Offenbarung preiszugeben, weil sie nicht in den Zusammenhang paßten, und so die Wahrheit zu verlieren. Ein Beispiel zur Verdeutlichung: Die Schrift lehrt die Gottheit Jesu Christi und redet dabei doch von einem Gehorsam des Sohnes gegen den Vater. Diese beiden Lehrstücke passen logisch nicht zueinander, und kein Mensch kann es der Vernunft plausibel machen, daß sie beide wahr sein können. Der Glaube nimmt beide Wahrheiten ruhig hin und läßt sie in Gottes Namen unvermittelt nebeneinander stehen. Der Rationalist zwackt an ihnen herum und stellt schließlich etwa fest, daß die Worte von der Gottessohnschaft Jesu Christi nicht in vollem Sinne

genommen werden können. Der Sohn ist dem Vater nicht wesensgleich, sondern ihm untergeordnet, also nicht Gott im vollen Sinne des Worts. Nun paßt das besser zu den Stellen vom Gehorsam; ein Untergeordneter kann ja logisch dem Uebergeordneten Gehorsam leisten. Da hat man schön harmonisiert und — den göttlichen Heiland verloren. Man hat den Wahrheitsbesitz durch logische Folgerungen zu vergrößern gemeint und hat dabei die ganze Wahrheit preisgegeben. Vernunftmäßiges Harmonisiren der Schrift mag es ermöglichen, ein wasserdichtes theologisches System aufzubauen, es führt aber nicht zum Besitz der Wahrheit, sondern verhindert und zerstört ihn.

Schließen wir hier noch eine kurze Erwägung über die Analogie des Glaubens an. Dies Schlagwort gilt bis in die neueste Zeit bei manchen unsrer Gegner für schweres Geschütz, das man auffahren muß, wenn es gilt, eine verlorene Position zu retten. Der Ausdruck selbst ist buchstäblich aus der Schrift genommen; er steht Röm. 12, 7 (griechisch!). Die Liebhaber dieses Ausdrucks verstehen an der Stelle unter Glauben ganz dasselbe, wie schon Gerhard: *Praecipua et fundamentales doctrinae coelestis capita perspicue in V. D. proposita* (de justif. § 16) — also die sogenannte *fides quae creditur*. Dann machen sie die Anwendung: Jede Schriftstelle muß nach der Analogie des Glaubens verstanden und ausgelegt werden. Die exegetische Prüfung dieses Verständnisses der Römerstelle gehört nicht hierher. Sie ist in früheren Jahrgängen der Quartalschrift angestellt worden, und die Untersuchung hat unwidersprechlich ergeben, daß Paulus hier so wenig wie anderwärts das Wort Glauben metonymisch für Glaubenslehre braucht; er redet auch hier von dem Herzensglauben des Christen. Dieser Nachweis, der dem bezeichneten Gebrauch der Formel einfach den biblischen Grund nimmt, ist bis jetzt noch nicht widerlegt worden. Trotzdem bleibt man ruhig dabei, mit der Analogie des Glaubens zu operieren, in der Meinung, daß man damit den Wahrheitsbesitz feststellen und Gegenargumente unwirksam machen könne. Betrachten wir nun im Zusammenhang mit unserm Gedankengang den Wert dieses vermeintlichen Mittels, den Schriftsin zu eruieren. Die Analogie des Glaubens soll sein die Summa der Hauptkapitel christlicher Lehre, die in der Schrift klar dargestellt sind. Da erhebt sich zuerst die Frage, wo diese Summa als Summa eigentlich vorliegt. Wenn sie ein exegetisches

Hilfsmittel sein soll, muß sie doch greifbar vorhanden sein. Die Definition selbst setzt voraus, daß sie nicht in der Schrift selbst angegeben ist; sonst hätte man doch einfach sagen können: Analogie des Glaubens sind in jedem Falle die Schriftworte. Der Glaube sucht ja nicht *praecipua capita doctrinae* aus der Schrift heraus, sondern glaubt einfach alles, was die Schrift sagt. Aber man will ja eben durch die Analogie des Glaubens dem Glauben erst zeigen, was er bei den Worten jeder Stelle glauben soll. Tatsächlich meint man nun auch unter der Analogie des Glaubens eine Zusammenstellung der biblischen Lehren, wie sie der Christ aufgefaßt hat. Durch ein wohl unwillkürliches Verierspiel wird die Römerstelle genötigt, auf einmal nicht von Glaubenslehre zu reden, sondern von dem, was der Theologe glaubt, der nach der Analogie des Glaubens urteilt. Die Summa der Lehrstücke ist die Summa, die in seinem Kopfe zustande gekommen ist. Wir haben hier in einer etwas andern Abschattung das selbe Prinzip vor uns, aus dem die moderne Theologie überhaupt alle Theologie entwickeln will: das christliche Glaubensbewußtsein. Was der Christ jeweilig als Glaubenserkenntnis in sich findet, soll ihm den Maßstab für den Wahrheitsgehalt der einzelnen Schriftstellen geben; so soll er in Besitz der Wahrheit gelangen, die die Schrift ihm bietet. Es ist sofort klar, daß mit dieser Analogie des Glaubens alle Wahrheitsgewißheit sofort unmöglich gemacht wird. Wer soll entscheiden, welches die vornehmsten Kapitel der christlichen Lehre sind, die Gott in der Schrift offenbart hat? Da die Schrift selbst die Glaubensartikel nicht nach ihrer Würde und Bedeutsamkeit in Gruppen einteilt, muß man es Menschen überlassen, den Maßstab festzulegen, nach dem die Schrift gemessen werden soll. Wer ist hiezu tüchtig? Wenn die Theologen von Fach diese Arbeit für sich in Anspruch nehmen, so sind die übrigen Christen von dem Urteil der Theologen abhängig. Hat aber jeder Christ das Recht, den Inhalt der Analogie des Glaubens festzustellen, so möchte der Wirrwarr erst recht groß werden. Jedenfalls wird in beiden Fällen schließlich kein Mensch mehr wissen, wie er auch die klarsten Stellen der Schrift verstehen soll. Da werden ihm die Papisten nach ihrer Analogie des Glaubens alle Stellen verderben, die von der Vergebung der Sünden allein aus Gnaden um Christi willen reden. Der Baptist wird nach seiner Analogie klar machen, daß die Taufe nicht Vergebung der Sünden mit sich bringt, sondern

eine äußerliche Zeremonie ist, bei der das Wasser in einer bestimmten Weise angewandt werden muß. Während Paulus klar sagt, daß wir vor der Zeit der Welt in Christo auserwählt worden sind, und dabei den Glauben nicht erwähnt, werden kluge Leute aufstehen und nach ihrer Analogie dem christlichen Leser sagen, auch in diesem Lehrsatze des Paulus dürfe der Glaube nicht fehlen, und die Stelle wolle eigentlich sagen: Wir sind als Gläubige vorausgesehen und so erwählt worden. Kurz, die Analogie des Glaubens, die man in einem mißverstandenen Ausdruck Pauli konstatiert zu finden meint, wird in den Händen derer, die auf falsche Lehre gekommen sind, eine Waffe, mit der sie andern Christen den rechten einfältigen Schriftverstand entreißen. Noch niemals hat ein falscher Lehrer in der Kirche proklamiert, daß er den von ihm anerkannten, wichtigsten Glaubensartikeln *z u w i d e r* die Schrift auslege; sie verstecken ihre Wolfsnatur sämtlich unter einem Schafskleid, das sie gerade so gut Analogie des Glaubens nennen können, wie ein rechtläubiger Theologe seine richtige Lehrauffassung.

Die falsch gedachte und deshalb falschberühmte Analogie des Glaubens wird also niemanden in seinem Wahrheitsbesitz sichern oder fördern. Wenn es richtig ist, was wir oben ausgeführt haben, daß die Wahrheit überhaupt nur im Schriftwort gefunden und erfährt werden kann, so ist damit auch klar, daß der Wahrheitsbesitz nur so weit geht, als ein Mensch das Wort Gottes, wie es geschrieben steht, gläubig ergreift. Findet dann der Glaube, daß die Schrift an zwei verschiedenen Stellen Gedanken ausspricht, die einander zu widersprechen scheinen, so sieht er darin nicht eine Aufforderung, den Inhalt der einen Stelle nach dem Inhalte der andern abzuändern; denn damit gäbe er faktisch den Inhalt beider Stellen als göttliche Wahrheit preis, weil er *s u b j e k t i v* entscheiden muß, welche der beiden Stellen sich die Korrektur durch die andre gefallen lassen muß. Er läßt sie vielmehr neben einander stehen und tritt so in Besitz der in beiden Stellen ausgesprochenen Wahrheit ein. So macht er Ernst mit dem Glaubenssatze von der *W i d e r s p r u c h s l o s i g k e i t* der Heiligen Schrift. Gelegentlich mag er zu dem Versuch angeregt werden, mit den Hilfsmitteln, die ihm zu Gebote stehen, einen scheinbaren Widerspruch zu lösen, und wenn ihm das einigermaßen gelingt, so empfindet er das freudig als eine Bestätigung dessen, daß die Schrift nicht gebrochen werden kann. Aber von

der Möglichkeit einer solchen Lösung hängt ihm die Wahrheit beider Aussagen durchaus nicht ab. Wenn es also richtig wäre, daß Paulus Röm. 12, 7 mit dem Wort Glaube die *fides quae creditur* bezeichnet, so müßte das heißen: Das Schriftwort, wie es geschrieben steht! Dies Wort ist der Glaubensgrund, nicht die Summa der Lehrsätze, die die Dogmatik abstrahiert und zusammenstellt.

Diese Erwägungen über den Besitz der Wahrheit stehen in direkter Beziehung zu der Frage, ob die lutherischen Gemeinschaften des Landes zu einer Einigung kommen werden. Sie alle wünschen Einigung, aber auch nur auf Grund der Wahrheit. Einigung kann also nur dadurch erzielt werden, daß festgestellt wird, wer die Wahrheit besitzt. Der erkannten Wahrheit fällt jeder Christ sofort zu. Nun ist aber das Schriftwort die Wahrheit, und alle menschliche Darlegungen in den Bekenntnisschriften und bei den Dogmatikern sind nur insofern Wahrheit, als sie den Inhalt der Schrift unverändert wiedergeben. Der eine gerade Weg zur Einigung kann also nur der sein, daß der Nachweis geführt wird, welche der streitenden Parteien ganz einfach das klare Schriftwort als Lehre führt. Man sage nicht: Du weist einen ausgetretenen Pfad, auf dem wir längst gegangen sind! Tatsache ist, daß wir alle von dem Vorhandensein dieses Pfades wissen; aber ob wir alle ihn wirklich jederzeit so gegangen haben, daß er für uns ausgetreten ist?

J. Schaller.

Gesetzlich Wesen unter uns.

Ein erweiterter Konferenzvortrag von J. Ph. Köhler.

Die nachfolgende Abhandlung ging aus einer Bemerkung hervor, die auf einer größeren gemischten Konferenz gemacht wurde. Es war gesagt worden, daß bei uns viel gesetzliches Wesen herrsche; daher käme der Stillstand und Rückgang auf allen Gebieten des kirchlichen Lebens; deshalb sei uns aufrichtige allgemeine Buße nötig, ehe sich eine Wendung zum Besseren erwarten ließe. Der Ausdruck „Gesetzliches Wesen“ wurde nicht allgemein verstanden. Man meinte, er bezeichne doch das, daß man durch Werke selig werden wolle; und das könne man doch nicht so gemeinhin von unsern Kreisen sagen.

Audere meinten, es könne damit das Streben nach Heiligung gemeint sein; aber das dürfe doch nicht so bezeichnet und gering geschätzt werden. So wie der Ausdruck gemeint war, nämlich als eine Beschreibung einer Seite von all unserm Tun in Denken, Reden, Handeln, wie man sie durch möglichst allseitige Beobachtung des Lebens und besonders durch geschichtliche Studien gewinnt, war er wohl nur von Wenigen verstanden worden.

Infolgedessen wurde die Aufgabe gestellt, über „Gesetzliches Wesen“ zu referieren. Um nun nicht auf unnötige Dinge zu kommen, ja, um nicht den beabsichtigten Eindruck der obigen Bemerkung als eines Bußrufs abzuschwächen, ist das Thema dieser Arbeit enger gefaßt als „Gesetzliches Wesen, wie es sich bei uns findet.“

Wir stellen der Auseinandersetzung vier Sätze voran, die erläutert werden sollen:

1. Gesetzliches Wesen unter Christen besteht darin, daß sie die Antriebe und die Formen ihres Handelns aus dem Gesetze nehmen, statt sie sich aus dem Evangelium zufließen zu lassen. Das kommt aus dem Fleische, das diesen Zug in jede Lebensäußerung des Christen einmischet und sie damit veräußerlicht.

2. Diese Art äußert sich in der lutherischen Kirche zunächst und vornehmlich durch **Pochen auf Rechtgläubigkeit**. In Verbindung damit geht ein **Pochen auf Heiligung**, das sich besonders durch kirchenregimentliche Maßnahmen geltend macht. Im Gegensatz dazu entsteht dann ein **Pochen auf Heiligung**, das sich nach Art des **Pietismus** sowohl der äußeren Lehrzucht als auch der äußeren Zucht im Wandel widersetzt, aber dabei durch seinen Anspruch auf höhere Frömmigkeit sich ebenso energisch gesetzlich geltend macht.

3. Wo dies im Fortgang des kirchlichen Lebens dem Umfang nach überhand nimmt und der Art nach zuständlich wird, tritt der Rückgang ein, der sich äußerlich auch dadurch zeigt, daß wir allerlei, das nicht gesund ist, von den Sekten annehmen.

4. Nur allgemeine bußfertige Erkenntnis dieser Zustände kann die Aussicht bieten, daß dem Wirken des Evangeliums nicht endgiltig widerstanden wird. Diese Wirkung wird aber dadurch herbeigeführt, daß wir wieder tiefer in das Evangelium eindringen und desto andauernder daran festhalten. Das kann und soll zur Folge haben, daß manche Hauptgedanken des Evangeliums, die nicht nur in der Schrift

sondern vor anderen auch bei Luther vorliegen, aber durch die Einseitigkeit der jeweilig herrschenden Lehrdiskussion aus dem Zentrum des Gesichtsfeldes gerückt sind, wieder verarbeitet werden. So bekommt der Geist unserer Christen wieder Gegenstände, an denen er seine Regsamkeit üben kann, nachdem er durch die alten Kämpfe, die keine neuen Gedanken mehr fördern, müde geworden und abgestumpft ist.

I.

Der erste Satz gibt an die Hand, daß der Unterschied zwischen Gesetz und Evangelium klar erkannt sein muß, um bestimmen zu können, was gesetzliches Wesen ist. Sobald dieser Unterschied klar liegt, ergeben sich folgende drei Sätze von selbst: 1. Das Wesen des Christen geht aus dem Evangelium hervor. 2. Der Christ nimmt als Christ die Antriebe und Formen seines Handelns aus dem Evangelium und nicht aus dem Gesetze her. 3. Diese bestehen in Glaube, Liebe, Hoffnung. Dadurch wird jede Lebensäußerung des Christen bestimmt. Die Antriebe und Formen dagegen, die das Fleisch aus dem Gesetze nimmt, sind Mißtrauen, Selbstsucht, Furcht. Diese mischt das Fleisch auch in jede Lebensäußerung des Christen, und insofern das beim Christen vorliegt oder sich äußert, redet man von gesetzlichem Wesen.

A. Was ist nun der Unterschied zwischen Gesetz und Evangelium?

Das Gesetz ist der ewige heilige Wille Gottes, wie er z. B. in den zehn Geboten geoffenbart ist. Sein Inhalt ist Liebe gegen Gott und den Nächsten. Wenn wir jetzt aber vom Gesetze reden, dann geschieht es so, wie Paulus in den Briefen an die Galater und die Römer davon redet, wenn er sagt, daß das Gesetz aufgehoben ist. Da meint Paulus nicht den ewigen Inhalt des Gesetzes, der in dem Wesen Gottes begründet ist, sondern die Weise, wie dieser Wille Gottes im Leben der Menschen, seit sie in Sünde gefallen sind, sich wider sie stellt.

Das Gesetz oder der Wille Gottes stellt sich gegen die Sünde durch Fordern, Drohen und Verdammen. Das tut das Gesetz nicht nur in abstracto der Sünde als einer Idee gegenüber, sondern es stellt sich konkret, persönlich, gegen den sündigenden Menschen. Es ist nicht nur so, daß der Mensch in seiner sündigen Art eine falsche

Auffassung vom Willen Gottes hat und ihm nun den Charakter des Forderns, Drohens und Verdammens beilegt, sondern der Wille Gottes, Gott selbst stellt sich jetzt mit seinem Willen dem sündigenden Menschen gegenüber *a n d e r s*, als er sich mit eben diesem Willen vorher zu ihm gestellt hatte, da er noch nicht Sünder war. Diese andere Art ist eben in den drei Ausdrücken bezeichnet.

Der Wille Gottes war schon in Ewigkeit. Wo da aber noch keine Sünde ihm entgegenstand, war auch noch keine Rede von Fordern, Drohen, Verdammen. So auch nicht gegenüber den ersten Menschen im Stande der Unschuld. Es ist darum das Wort von dem Baume der Erkenntnis im Paradies auch nicht so zu fassen, als ob Gott durch Fordern, Drohen und Verdammen den ersten Menschen habe *b e s t i m m e n* wollen. Sondern es handelt sich da um eine Warnung vor Schaden. Auch für den Christen als solchen, für ihn als Pneuma, besteht der ewige heilige Wille Gottes; aber nicht in der Gestalt des Forderns, Drohens, Verdammens. Das ist für den Gerechten abgetan. Und so ist es weiter in der ewigen Seligkeit. Da bleibt der ewige Wille Gottes, aber die Kinder Gottes gehen in diesen Willen ein mit ihrem Willen, der durch den heiligen Geist geheiligt ist, und haben ihre Freude dran.

Die Sünder dagegen will Gott mit seinem Fordern, Drohen und Verdammen *b e s t i m m e n*. Das ist eine gewaltmäßige Art, mit dem natürlichen Menschen, der nichts vom Geiste Gottes vernimmt, umzugehen. Das Gesetz will den Menschen niederschlagen und ihn so gewaltmäßig zur Erkenntnis der Sünde bringen. Mit dem natürlichen Menschen kann Gott gar nicht anders umgehen. Sein Urwesen, die Sünde, ist Mißtrauen, Selbstsucht, Furcht, nach der großen typischen Darstellung Moses in der Erzählung vom Sündenfall. Wo das Gesetz Gottes diesem Wesen gegenübertritt, da kann gar kein neues gottgefälliges Wesen entstehen; denn der Mensch faßt den Willen Gottes, der vorher im Stande der Unschuld noch garnicht Fordern, Drohen und Verdammen war, *d o c h* so auf. Zugleich liegt es nicht der Art des Gesetzes, daß es etwas *s c h a f f t e*; sondern es äußert sich nur so, wie oben angegeben. Deshalb ist es ganz unmöglich, daß das Gesetz sollte Liebe gegen Gott und den Nächsten *e r w e c k e n*. Darum liegt es auch gar nicht in dem Wirkungsbereich des Gesetzes, wie wir jetzt nach Pauli Vorgang davon

reden, solch neues gottgefälliges Wesen zu erzeugen. Das Gesetz kann und will nur niederschlagen und töten.

Dabei kommt es zur Steigerung des sündlichen Wesens, wie Paulus Röm. 5, 20; 7, 5. 9. 11. 13 auseinandersetzt. Nicht nur haben die Versuche, das Gesetz zu halten, die obengenannten Charakteristika der Sünde, nämlich Mißtrauen, Selbstsucht, Furcht; sondern es nimmt nun auch die Sünde Ursach am Gebot, und Resultat ist oft das Ausbrechen der Sünde in grobe Schandtaten. Selbst, wo das Zusammenbrechen des menschlichen Willens in der Verzweiflung eben durch das Niederschlagen des Gesetzes zu stande kommt, bleibt die Sünde mit ihren obenbezeichneten Charakteristika bei dem Menschen in voller Kraft. Das ist nicht zufällig, sondern das liegt im Wirkungsbereich des Gesetzes und damit in seinem Ziel und in der Absicht Gottes. Das ist nicht so zu verstehen, als ob Gott von sich aus der Urheber der Sünde wäre und der Mensch nun insoweit entschuldigt wäre. In Bezug auf das letztere sagt Paulus, daß die Sünde Ursach am Gebot nimmt. In Bezug auf das erstere aber sagt er, daß die Absicht Gottes die ist, den Menschen zur Erkenntnis der Sünde zu bringen. Der Weg dazu ist, daß die Sünde mächtiger, daß sie überaus sündig werde.

Diese Wirkungsweise des Gesetzes steht in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Gericht der Verstockung, das nicht so zu verstehen ist, daß Gott gelegentlich einmal einen besonders schlechten Menschen verstockt — eine solche Darstellung müßte ja allerlei Selbstgerechtigkeit auslösen — sondern die Verstockung ist das Resultat des stetig wirkenden Gesetzes bei denen, die dem Wirken des heiligen Geistes und seinem Ziehen durch's Evangelium Widerstand leisten — eine fortwährend zu beachtende Warnung für jeden Christen gegen seinen alten Adam.

Es ist nicht gesunde Theologie, wenn man die Härte dieser Darstellung abschwächt und ebenso den Sinn der betreffenden Bibelstellen. Das Gesetz Gottes ist nicht ein Kinderspiel. Es bleibt ja bei dieser Darstellung manches Schwierige für unsern menschlichen Verstand. Aber das Gesetz ist auch nicht vornehmlich für unsere rationelle Einsicht gegeben, sondern es wendet sich an das Gewissen. Das gibt Gott auch in dieser Sache Recht.

Damit nun diese Hauptwirkung zu stande kommt, daß nämlich die Sünde als Sünde erscheint und der Mensch an seiner Gerechtig-

feit und an seiner Fähigkeit gerecht zu werden verzweifle, muß das Gesetz auch so gepredigt werden, daß die angeführten Wirkungen erzeugt werden.

Das E v a n g e l i u m ist nun ganz etwas anderes in Bezug auf Inhalt, Ziel, Wirkungsweise, Resultat und die Art, wie man damit umgeht. Es verkündigt die wunderbare Botschaft, daß Gott um Christi willen uns die Sünde vergeben und uns damit alles Heil, Leben und Seligkeit geschenkt und versiegelt hat. Das Evangelium fordert nicht, noch gibt es Anweisungen oder Maßregeln, daß etwas geschehen soll; sondern es erzählt, daß etwas geschehen ist. Es droht nicht, sondern es verheißt. Es verdammt nicht, sondern es schenkt. Es tötet nicht, sondern es schafft den Glauben, der da ist das neue Leben. Dieses hat also seine Art aus dem Evangelium, nicht aus dem Gesetz. Sie ist Vertrauen, Liebe, Hoffnung; das Gegenteil von dem, was der Sünder dem Gesetz entgegenstellt, Mißtrauen, Selbstsucht, Furcht.

Dies zeigt sich vor allem in der Stellung des Christen zum Gesetze Gottes. Für sein neues geistliches Leben verliert der heilige Wille Gottes den Charakter des Gesetzes, der in Fordern, Drohen und Verdammen bestand. Das ist nicht nur so der Fall, daß der Christ jetzt durch den heiligen Geist eine andere innere Stellung dazu einnimmt, eine andere Auffassung davon hat, sondern auch der Wille Gottes, Gott selbst nimmt jetzt eine andere Stellung zu ihm ein. Gott fordert nicht von ihm. Noch weniger droht oder verdammt er. Paulus drückt das so aus: Das Gesetz ist aufgehoben, dem Gerechten ist kein Gesetz gegeben. Dabei bleibt der ewige heilige Wille Gottes nach wie vor bestehen, aber er lastet nicht auf dem Christen als ein fremder Wille; sondern er ist sowohl in der Intention Gottes wie in der Auffassung des Christen, sofern er Christ ist, der Wille des Vaters, auf den das Kind mit Liebe eingeht und daran es seine Freude hat und in dem es aus dem Evangelium, aus dem Glauben heraus wandelt. Denn jetzt weiß und versteht es, daß sein Mißtrauen und seine Furcht in Bezug auf Gottes Willen aus der Selbstsucht hervorgingen. Jetzt erkennt es, daß in dem Willen Gottes, in dem, was nach Gottes Willen die rechte Weise zu wandeln ist, sich unser Leben als ein s e l i g e s Leben vollzieht.

Jetzt hat der Christ einen viel höheren Respekt vor dem heiligen Willen Gottes als vorher. Dieser Respekt ist nicht nur dem G r a d e

nach sondern der Art nach höher. Es ist eben kein gesetzlicher Anechtsrespekt, sondern der Respekt des Kindes. Nach diesem Respekt redet dieser Christ denn auch wohl vom Gesetz und braucht dabei Ausdrücke, die eben in der menschlichen Sprache über diese Sache geworden sind; aber es liegt ein ganz anderer Sinn darin als beim unbefehrten Menschen in derselben Ausdrucksweise.

Wenn daher Paulus diesen Christenrespekt vor dem Gesetze ausspricht, wenn Luther davon redet mit eben den Gesetzesausdrücken, dann muß man das nicht ohne weiteres mit dem verwechseln, wie auch der Gesetzesmensch von der Sache redet, sondern sorgfältig aus dem Zusammenhange erkennen, wie die Rede zu verstehen ist. Wiederum, wenn Christen, die untereinander wissen, wie sie aus dem fröhlichen Glauben heraus zu Gottes Willen recht stehen, nun diesen Willen Gottes Gesetz nennen, dann wird man ihnen das nicht anmuten. Die Schrift tut's ja auch. In der obigen Auseinandersetzung ist das Wort Gesetz eben für die gesetzliche Auffassung reserviert der Unterscheidung halber, und zwar nach dem Vorgange Pauli.

Das Evangelium ist aber nicht das Complementum des Gesetzes Gottes, das erst gegeben wäre, als das Gesetz Niasko gemacht hatte; sondern es ist die Urwahrheit von dem eigentlichen Wesen Gottes, das in göttlicher Liebe besteht.

Um diesen Gedanken recht stark zu machen, offenbart uns die Schrift, daß Gott uns schon vor Grundlegung der Welt in Christo dem Sünderheiland erwählt hat. Und Paulus sagt, daß alle Dinge von Christo, dem Sünderheilande, und durch ihn und zu ihm geschaffen sind und in ihm bestehen, Kol. 1, 14—17. Wenn wir an diese Aussagen mit unserm Verstand herantreten, um sie begrifflich in logischer Reihenfolge zu bemeistern, dann bleibt immer ein Rest, dessen wir nicht Herr werden. Aber das ist eben nicht für die begriffliche Spekulation, nicht für das einseitig intellektuelle Verständnis, gesagt, sondern für das gläubige Vertrauen. Darum zeitigt die Spekulation auch unbefriedigende Resultate wie in der calvinistischen Darstellung, daß die Welt zur Sünde geschaffen sei, um nachher die Gnade mächtiger Leuchten zu lassen. Ebenso läßt es auch unbefriedigt, wenn man die mächtige Darstellung, die die Sünderliebe Gottes in die Ewigkeit projiziert, auf irgend eine Art,

die unserm Verständnis huldigt, abschwächt, oder wenn man die Welterschöpfung zwar in Christo, insofern er der Sohn Gottes ist, aber nicht insofern er der Sünderheiland ist, geschehen sein läßt. Das genügt den Ausdrücken Pauli nicht und mindert den Eindruck der Ewigkeit und Ursprünglichkeit des Evangeliums. Wir nehmen aus den Ausdrücken das heraus, was der Glaube fassen kann, daß die Liebe zu uns armen Sündern, die Gott in Christo zu uns hat, das Urwesen Gottes ist. Das andere, was wir nicht verstehen, lassen wir auf sich beruhen.

Es ist darum auch im innigsten Einklang mit dem ewigen heiligen Willen Gottes, wie er vor dem Sündenfall in Gott ist, wie er vom heiligen Geist im gläubigen Christenherzen sich bezeugt, und wie er bestehen wird in der ewigen Seligkeit, als der Ausdruck der heiligen Reinheit Gottes, die ja eben in dem Begriff Liebe zusammengefaßt ist.

Wenn man von hier aus nochmal zurückschaut auf das, was wir vom Gesetz, wie es uns Sündern gegenüber steht, gesagt haben, dann wird das noch klarer in seinem Unterschied vom Evangelium. Das Gesetz ist ganz etwas anderes als das Evangelium, und zwar etwas geringeres. Es kann nicht etwas Neues schaffen, wodurch ihm Genüge geleistet würde; ja, es schafft noch nicht einmal die eigentlich richtige hohe Auffassung von Gottes Willen. Das tut aber das Evangelium. Das ist es, das den Christen zum Christen macht. Aus diesem Quell allein fließt auch das rechte Christenleben weiter. Und so muß nun auch das Evangelium gepredigt werden.

B. Worin besteht nun das gesetzliche Wesen?

Es findet sich bei dem Christen ein Wesen, das seine Antriebe zum Handeln aus dem Gesetz, wie es oben der Sünde gegenüber gezeichnet war, nimmt, nämlich aus dem Fordern, Drohen, Verdammen. Der Christ läßt sich dabei das Fordern des Gesetzes zum Gehorsam gegen Gottes Willen dienen. Er empfindet den Willen Gottes als einen fremden Willen auf ihm lasten; er traut sich zwar nicht, ihm zuwider zu handeln, aber er handelt nicht als im seligen Vertrauen zu Gott stehend; das alte Mißtrauen bleibt bestehen. Der Christ läßt sich das Drohen des Gesetzes zum Antriebe des Gehorsams dienen, sodaß die Selbstsucht in der Gestalt der Sohnsucht bei ihm die Triebfeder des Handelns bleibt. Der Christ läßt sich durch das Verdammn des Gesetzes treiben,

sodaß die Furcht an der Wurzel seines Handelns liegt. Diese Weise hat er nicht nur da, wo er so das Gesetz zum Ausgangspunkt seines Gehorsams nimmt, sondern auch da, wo er es andern Menschen für ihren Gehorsam aufdrängt.

Das ist ein Unding, denn der Art seines neuen Lebens entspricht das nicht. Das würde vielmehr die Antriebe seines Handelns aus dem Evangelium nehmen. Das neue Wesen, das das Evangelium setzt, ist Glaube, Liebe, Hoffnung. Der Glaube geht die Wege Gottes mit dem Vertrauen, daß er darin als in dem Willen des Vaters wohl beraten ist. Die Liebe richtet sich nach Gottes Willen, nicht als nach etwas Fremden, das auf ihr lastet, sondern weil das ihrem eignen Wesen entspricht, und weil der Christ das will und liebt, was Gott will. Die Hoffnung ist der Furcht entgegengesetzt, die mit ihrem Tun eine Gefahr, die von Gott her droht, abwenden will; die Hoffnung streckt sich in all ihrem Handeln nach vorne, um zu Gott hinan zu kommen, den sie als den geliebten Vater erkennt, und der darum das Ziel ihrer Sehnsucht ist. So ist das neue Leben aus dem Evangelium beschaffen nicht nur da, wo es sich um das Verhältnis des Christen zu Gott handelt, sondern auch da, wo der Christ es mit seinem Mitmenschen zu tun hat. All sein Handeln ist bestimmt durch Vertrauen, Liebe und Geduld.

Wir sehen also, das gesetzliche Wesen verkehrt den natürlichen Gang des neuen Lebens. So gewinnt nun das Handeln in gesetzlichem Wesen auch bestimmte allgemeine Formen, die aus der Natur jener Verkehrung entstehen. Während das Handeln, das aus Glaube, Liebe, Hoffnung hervorgeht, ursprünglich, unmittelbar, unbefangen, echt und wahr ist, weil es aus wirklicher richtiger Lebensquelle fließt, gestaltet sich das Tun des gesetzlichen Wesens als mechanisch, äußerlich, mit Hintergedanken und Nebenabsichten behaftet, auf den Augenblick berechnet, als unecht und unwahrhaftig. Das gesetzliche Wesen setzt die eigentliche Quelle des Christenlebens, nämlich das Evangelium, bei Seite und wendet sich dem Gesetze zu, das gar nicht als Quelle des neuen Lebens von Gott gemeint ist. Es setzt einesteils Gesetz an Stelle des Evangeliums und verkehrt anderenteils Gesetz sowohl als Evangelium, sodaß weder Gesetz noch Evangelium bleibt. Es verkehrt das Gesetz Gottes zu seinem Gegenteil, zu einem Mittel, das Leben schaffen soll.

Das Resultat ist, daß das Leben daraus nicht nur nicht die Rechtschaffenheit vor Gott gewinnt, sondern es geht nun auch die Wirkung, die das Gesetz leisten soll, verloren, nämlich das Niederschlagen, das Töten des alten Adams. Ebenso verkehrt das gesetzliche Wesen das Evangelium zu seinem Gegenteil. Nachdem man außer Acht gelassen hat, daß das Evangelium das ist, woraus das neue Leben fließen soll, wie Wasser aus der Quelle, überträgt man auf das Umgehen mit dem Evangelium den Charakter, den das Leben aus dem gesetzlichen Wesen gewonnen hat, man sucht sich auch mit dem Evangelium abzufinden, dem Evangelium gerecht zu werden, und macht sich so aus dem Evangelium ein Gesetz ähnlich dem, das man sich aus dem Gesetz Gottes gemacht hat. Damit geht man insofern auch der eigentlichen Wirkung des Evangeliums verlustig und hilft so zum Niedergang des neuen Lebens. Aber was hier in Betracht kommt, ist die Form, die das Leben dadurch gewinnt. Das Gesetz schlägt nieder, und wenn das Evangelium dann dazu kommt, richtet es wieder auf und macht so demütig und getrost. Im gesetzlichen Wesen ist der Mensch entweder unten durch oder oben auf, verzweifelt oder sicher neben dem, daß man auf Christum hofft, beides falsch. Das Wesen entspricht nicht den Wirkungen, die Gesetz und Evangelium an den Herzen ausüben. Es wird daher etwas Gemachtes, etwas Unwahres bei den Menschen daraus, und dieser Charakter drückt sich in den Eigenschaften alles gesetzlichen Handelns aus. Es ist äußerlich, mechanisch, unecht, mit Nebenabsichten behaftet, auf den Augenblick berechnet.

C. Woher kommt nun die Verkehrung von Gesetz und Evangelium bei dem Christen?

Aus seinem sündlichen Fleische. Wir haben das Fleisch an uns. Das braucht nicht erst aus der Schrift erwiesen zu werden. Nur die Andeutung ist nötig, daß dieses Fleisch seinem Wesen nach nicht in abgeschwächter Art zu fassen ist. Das Fleisch beim Christen ist genau dasselbe Fleisch wie beim Unbefehrten, nur daß es beim Christen nicht wie beim Unbefehrten ungehindert Spielraum hat. Der Geist macht dem Fleisch den Platz streitig, und wo das Werk des Geistes ungehindert seinen Gang geht, wird das Fleisch immer mehr unterdrückt und getötet. Aber soweit das Fleisch da ist, hat es genau die Art wie beim Unbefehrten. Daher braucht es die Gesetzespredigt, und es gebührt ihm nicht die Predigt des Evangeliums, wie

man umgekehrt dem Geiste nicht mit der Gesetzespredigt kommen muß, sondern nur mit dem Evangelium. Weil im Christen neben dem Geiste das Fleisch ist, so mischt sich bei ihm Sündliches in jede Lebensäußerung, in sein Glauben, Lieben und Hoffen. Der Verlauf des Christenlebens vollzieht sich in Straucheln, Fallen und Aufstehen. In dem Maße, wie das Feuer der ersten Liebe abflaut, erhebt sich die Kraft des alten Adams, dessen Natur dem Evangelium zuwider immer gesetzlich ist. So lange dieser Kampf zwischen Geist und Fleisch in einzelnen Gegenstößen besteht, ist das Bewußtsein der Gegensätze zwischen Geist und Fleisch stark, und man wird noch nicht von gesetzlichem Wesen reden. Je weiter sich das Christenleben von der Frische der ersten Anfänge entfernt, wird es in allen Neußerungen schwächer. Stoß und Gegenstoß im Kampfe gegen die Sünde treten weniger ins Bewußtsein, sie werden habituell und schwächer. In diesem allgemeinen Abflauen und Rückgang gewinnt das Leben immer mehr die Formen des alten Adams, die Gesetzhaltigkeit; und das ist es, was wir gesetzliches Wesen nennen. Dabei besteht das Glaubensleben noch fort, aber die Art des gesetzlichen Wesens mischt sich gerade in die Neußerungen des Glaubens in einer Weise, daß der Christ sich wegen des Mangels an Frische dieses Widerspruchs nicht immer bewußt wird. Er glaubt, weil er muß, weil das so recht ist. Er macht aus dem Glauben eine Bedingung, und ehe er sich es versteht, sind alle seine evangelischen Anschauungen so eingestimmt, daß sie gesetzlichen Charakter tragen.

Was sich so bei dem einzelnen Christen vollzieht, geschieht auch im Leben der Gemeinde als der Summe der verschiedenen Einzelleben. Aber es ist da der Unterschied: während in der Entwicklung des Einzellebens so große Verschiedenheit herrscht, wie es verschiedene einzelne Personen gibt, hat die Entwicklung des Gemeindeflebens eine gewisse Gesetz- oder Regelmäßigkeit in der Richtung des Niedergangs. Hier läßt sich das gesetzliche Wesen am leichtesten beobachten und darstellen. Das bringt uns unserer eigentlichen Sache näher: das gesetzliche Wesen, wie es sich unter uns herausgebildet hat.

(Fortsetzung folgt.)

Der europäische Krieg im Lichte des Wortes Gottes.

Mit dem Anfang des Monats August dieses Jahres ist der lange gefürchtete Krieg zwischen den europäischen Großmächten und einigen Kleinstaaten plötzlich hereingebrochen. Seit Jahren stand ja das Gewitter drohend am Horizont; aber man hielt seinen Ausbruch für schier unmöglich, weil der Gedanke zu entsetzlich und mit dem heutigen Stand der Kultur unvereinbar erschien. Man war sich klar bewußt, daß ein solcher Krieg für jede beteiligte Macht auf ein halbes oder ganzes Jahrhundert hinaus die physische, wirtschaftliche und kulturelle Lähmung und für die unterliegende Seite völligen Ruin, ja vielleicht die staatliche Vernichtung bedeute. Hier lagen Throne und Völkerstellungen, Millionen von Menschenleben, das Heimglück unzähliger Familien, alles Hab und Gut von Nationen und die Errungenschaften einer fast zweitausendjährigen Zivilisation und Geisteskultur in der Waagschale. Welche Macht konnte es wagen, unter solchen Gefahren für sich selbst und auf solche Kosten für die zivilisierte Welt die Kriegesfurie zu entfesseln, zumal alle Mächte bis an die Zähne bewaffnet und zum Losschlagen im ersten Augenblick der wirklichen Gefahr bereit standen? Wir wissen alle, wie es kam. Der Prinzenmord von Serajewo, das österreichische Ultimatum, die serbische Ablehnung, die österreichische Strafexpedition nach Belgrad. Da erhob sich Rußland, dann Oesterreich—Deutschland, dann Frankreich, dann Belgien und England, und schließlich das heidnische Japan. Der Krieg entstand aus Haß und Neid auf der einen und aus Furcht auf der andern Seite. Und jede Regierung glaubte die andre abschrecken zu können, indem sie mit der Hand ans Heft griff. Aber das Mittel war, wie gewöhnlich, vergeblich. Die Schwerter flogen aus der Scheide, und der Krieg war da.

Er wüthet jetzt seit zehn Wochen, und der Kampf tobt auf zwei großen Schlachtklinien östlich und westlich von Deutschland mit nie dagewesener Bitterkeit von seiten Deutschland — Oesterreichs, die um ihre Existenz gegen die übermächtige Koalition Rußland — Frankreich — England — Belgien ringen. Obwohl die deutsch = österreichischen Heere bis jetzt im großen und ganzen siegreich gewesen sind und Belgien niedergeworfen ist, steht die Entscheidung noch aus. Niemand weiß, wie lange es noch dauern mag. Keine Feder beschreibt das namenlose Elend, das der Krieg bisher über die streitenden Völker gebracht hat und noch bringen wird. Schier die ganze Welt, besonders wir in Amerika, fühlen seine Wellenschläge in der Störung von Handel und Industrie. Die ganze Welt ist entsetzt, klagt, schreit oder zürnt und schimpft über die, die sie für den Ausbruch des Krieges für verantwortlich hält. Was noch an einen lebendigen Gott glaubt, Christen, Juden, selbst Türken und Ungläubige, seufzen und beten — meistens für den Sieg ihres oder des von ihnen bevorzugten Volkes, und wir Christen beten um den Sieg des Rechts, vor allem aber, daß Gott sich des Jammers erbarme,

dem Haß und Blutvergießen ein Ende mache und der Welt und der Christenheit den Frieden wiedergebe, wenn seine Absichten erreicht sind.

Wir Christen hierzulande haben unsre Gedanken über den Krieg und unsre Wünsche inbezug auf den Ausgang desselben. Ob wir Deutschen, Englischen, Polen, Slowaken, Russen, Norweger, Litauer in der lutherischen Kirche dieses Landes alle in einem Sinn und Geist denken, reden, beten? — Von allen natürlichen Dingen ist nichts schwerer zu überwinden als die Liebe zum eignen Fleisch und Blut. Blut ist dicker als Wasser, darum gehen in solchen Krisen die Meinungen, Wünsche und Gebete auch unter den Christen verschiedener Nationalität stracks wider einander. Jeder schwört, daß sein Volk recht und das gegnerische unrecht hat, und betet für den Sieg seiner Nation. Und die Welt fragt spottend: Was wird euer Gott in dieser Verlegenheit tun? und nimmt aus dieser sich selbst widersprechenden Situation neuen Anlaß zur Verwerfung aller Religion. Und der Hypernationalismus ist bei dem Völkergemisch in unserm Lande nicht ohne Gefahr für den Frieden in unsrer Kirche. Aber bei Christen sollte es möglich sein, das Nationale so weit hinter das Christliche zurückzustellen, daß die Einigkeit des Geistes unter uns nicht ernstlich gestört werde. Und das ist möglich, wenn wir alle unsre Gedanken und Wünsche ernstlich durch Gottes Wort ziehen und durch die Schrift bestimmen lassen.

Zuerst etwas zur Abwehr gegen die Welt.

Hat das Christentum versagt?

So lästert jetzt die Welt. Es sind christliche Völker, die hier mit einander im Kriege liegen. Orthodoxe, römische, protestantische Völker schlachten sich gegenseitig ab. Das Christentum, das die Religion des Friedens, der Liebe, der Demut, der Selbstverleugnung sein will, hat nicht vermocht, die Liebe, ja nur den Gerechtigkeitsinn unter ihnen in dem Maße zu entwickeln, daß sie sich friedlich über die zwischen ihnen schwebenden Differenzen auseinandersetzten. In dem Augenblick, in dem das Wohl der christlichen Welt in der Waagschale lag, hat es seine Kraft verleugnet und die Welt der Barbarei, dem Massenmord und dem Verderben preisgegeben. Es hat in der Stunde der Not kläglich versagt und damit sich selbst gerichtet.

Wir antworten: Nur der, der das Christentum nicht kennt, kann so unverständlich reden. Wer das Evangelium an dem allgemeinen äußeren Erfolge in der Welt messen will, muß es von vornherein durchstreichen. Es war im Alten Testament vorhanden und eroberte nicht die Heidenwelt, sondern blieb wesentlich auf das kleine Israel beschränkt. Das neutestamentliche Evangelium ging aus in die Heidenwelt, hat aber bis auf den heutigen Tag, in zwei Jahrtausenden, kaum ein Drittel derselben auch nur zu seinen äußeren Anhängern zu machen vermocht. Ja, das Evangelium hat nie vermocht, die Völker als Gesamtheiten zu befehren. Unser eignes Land ist des Wortes so voll wie irgend ein andres; aber auch hier hat es zwei Drittel der Bevölkerung unbekehrt gelassen. Es ist eine kühne Synekdoche, wenn man von christlichen Völkern redet. Im eigentlichen Sinne hat es ein christliches Volk nie gegeben und wird es nie eins geben. Auch die so-

genannten christlichen Völker sind in der Mehrzahl ihrer Glieder stets Unchristen gewesen. Die Verbreitung des Evangeliums ist, wie es selbst um und um, ein Geheimnis des unerforschlichen Majestätsrats Gottes. Gott gibt sein Wort, wo und wann er will, und er läßt es auch bei denen, die es hören, fruchtbar und erfolgreich sein, wo und wann er will. Das Evangelium ist eine Kraft Gottes zur Seligkeit und zur Heiligung, aber keine mechanisch wirkende Kraft. Es ist keine elektrische Batterie, die mit einem bestimmten Quantum von Elektrizität gefüllt wäre oder fortlaufend mit einem elektrischen Strom von bestimmter Stärke gespeist würde und unfehlbar überall ein bestimmtes Quantum von elektrischer Wirkung ausübte, sobald man die drahtliche Verbindung herstellt. Es handelt sich hier um eine Wirkung von Person zu Person. Die im Evangelium wirkende Kraft ist keine von Gott geschaffene, emittierte und von seiner Person losgelöste, für sich selbst fortwirkende rein sachliche Kraft, sondern sie ist und bleibt Gottes persönliches, unmittelbar persönliches Wirken, und ist eben darum keinem mechanisch wirkenden Naturgesetz unterworfen, weil Gottes Persönlichkeit keinem Gesetz untersteht, sondern absolut frei und Herr jedes Gesetzes ist. Er gibt sein Evangelium wann und wo und wie er will und wirkt durch dasselbe wann, wo und wie er will. Wohl ist es wahr, daß Gottes Wort an sich selbst immer kräftig zur Seligmachung und Heiligung der Sünder ist, ein Feuer, ein Hammer, der Felsen zerschmeißt, Jer. 23, lebendig und kräftig und schärfer, denn kein zweischneidig Schwert, Ebr. 4, ein Regen, der nicht wirkungslos auf das Land fällt, Jes. 55; aber es ist ebenso wahr, daß Gott in seinem Wort und durch sein Wort frei wirkt wo und wann es ihm gefällt. Wer dies nicht erkennt, versteht das Evangelium, das Christentum nicht.

Andererseits sind die Menschen, auf die das Evangelium wirkt, keine toten Maschinen, die richtig montiert, perfekt in jedem Detail, fertig geölt dastehen und sich in Bewegung setzen, sobald das nötige Quantum Kraft angewandt wird. Was unsre Intuitivideisten so stark betonen, aber falsch anwenden, daß der Mensch, auch der Sünder, eine freie Persönlichkeit mit formaler Freiheit des Willens sei, das ist wahr. Gott hat den Menschen so geschaffen. Durch die Sünde ist er nun zwar kraftlos geworden, diese Freiheit des Willens zur Annahme des Evangeliums zu gebrauchen, aber um so stärker und entschlossener, das Evangelium von sich zu weisen oder es sich doch nur äußerlich gefallen zu lassen. Und Gott zwingt niemand mit äußerer Kraft zum Glauben, zur Erneuerung, zur Heiligung. Wer es nicht will, der lasse es! Wer böse ist, sei immerhin böse; und wer unrein ist, sei immerhin unrein! Offenb. 22, 11.

Daher kommt es, daß die Herde Christi auf Erden je und je die kleine Herde gewesen ist und bleiben wird. Es ist der Welt Schuld, daß sie den Geist der Wahrheit, der Erkenntnis, der Liebe, des Friedens, der Keuschheit nicht kann empfangen, daß wir den gekreuzigten Christum predigen den Juden als ein Vergernis, den Griechen als eine Torheit. Die Welt ist zu gerecht, zu weise, zu gemütvoll, zu kultiviert, als daß sie das Evangelium

annehmen sollte. Sie glaubt ja so fest an Menschentugend und Männerwürde, an menschliches Wissen und Können, an den Adel des menschlichen Herzens. Und der Herr sagt: Ich preise dich, Vater und Herr Himmels und der Erde, daß du es den Weisen und Klugen verborgen hast und hast es den Unmündigen offenbart. Ich bin gekommen, die Sünder zur Buße zu rufen und nicht die Gerechten. Und wer nicht absagt allem, das er hat, der kann nicht mein Jünger sein. Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher ins Reich Gottes komme. Was der Herr einst dem Volk Israel zurief: Jerusalem, Jerusalem, die du tötest die Propheten und steinigst die zu dir gesandt sind, wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne versammelt ihre Küchlein unter ihre Flügel, und ihr habt nicht gewollt, — das gilt heute der ganzen Welt, insonderheit den sogenannten „Kulturbölkern.“ Sie haben den Krieg, nicht weil das Evangelium seine Kraft an ihnen nicht bewiesen hätte, sondern weil sie dasselbe mit seiner Gotteskraft von sich gewiesen haben, um der rein menschlichen Kultur, d. h. dem Kultus des Natürlichen, mit allem, was es an Sünde, Ungöttlichkeit und Verderben in sich schließt, leben zu können.

Nicht das Christentum, das Evangelium Gottes, hat versagt, sondern wenn hier ein Christentum versagt hat, so ist es das persönliche Christentum derer, die an dem Kriege schuld sind. Das persönliche Christentum, das, was durch das nie versagende Evangelium an geistlicher Kraft in uns arme Sünder übergeht: unser Glaube und unsre sittliche Stärke, das versagt oft. So oft wir Christen sündigen, besonders wenn wir in grobe Sünden fallen, hat unser Christentum versagt. Wenn die Jünger sich zanken, wer unter ihnen der größte sein sollte, wenn Paulus und Barnabas hart an einander geraten, wenn Petrus seinen Herrn verleugnet, wenn Moses und Aaron zu zweifeln anfangen, David in Ehebruch und Mord oder in Vertrauen auf seine Kriegsmacht fällt, so hat nicht Gottes Wort bei ihnen, sondern ihr persönliches Christentum versagt. Und wenn man genau reden will, so ist es nicht ihr Christentum, das versagt hat, sondern sie selbst, ihre Person, ihr freier Wille hat versagt, kraft des in ihnen wohnenden Fleisches. Gott gibt durchs Evangelium geistliche Kraft und Stärke genug den Unvermögenden; David, Petrus mußten nicht fallen, sondern sie fielen, weil sie nicht wachten, die Sünde am Busen nährten und das Christentum momentan in sich erdrückten. — Waren daher diejenigen, die den Krieg heraufbeschworen und entfesselt haben, Christen, so ist es ihr Christentum, das versagt hat, sie selbst haben versagt, indem sie ihr Christentum verleugnet haben.

Und nun sind es ja nicht die Völker als nationale Massen, die Kriege machen, sondern das sind einerseits die geistigen Volksleiter, die Literaten, Dichter und Historiker, die Zeitungenschreiber, die die Völker mit kriegschwangeren Ideen und Bestrebungen erfüllen, die Nationaljingos, die Hyperpatrioten, die den Völkern mit dem nationalen Größenwahn die Köpfe berrücken und sie gegen einander heßen mit Begriffen wie *La grande nation*,

Brittania rules the waves, Deutschland, Deutschland über alles, Panславismus, Bangermanismus, und wie die eiteln Hohlheiten sonst heißen mögen. Und das sind wahrlich ebenfowenig christliche Begriffe und Ideen, wie wenn die Juden sagten: Wir haben Abraham zum Vater. — Und erst wenn ein vom nationalen Jingoismus durchtränktes Volk in seiner staatlichen Organisation Leiter und Führer bekommt, die seine äußere Politik vom nationalen Größenwahn oder durch Herrschergeleüste oder dergleichen bestimmen lassen, werden die Völker mit einander in Streit und Krieg verwickelt. Es sind gewöhnlich die geistlichen und politischen Größen der Völker, die Diplomaten, die in erster Linie für die Kriege verantwortlich sind. Nur selten ist es die Volksmasse, die zum Kriege drängt, denn sie weiß, daß sie ihre eigne Haut zu Markte trägt. Wer wollte aber sagen, daß bei den heutigen Politikern das persönliche Christentum irgendwie eine ausschlaggebende Rolle spiele?

Ist der Krieg je gerechtfertigt?

Wenn hier etwas versagt hat, so ist es nicht das Christentum, sondern die vielgerühmte moderne Kultur, die man für ein sicheres Bollwerk gegen einen Krieg unter den Kulturbölkern hielt. Aber selbst das läßt sich ja nicht von allen Kriegsführenden sagen. Man kann ja denen, die den Krieg angefangen haben, die Kultur absprechen; aber die Völker, denen er aufgezungen worden ist, verlieren dadurch, daß sie einen Verteidigungskrieg führen, nicht den Anspruch auf Kultur. Selbst die christliche Moral verbietet einen Verteidigungskrieg nicht. Zwischen Staaten gilt dieselbe Moral wie zwischen Individuen. Zweierlei Moral gibt es nicht. Es ist eine schwärmerische Verirrung einiger Sekten, wenn sie auf Grund des Wortes Christi: Ich sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Uebel, das Recht der gewalttätigen Selbstverteidigung gegen einen Mörder leugnen. Dies Wort und das Gebot der Nächstenliebe bleibt freilich für alle Fälle bestehen. Aber es steht noch ein andres Gebot da: Wer Menschenblut vergießt, des Blut soll auch durch Menschen vergossen werden; denn Gott hat den Menschen zu seinem Bilde gemacht. Damit ist jeder Mensch zum äußeren Hüter des Lebens jedes andern Menschen und zum Rächer seines Bluts an dem ruchlosen Mörder gemacht. Wer einen Mörder das Mordschwert über ein unschuldigtes Kind zucken sieht, soll den Mord hindern, wenn er kann, selbst auf Kosten des Lebens des Mörders. Der Mörder hat nicht erst durch den vollbrachten sondern schon durch den begonnenen Mord sein Leben verwirkt, und jeder Dabeistehende ist in dieser Lage dem angegriffenen Kinde als Polizist und Beschützer, mit Gewalt über das Leben des angreifenden Mörders, gesetzt. Er ist hier dessen und des Kindes Obrigkeit, mit dem Schwert ausgestattet, zur Strafe über die Uebelthäter und zum Lobe der Frommen. Genau so ist es aber auch, wenn man selbst das durch den Mörder bedrohte Objekt ist. Da ist man sein eigener von Gott bestellter Polizist, resp. Obrigkeit, und darf, ja soll den Mörder abwehren, wenn nötig, mit dem Schwert oder dem Revolver. Daß man dabei nicht ohne die allerhöchste Not zur Tö t u n g schreiten soll, ist selbstverständlich. Aber

wenn man nicht anders kann, wenn man es tun muß, um das eigne oder eines andern Leben zu retten, so kann man es tun mit gerechtem Grimm über die Schandtat des Mörders und zugleich dabei ein frommes und erhörtes Vaterunser beten. Hier ist das Gebot der Nächstenliebe nicht verletzt, sondern ausgeführt. Man hat die Menschheit von einem Scheusal befreit, dem Gott dies Leben abgesprochen hat.

Auf diesem Grundsatz beruht alles Recht der Obrigkeit, die nichts andres ist als das Organ der zum Zweck der äußerlichen Ordnung organisierten, aus Individuen bestehenden Gesellschaft, des Staats. Manche unsrer Alten leiten das Recht zur Selbstverteidigung des einzelnen wohl von der Obrigkeit her, die ihm daselbe für den Fall der Not verleihe. Das ist nicht nötig. Umgekehrt ist viel natürlicher. Die Polizeigewalt ist jedem Menschen als solchem eigen; und der Staat oder die Obrigkeit hat keine Gewalt, die nicht ursprünglich bei jedem einzelnen Gliede der Gesellschaft wäre, gerade wie es keine Kirchengewalt gibt, die nicht ursprünglich jedem Christen eigen wäre. Staat wie Kirche haben ihre Gewalt erst von ihren einzelnen Gliedern. Aber die Art der Ausübung und Verwahrung ist in der Gesellschaft sofort eine andre als beim Individuum. Wo die Gesellschaft ist und funktionieren kann, darf der einzelne um des gleichen Rechts andrer, um der Ordnung willen sein Recht nicht ohne Zustimmung der andern, resp. ihrer Organe, die dazu bestimmt sind, ausüben. Wo aber die Gesellschaft, resp. der Staat, in seinen Organen nicht zur Stelle ist, wenn die Lage polizeiliches Handeln fordert, hindert mich nichts, mein ursprüngliches Recht mit eigner Hand geltend zu machen. Jeder Christ ein Priester, jeder Bürger ein Polizist! Luther leitet wohl beide, die geistliche und die weltliche Gewalt vom Elternamt her. Das ist auch recht, wenn man nur dabei die individuelle priesterliche und polizeiliche Gewalt nicht leugnet.

Hat die organisierte Bürgerschaft das Recht zur Verhütung und Bestrafung des Mords und aller Verbrechen in ihrer eignen Mitte, so hat sie es ebenso zur Abwehr aller Feinde von außen, eben das Selbstverteidigungsrecht, das ihr als einer einheitlichen, organisierten Masse aus demselben Grunde zusteht wie jedem Individuum. Ein Volk hat das Recht, sich gegen jedes andre Volk zu wehren, ein Staat gegen jeden andern Staat, es sei denn, daß ein solcher Einzelstaat sich mit andern solchen zu einem Großstaat verbunden und diesem die Ausübung der Polizeigewalt übergeben hätte. Aber im Notfall könnte man auch dem Königreich Bayern das Recht der Ausübung seiner Selbstverteidigungsgewalt nicht abschprechen, wenn es plötzlich von den Sachsen überfallen würde, obwohl beide Staaten zum deutschen Reich gehören. Kurz, kann sich ein Bürger gegen den andern, ein Volk gegen ein andres nicht anders wehren als durch Schwert, Kanonen und Bomben, so sei es in Gottes Namen, nur daß man nicht ohne wirkliche Not tötet und beschädigt. Die Schuld für das Blutvergießen trifft nicht den Verteidiger sondern den Angreifer. Das Recht der Selbstverteidigung in der Not leugnen, heißt alle gottgewollte Ordnung, alles friedliche Zusammenleben von Menschen und Nationen, auch die Existenz der Kirche und ihren

Ausbau auf Erden unmöglich machen und die Erde den Mördern und Verbrechern ausliefern. Die Nation, die in diesem Kriege ohne Recht angegriffen und überfallen worden ist, führt einen gerechten und frommen Krieg und darf Gott um Hilfe und Sieg anrufen und der Erhörung ihres Gebets gewiß sein. Ja, ob sie betet oder nicht, Gott ist mit ihr, weil Gott mit dem Recht ist — gegen das Unrecht; er wäre moralisch auf ihrer Seite, auch wenn es eine Nation von Heiden und Spöttern wäre. Und das Volk, das hier ein andres angegriffen und überfallen hat, von dem wird Gott es fordern, und wenn es ein Volk von lauter Heiligen wäre, es sei denn, daß es, wie einst Israel, ein besonderes Patent von Gott zu seiner Kriegsführung aufzuweisen hätte. Und nur in diesem Sinne ist der Text des „Niederländischen Dankgebets“, des Lieblingsliedes des deutschen Kaisers: Wir treten zum Beten vor Gott den Gerechten etc., im Munde der ausziehenden deutschen Krieger zu rechtfertigen.

Wer wird siegen?

Freilich, der Sieg ist äußerlich nicht immer beim Recht, und die Niederlage nicht immer beim Unrecht. Dafür ist ja die Geschichte der Kriege und die tägliche Erfahrung Beweis genug. Wir brauchen ja nur auf die anfängliche Siegeslaufbahn Napoleons hinzuweisen. Gott gibt oft auch dem Ungerechten den Sieg und läßt durch die Schlechten tatsächlich die Guten oft knechten. Das besteht neben dem Gegenteil. Wer in Gottes Weltregierung nur die Gerechtigkeit und Gnade als ordnende Prinzipien anerkennt, der macht die Rechnung ohne den Wirt. Der verborgene Gott tritt uns überall entgegen. Er macht's, wie er will; und niemand darf seiner Hand wehren, noch zu ihm sagen: Was machst du? Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege! Auch hier gilt es zu erkennen, daß Gottes Wege, wie mit dem einzelnen, so mit ganzen Völkern vor unsrer Vernunft mit der uns offenbarten Gerechtigkeit und Gnade nicht übereinstimmen. Es ist ja gerade dies, was die Schrift meint, wenn sie von einem verborgenen Gott, von seinen unbegreiflichen Gerichten und Wegen redet. Trotz aller Offenbarung hat noch niemand des Herrn Sinn, sein letztes Warum erkannt. „Jetzt erkenne ich's stückerweise“, *teilweise*. Darum ist auch in diesem Kriege aus der Gerechtigkeit der einen Seite gegen die andre auf den Sieg derselben nicht mit unfehlbarer Gewißheit zu schließen, und umgekehrt aus dem Sieg der einen Partei nicht auf die Gerechtigkeit ihrer Sache. Auf welcher Seite das Recht ist, wird Gott klar machen, wenn es Zeit ist.

Der Krieg als Zuchtrute Gottes.

Ob Sieg oder Niederlage, der Krieg ist neben Pestilenz, Feuer und Fluten eine der schrecklichsten Zuchtruten Gottes. Das Elend, das der Krieg mit sich bringt, auch für die siegende Nation, spottet jeder Beschreibung, ja jeder Vorstellung für die, die es nicht mit durchmachen. Das ist nicht das Schlimmste, daß Hunderttausende der Helden fallen müssen im Streit, daß die Edelsten der besten Völker auf den Höhen und in den Gründen er-

schlagen werden, daß Kinder jammern und Mütter irren und tausende von Vätern über ihre gefallenen Söhne klagen müssen: O Absalom, mein Sohn, . . . wollte Gott, ich müßte für dich sterben! War is hell! hat General Sherman gesagt; aber mehr: der Krieg füllt auch die Hölle. Wohl läßt sich auch mitten im Kampfgewühl noch selig sterben. Aber wer Leute gehört hat, die mitten drin gewesen sind, wer die wahrheitsgetreuen Schilderungen der Kriegsschriftsteller gelesen hat, der weiß, daß die Führer ihre Truppen meistens nicht mit dem Gebet Gustav Adolphi's, sondern mit Fluchen und Lästern ins Gefecht führen. Es geht anstatt im Namen des dreieinigen Gottes meist „in drei D——s Namen, Müller, so schießen Sie doch!“ und ähnlichen Anfeuerungen auf den Feind los. Es ist sehr schwer, in der Kampfeswut und im Kriegslager den Glauben und ein reines Gewissen zu bewahren. Der Krieg verroht entseßlich. Und der Tod hält schreckliche Ernte — für den Himmel? Der Krieg ist des Teufels Erntefest. — Ja, Gott der Herr schwingt seine Geißel über die kriegführenden Völker mit fürchtbarem Ernst.

Es sind lauter sogenannte christliche Völker, die mit einander im Kriege liegen. Aber sieht man diese Völker als Massen an, so haben sie samt und sonders das Evangelium vielfach mit Füßen getreten, ja, haben sich teilweise, nach der Verwerfung des Evangeliums, dem Kultus des Fleisches in die Arme geworfen. Vornean steht Frankreich, das Land der Unzucht jeglicher Art. Rußland, das Land der Völlerei, des äußerlichsten Kirchentums, der Korruption und der Knute. Das serbische Mörderland, das bigotte Oesterreich, das nimmersatte, heuchlerische England, das — vernunftlos und ruhmredige Deutschland! Das Land unsrer Väter hat noch Millionen von Christen, wie doch in den andern Ländern auch noch viele, viele sind; es hat noch so manchen, der am reinen Gotteswort mit ganzer Seele hängt, dessen Geber Gott ein süßer Geruch ist; aber die geistigen Führer des Volks, die Wissenschaftler und Künstler, selbst die angesehensten Theologen und Pastoren, die großen gebildeten Massen, das Proletariat in den Städten, sind nicht nur „wissenschaftlich“ über das Evangelium und die Schrift hinaus, sondern haben es, gerade seit der nationalen Erhebung des Volks, auch praktisch immer mehr an die Wand gedrückt und die sogenannte Kultur, die im Grunde nichts andres ist als der Kultus des feinen Lebensgenusses, des Fleisches, als das höchste Lebensideal des Menschen aufgestellt. Das Wort Luthers hat sich am deutschen Volke erfüllt: Der Teufel wird das Licht der Berrunft anzünden und euch bringen vom Glauben. Wundt, Ostwald, Barth, Häckel die großen Leuchten der deutschen Wissenschaft und Eucken die Hoffnung der Gottesgläubigen! Wellhausen, Delitzsch, Harnack die großen Theologen, und Seeberg der Retter des Luthertums! Und der ganze Schwarm der positiven Theologen wollen das Evangelium retten durch Preisgabe der Schriftinspiration und die Neufundamentierung der Theologie auf die christliche Erfahrung. Es ist dahin in Deutschland gekommen, daß in den Fortum verführt würden, wo es möglich wäre, auch die Auserwählten. Drüben ist alles, was gebildet sein will, mit fortgerissen von

dem Strudel der Wissenschaftlichkeit, und niemand, niemand merkt und will merken, daß die alleruntersten Pfeiler aller ihrer Wissenschaft in die Luft gebaut sind, daß das ganze große Gebäude ein großer Schwindel ist, Luftschlösser, mit denen sie sich über die Wirklichkeit des Lebens, über Sünde, Schuld, Gewissen, Not, Tod, Ewigkeit, Himmel und Hölle hinwegtäuschen haben, um sich dem Ausbau dieses Lebens, dem Lebensgenuß und der Lebenssicherheit hingeben zu können. Das Zeugnis der positiven, gläubigen Zeugen ist matt geworden, weil es selber von dem Schwindelgeist der Wissenschaftlichkeit angesteckt und daher weder etwas Halbes noch Ganzes ist; oder es hat sich mit schwärmerischen Elementen verqu coast und dadurch seine Kraft verloren. Gegen die dünne Stimme des echten Luthertums, die hier und da noch vereinzelt erschallt, schließt man sich schier hermetisch ab. Und mit dem Abwerfen des Evangeliums die materialistische Verrohung der Arbeitermassen, die nur käuftebellend fordern, was die besitzenden Klassen mit feineren Manieren genießen, und nur grob aussprechen, was die Gebildeten hinter wohlklingenderen Phrasen verstecken: Macht hier das Leben gut und schön; kein Jenseits gibt's, kein Wiedersehn! Und es gibt — auch unter den Gebildeten — in Deutschland noch viel Gottgläubigkeit. Der Deutsche ist noch schwerer atheistisch zu machen als andre Nationalitäten. Aber der Gott, an den die gebildeten und ungebildeten Massen Deutschlands glauben, ist nicht mehr der Gott der Bibel, der Vater unsers Herrn Jesu Christi, der die Sünde heim sucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied und die Sünde durch Christum hinweggetan hat und vergibt und alle Mühseligen und Beladenen durchs Evangelium zu sich ruft, um sie mit seiner Gnade zu heilen, sondern es ist ein Gott außer Christo und ohne Christum, von dem sich jeder seine eignen Gedanken macht, zu dem man zwar in großer Not noch schreit, den man aber in Ruhe läßt, solange man sich selbst helfen zu können meint. — Und Deutschland hat sich das englische Volk zum Muster genommen und sich in den Kopf gesetzt, den Handel der Welt und die Reichthümer dieser Welt zu gewinnen. Dazu die französische Sünde, wie hat sie sich in den Großstädten Deutschlands festgesetzt und breitgemacht! — Das ist keine Schwarzmalerei, es sind nur geringe Andeutungen von den wirklichen religiösen und moralischen Zuständen. Und das alles in dem Volk, das sich Gott in der Reformation dazu auser sah, wie einst Israel: Dies Volk habe ich mir zugerichtet, es soll meinen Ruhm erzählen. Als Luther die Verachtung des Evangeliums so bald im deutschen Volk eintreten sah, da verkündigte und weis sagte er ihm mit heiligen Schwüren, daß Gott Deutschland in seinem eignen Blut erlösen werde. Wir wissen, wie schrecklich Gott das im dreißigjährigen Kriege wahrgemacht hat. Und sehen wir von dem ab, was Gott an den andern kriegsführenden Ländern straft und heim sucht: an unserm lieben Vaterland hat er vor allem zu züchtigen, daß sie den Gott der Reformation, des reinen Evangeliums, der Gnade in Christo, den Gott der Schriftoffenbarung verlassen und sich zu dem Gözen der Vernunft, der Wissenschaft, der eignen Würde und Kraft, des Mammons und der Wollust gewendet haben. Werden sie es erkennen, daß Gott der

Herr sie schlägt? Wer zu Anfang des Krieges die Volksstimmung in Deutschland, und selbst in unserm Lande, wie sie in den öffentlichen Ansprachen, Reden, Predigten, Gedichten, Privatberichten und Zeitungen zum Ausdruck kam, beobachtet hat, den mußte es frappieren, wie mit einem Male alles wieder Gott anzurufen und sich auf seinen Beistand für die gerechte Sache zu verlassen schien. Selbst Gerhard Hauptmann wurde fromm und hiesige deutsche Zeitungen, die sonst nicht just des Gebets pflegten, riefen auf der editorielle Seite Gott um Hilfe für das deutsche Vaterland an. Die verlassenen Kirchen Deutschlands füllten sich wieder mit Betern, und die deutschen Regimenter zogen, wo es möglich war, von den Gotteshäusern aus, wo sie die Predigt gehört, ihre Sünden bekant und das heilige Abendmahl genossen hatten, ins Feld. Das Beispiel und das Wort des Kaisers: Jetzt geht in eure Kirchen und betet! blieb nicht ohne Frucht. Im ganzen deutschen Lande werden bis auf diesen Tag des Mittwochs Kriegsbefunden gehalten, die überall zahlreich besucht sind. Auch des Sonntags sollen die Kirchen sich immer noch füllen. Die Predigt auch der negativen Pastoren soll einen ganz andern Ton anschlagen als vorher. Im Bremer Dom, einer bekannten Stätte der Christuslästerung durch ungläubige Pastoren, wo einer derselben ein ganzes Jahr lang über Texte aus Schiller anstatt aus der Bibel predigte, wurde ein Regiment, nachdem es Weichte und Abendmahl gefeiert, mit dem Segen im Namen Jesu entlassen. In der Michaeliskirche in Hamburg hat Prof. Dr. Hunzinger, im Berliner Dom der greise Orlander, anderwärts andre christusgläubige Pastoren rechte, christliche Predigten zum Auszuge der Truppen gehalten. Und die Privatbriefe, die von drüben hierher kommen und in großer Menge in hiesigen deutschen Zeitungen veröffentlicht werden, lassen zum großen Teil einen frommen Ton und ein ganz Teil Gebet und Seufzen zu Gott um Hilfe durchklingen. — So hat die Kriegsnote auf das deutsche Volk gewirkt. Der Gott Wissen und Können hielt in solcher Not nicht stand, der Gott Mammon war über alle Berge geflohen. Alle menschlichen Kräfte waren der ungeheuren Uebermacht von drei Weltreichen und vier Kleinmächten nicht gewachsen. Da wurde es schier jedermann klar: Nur Gott kann uns helfen; und Deutschland wandte sich wieder zu seinem Gott. Noch dauert die Not an. Der erste große Siegeslauf, der einen schnellen Sieg zu verheißen schien, wurde bald gehemmt. Und ob auch neue Siege dazu gekommen sind, immer noch liegt Deutschlands Schicksal in der Wage, im Osten wie im Westen. Jeder neue Tag kann schreckliche Verluste, die verhängnisvolle Entscheidung bringen. Darum, während das Heer im Felde liegt und mit verzweifelter Anstrengung um den Sieg ringt, liegt Deutschland zu Hause auf den Knien und betet.

Wird die Not eine wirkliche, dauernde und allseitige Rückkehr zu „dem Gott seiner Väter“, dem Lebendigen, einigen wahren Gott, zu dem Gott der Bibel, zu Jesu Christo, dem „Herrn Zebaoth — und ist kein andrer Gott“ für das deutsche Volk bringen? Wird sie gründliche Buße, wahren Glauben, aufrichtige Frömmigkeit wirken? Wird sie der deutschen Wissenschaft und Theologie den Unglauben abstreifen, den Schwindel und den Betrug von

ihr wegtun und sie bescheiden und klein machen? Wird sie auf die Dauer das Vertrauen auf die eigene Kraft und Tüchtigkeit und die Ruhmredigkeit brechen? Wird ein bußfertiges, demütiges, geläutertes Volk aus dieser Not erstehen? Wird dieser Krieg die geistliche und sittliche Wiedergeburt der gesamten deutschen Nation bringen, wie Dr. Hunzinger in seiner Predigt es forderte?

Der gesamten deutschen Nation schwerlich. Dazu ist das wahre Evangelium großen Teilen des deutschen Volks schon viel zu weit entflohen. Selbst Dr. Hunzingers Predigt, die zu den besten gehört, die wir in deutschländischen Zeitungen gelesen haben, läßt den klaren, bestimmten Ton ganz und gar vermissen. Unser Herr Jesus Christus ist in der ganzen Predigt nicht ein einziges Mal erwähnt. Er sucht seinen schönen Text: „So jemand auch kämpfet etc.“ auf die Situation anzuwenden und fordert geistige (nicht einmal geistliche) und sittliche Wiedergeburt, Rückkehr zu „dem Gott unsrer Väter“, zu dem „Gott der Deutschen“, dem „lebendigen Gott“, weist hin auf Kaiser Wilhelms Wiederholung des Bismarckschen Wortes: Wir Deutsche fürchten Gott etc.; aber wer der Gott ist und wie er heißt, von Buße und Glaube nicht ein einziges Wort! Wer seine Predigt sich nicht selber christlich deutet, kann nicht „wissen, was gepfiffen oder geharset ist“, 1. Kor. 14. Wenn das grüne Holz nicht bessere Früchte bringt, was soll man vom dürren erwarten! Dieselbe Unbestimmtheit und Unwissenheit in bezug auf den Gott, den sie anrufen und auf den sie sich verlassen, kennzeichnet die Auslassungen in den Privatbriefen und in den öffentlichen weltlichen und kirchlichen Blättern, die von drüben kommen. Es ist, als ob sie ihren Heiland nicht mehr kennen und sich nicht zu ihm zurückzufinden vermöchten, so tappi das Gebet und die Rede an der Wand umher. — Und unmittelbar neben den frommen Reden und Aeußerungen stehen nun frech und schamlos, ja trotzig und herausfordernd eine große Anzahl solcher, die gerade auch in dieser größten Not, die Deutschland noch befallen hat, den Gott der Christen nach wie vor lästern, alles Gebet und Christentum als Aberglauben verhöhnend und Deutschland öffentlich auffordern, sich nicht auf den ihm vom Ausland aufgenötigten Christengott, sondern auf den Urgott der Deutschen von alters her: die deutsche Kraft und deutsche Tugend, das deutsche Schwert und deutsche Brudertreue, die sich hier wieder so herrlich bewährt habe, zu verlassen. — Darum ist auf eine geistliche und sittliche Wiedergeburt der gesamten deutschen Nation nicht zu hoffen. An vielen, ja an dem großen Haufen wird sich das Prophetenwort bewahrheiten: Du schlägest sie, aber sie fühlen es nicht; sie haben ein härter Angesicht denn ein Fels und wollen sich nicht bekehren. Auch die napoleonische Kriegsnot brachte wohl eine große Zahl Deutscher wieder zu ihrem Heilande zurück; aber den Strom des Nationalismus erstickte sie nicht. Der brach, zeitweise eingedämmt, später über alle Dämme und überschwemmte die deutsche Kirche in der neuen Form des Naturalismus wie ein alles verschlingendes Meer, wie es heute am Tage ist. Und dennoch wird die Rute Gottes nicht vergeblich schlagen. Es wird nicht von allen gelten: Was soll man weiter an euch schlagen, so ihr des Ueber-

tretens nur desto mehr macht? Viele werden umkehren und den wahren Gott, Christum, ihren Heiland, finden, seine Rute küssen und seinem treuen Hirtenstabe wieder folgen und das ewige Leben erlangen. Gott gebe, daß es auch an der deutschen lutherischen Kirche durch diese Not wieder wahr werden möge: Es wird dennoch dazu kommen, daß Jakob wurzeln wird, und Israel blühen und grünen wird, daß sie den Erdboden mit Früchten erfüllen. Wird er doch nicht geschlagen, wie ihn seine Feinde schlugen, und wird nicht erwürgt, wie ihn seine Feinde erwürgten. Sondern mit Mäßen richtest du sie und lässest sie los, wenn du sie betrübest hast mit deinem rauhen Wind, nämlich mit dem Ostwind. Darum wird dadurch die Sünde Jakobs aufhören, und das ist der Ruß davon, daß seine Sünden weggenommen werden, Jes. 27.

Eine Predigt für uns.

Und was uns selbst betrifft, so gilt es zu beherzigen, was Luc. 13, 1—9 geschrieben steht. Es ist wahrlich nicht unser Verdienst, daß wir seit fünfzig Jahren ungestörten Frieden im Lande genießen. Die Entwicklung unsers Volks wie die unserer Kirche drängt seit geraumer Zeit dem moralischen und geistlichen Verderben zu. Wir haben in zwei Jahrhunderten es in der Sünde schier so weit gebracht wie Europa in zwei Jahrtausenden. Amerika ist um kein Haar tugendhafter als die Länder Europas, um wenig christlicher als die dortigen kriegsführenden Völker. Und das Drittel unsers Volkes, das noch äußerlich an der Kirche hält, hat im selben Maße die Brunst gegen Christum und sein Evangelium und seine Gnade eingebüßt, als es die Sünden dieser Welt, die Habsucht, die Genußsucht, und das hoffärtige Wesen, sich zu eigen gemacht hat. Auch wir in der lutherischen Kirche sind des Gnadenworts stark satt und überdrüssig und in guten Werken matt und träge geworden. Wir laufen schon so viel mit der Welt in dasselbe wißte Wesen und haben unsers christlichen Standes und Berufs stark vergessen. Anstatt mit vereinten Kräften in einem Sinn und einerlei Meinung Gottes Werk zu treiben, streiten wir uns vielfach darüber, wer unter uns der Größeste sein soll. Denn darauf kommt schließlich aller Streit hinaus. Der eine verlegt, und der andere fühlt sich verlegt. So nimmt die Ungerechtigkeit überhand und die Liebe erkaltet, und Gottes Reich wird drüber versäumt. Darum haben wir keine Ursache, uns über unsre Stammes- und Glaubensgenossen drüben pharisäisch zu erheben, sondern des Herrn Wort zu Herzen zu nehmen: So ihr euch nicht bessert, werdet ihr alle auch also umkommen. Ja, wir sind keinen Augenblick sicher vor dem Krieg und andern Plagen. Nicht nur, daß unser Land noch in diesen Weltkrieg mitverwickelt werden kann; wir können in kurzem mitten in der Revolution von innen stehen. Die lutherische Kirche Amerikas ist, wie in andrer Weise unser ganzes Land, ein Feigenbaum im Garten Gottes wie einst Israel, an dem der Herr jedes Jahr Frucht sucht. Wird die Frucht ausbleiben, so wird auch der Befehl erschallen: Haur ihn ab! Was hindert er das Land! Aber bis dahin wird die Treue des Weingärtners uns noch umgraben und umdüngen, mit Züchtigungen und neuen Segnungen heimsuchen, o b wir nicht möchten Frucht

bringen. Der Segnungen im Irdischen und Geistlichen, die über uns gekommen sind, ist schier kein Ende gewesen bis auf diese Stunde. Mit Strömen der Liebe hat der Herr auf uns geregnet. Daß uns die Güte Gottes zur Buße geleitet hätte, können wir mit Wahrheit nicht sagen. Machen wir uns nur auch auf die Züchtigungen gefaßt. Sie werden nicht ausbleiben. So wollen wir uns doch bessern, daß wir nicht alle — es steht da: alle — auch also umkommen.

Sollen wir deutschen Christen für Deutschlands Sieg beten?

Unterdes haben wir gebetet und beten noch, daß Gott doch dem Blutvergießen drüben steuere und den Frieden bald wiederkehren lassen möge. Aber wie wir wissen, daß dies, wie all unser Gebet, erhört ist, so wissen wir auch, daß der Friede nicht kommen wird, ehe Gott seinen Zweck mit der Züchtigung erreicht hat. Wir beten nur mit dieser Bedingung. Und wir Deutschen können ja dem Wunsche nicht wehren, daß Gott dem deutschen Volk den Sieg verleihen möge. Wir sind von der Gerechtigkeit der deutschen Sache überzeugt. Die Tatsachen, die Dokumente sprechen so klar und laut. Aber wir wollen dabei doch nicht vergessen, daß dies Urteil vorläufig noch ein rein menschliches und fehlbares ist. Wir wissen nicht mit Sicherheit, was hinter den Koulissen der Diplomatie vor sich gegangen ist. Wir müssen vorläufig den Christen in England, besonders den Lutheranern in Rußland dasselbe Recht zum Gebet um den Sieg ihres Landes zugestehen wie denen in Deutschland und uns. Prüfen wir uns, ob es nicht vor allem unser Deutschtum ist, das in unserm Gebet den Sieg Deutschlands erfleht. Und das Nationale hat doch wahrlich im Gebet keinen Platz. Der französische oder russische Christ ist mir doch mehr als der deutsche Ungläubige und Spötter. Hier ist doch nicht Jude noch Grieche, nicht Mann noch Weib, sondern allzumal einer in Christo Jesu. Wir wissen doch, was Petrus erst erfahren mußte, daß Gott die Person nicht ansieht, sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht tut, der ist ihm angenehm. Wir als Christen werden doch nicht in den ungläubigen deutschen Nationalismus verfallen, daß „am deutschen Wesen noch einmal die Welt genesen muß“. Wir wissen doch, daß das deutsche Wesen, so treffliche Seiten es auch hat, so manches Häßliche aufweist, daß es von dieser Erde und daher so gut wie jedes andre Nationale dem Untergang geweiht ist. Es ist doch vor Gott und dem Evangelium in Wahrheit kein Unterschied; sie sind allzumal S ü n d e r und m a n g e l n des Ruhms, den sie an Gott haben sollten, und werden ohne Verdienst gerecht durch die Erlösung, die durch Christum Jesum geschehen ist. Für uns Christen steht ein Wunsch, ein Gebet obenan, das Gebet um die Kirche. „Vergesse ich d e i n, Jerusalem, so werde meiner Rechten b e s s e n“. Das Jerusalem, das droben ist, ist unser aller Mutter. Der wünschen wir Glück, ihr Steine und Kalk zugerichtet, es müsse Friede sein inwendig in i h r e n Mauern und Glück in i h r e n Palästen! Um B i o n s willen soll unser Gebet nicht schweigen, und um J e r u s a l e m s willen wollen wir nicht inne halten, bis daß ihre Gerechtigkeit aufgehe wie ein Glanz und ihr Heil entbrenne wie eine Fackel. Ja, wir beten Jesaja 62

ganz, selbst wenn unser Heimatland drüber zu Grunde gehen müßte. Denn wir sind erst Christen und dann Deutsche, wie sehr man das auch verlästern möge. Wir wissen, an keinem deutschen, wie an keinem englischen, sondern allein am christlichen Wesen, am Evangelium ausschließlich, kann die Welt, und auch das deutsche Wesen, genesen. — Und was ist nun besser für die Genesung Deutschlands am Evangelium, sein Sieg oder seine Niederlage? Was ist besser zur christlichen Genesung der Welt: die Fortdauer der englischen Vorherrschaft in der Welt oder das Aufkommen der deutschen? Die Russifizierung Europas oder die Vergrößerung und Stärkung des römischen Weltreichs Oesterreich? — Wo hat die lutherische Kirche mehr Existenz- und Aktionsfreiheit, in Rußland oder in felix Austria? Ja, wo ist sie treuer geblieben, in Rußland oder im Lande ihrer Heimat? Diese Fragen sollen hier nach keiner Seite hin beantwortet, sondern nur aufgeworfen werden, um darzutun, daß wir als Christen nicht so ohne weiteres um den Sieg der deutschen Waffen beten können, wie wir ihn als Deutsche wünschen. Wir wissen nicht, welche Vorteile oder Nachteile der Sieg der einen oder der andern Partei dem Evangelium bringen mag. Die Siege Preußens von 1864 und 66 und seine Vorherrschaft im Norddeutschen Bunde haben nicht nur der lutherischen Kirche sondern dem Christentum Deutschlands überhaupt großen Schaden gebracht. Der Sieg Deutschlands von 1870 und 71 hat das Evangelium, die Kirche in Deutschland nicht gefördert. Gerade seitdem hat der Unglaube, der Mammonsdienst, die Selbstvergötterung vorher nie gesehene Höhen erstiegen. Es ist wohl wahr: post hoc ist noch nicht propter hoc; aber das soll damit auch nicht gesagt sein, sondern nur dies, daß die nationale Erhebung des deutschen Volks noch keine Förderung des Evangeliums oder der christlichen Kirche involviert. Auch abgesehen von der pangermanistischen Agitation hat sich in Deutschland seit und infolge der Begründung des Deutschen Reichs ein sehr intensives Nationalbewußtsein, ja ein Selbstvertrauen, ein Glaube an seine eigne Kraft und Tüchtigkeit, und dazu eine ungeschliffene Ruhmredigkeit herausgebildet, die nicht nur bei allen andern Völkern abstoßt und Antipathie erweckt (wie sich das gerade in diesem Kriege herausstellt), sondern auch dem Evangelium als nationaler Pharisäismus die Türe gänzlich zu verschließen droht. Wenn wir daher als Deutsche nicht anders können als unserm Volk den Sieg wünschen, so müssen wir doch als Christen befürchten, daß die Niederwerfung der drei größten Weltmächte und ebenso vieler oder mehr mit ihnen verbündeter Kleinstaaten dem deutschen Volk den Kopf noch ärger verrückte und seinen Glauben an seine eigne Tüchtigkeit, an das „deutsche Wesen“, bis ins Ungemessene steigerte. Man hört schon jetzt mehr davon, als einem christlichen Ohr erträglich ist. Und das Evangelium hat keinen stärkeren Feind als das Selbstvertrauen. Verflucht ist, wer sich auf Menschen verläßt und hält Fleisch für seinen Arm und mit seinem Herzen vom Herrn weicht. Andererseits könnte eine wider alle unsre nationalen Gefühle und Wünsche gehende Demütigung unsers Volks wohl dazu dienen, dem Evangelium wieder den Weg zu den Herzen zu bereiten. Denn wenn Trüb-

sal da ist, so suchet man dich, wenn du sie züchtigest, so rufen sie ängstiglich. Die Ansechtung lehret auf's Wort merken.

Doch das alles sind nicht unsre Dinge. Wir sitzen nicht in Gottes Rat und haben ihm keine Weisung zu geben. Er allein ist weise. Er kann durch Krieg und ohne Krieg, durch Glück und durch Unglück, durch und ohne Mittel der Menschen Herzen lenken wie Wasserbäche. Darum können wir ihn nicht bitten, unser oder ein andres Volk zu zerschlagen, damit das Evangelium Eingang bei ihm finde, oder unser oder ein andres Volk zu erhöhen, damit dem Unglauben auf Erden gesteuert werde. Sondern wir beten, daß auch durch diesen Krieg sein Name geheiligt werde, sein Reich komme und sein heiliger und gnädiger Wille geschehe.

Ein Zeichen des jüngsten Tages.

Die von der Welt vergötterte Kultur sollte einen solchen Krieg unmöglich machen. Carnegie glaubte mit seinen Billionen und dem Haager Tribunal der Welt den ewigen Frieden schon gesichert zu haben. Sektensprediger, die rein menschliche Kultur und christliche Moral nicht zu unterscheiden vermögen und die Annahme von äußerlichen christlichen Lebensformen von seiten der „christlichen“ Nationen und ihren Regierungen für die Morgenröte des Millenniums ansahen, glaubten das mißverständene „Friede auf Erden!“ beinahe verwirklicht zu haben. Da kam dieser schrecklichste aller Kriege, dieser Weltkrieg der zivilisierten Völker, der „christlichen“ Nationen und warf sie aus allen Himmeln. Sie hatten sich durch den äußeren Schein trügen lassen. Sich mit Seife waschen, ein weißes Hemd tragen und ohne Stiefel zu Bett gehen mag Zivilisation sein, aber es ist noch kein Beweis, daß wir bessere Menschen sind als die Kannibalen. Auf der Höhe der Wissenschaft stehen und sich zur vollen eignen Befriedigung nachweisen können, daß man vom Affen abstammt, — eine Straußsche Oper mit wahrer Wollust genießen oder über eine offenbare Roheit sich tief enttäuschen und im gesellschaftlichen Verkehr mit vollendetem Takt sich benehmen können mag eine hohe Stufe der Kultur verraten, aber es bietet keine Garantie, daß der eine nicht mit des andern Frau durchbrennt. Und es mag wie christliche Moral aussehen, daß wir die Welt voll charitable institutions setzen oder im Haag einen Millionenfriedenspalast bauen, aber damit haben wir noch nicht bewiesen, daß wir das Geld dazu ehrlich erworben haben oder unfähig seien, die Armen weiter auszubeuten, unsern Konkurrenten im Geschäft zu ruinieren oder unsern Feind gegebenen Falls über den Haufen zu schießen. — Alle jene Leute, die diesen Krieg für unmöglich hielten, und bis ins Innerste hinein darüber empört sind, haben den doppelten Fehler gemacht, erstens daß sie die Tiefe des erbsündlichen menschlichen Verderbens nicht erkannt haben, und zweitens, daß sie sich vorredeten, Zivilisation, Kultur, und christliche Lebensformen seien moralische Kräfte, die aus der Bestie im Menschen Engel zu machen vermöchten. Es ist aber nun einmal eine Tatsache, über die keine Worte hinwegtäuschen, daß im menschlichen Herzen wohnen und aus ihm unaufhörlich hervorsprudeln: arge Gedanken, Mord, Ehebruch, Hurerei, Dieberei, falsche Zeugnisse, Lästerung. Und es

ist ebenso bittere Wahrheit, daß keine Zivilisation, Kultur und äußere christliche Manier die menschliche Natur auch nur um einen Strich wirklich bessert. Das alles ist nur ein glänzender und trügerischer äußerer Anstrich, der die innere Fäulnis verdeckt, ein Schafzkleid, daß den reizenden Wolf verbirgt.

Es gibt nur eine Kraft in der Welt, die wirklich bessert und den Tiger in ein Lamm wandelt: das Evangelium, die Predigt von der Gnade Gottes durch den Tod des Gottes- und Menschensohnes. Was auf Erden je befehrt und gebessert worden ist, ist es durch dies Evangelium worden; was sich dadurch nicht hat bessern lassen, ist ungebessert gestorben und verdorben und verdammt worden. Und dies eine und einzige Verbesserungsmittel haben eben die Völker, die sich jetzt gegenseitig zerfleischen, gehört und gehabt und von sich gestoßen, haben den Kern weggeworfen und ein paar äußere Schalen behalten, im übrigen aber in der höheren sogenannten Kultur eine Panacée für alle Schäden der menschlichen Gesellschaft gesucht und gefunden. Da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren geworden und haben sich alle dem ergeben, wovon Paulus Röm. 1 weiter redet. So sind sie an einander geraten, und die es verschuldet haben, laufen in ihr selbstbereitetes Verderben. Das ist ihr selbstersehndes Gericht.

Darum ist aller Krieg, und auch dieser Weltkrieg, ein Zeichen und Vorbote des jüngsten Tages, des letzten, großen Weltgerichts. „Ihr werdet hören Kriege und Geschrei von Kriegen. . . Es wird sich empören ein Volk über das andre und ein Königreich über das andre. Sehet zu und erschrecket nicht. Das muß zum ersten alles geschehen, aber es ist noch nicht das Ende da.“ Jetzt geht der Herr noch mit dem Gericht der Zuchttrute durch die Welt. Wo die vergeblich ist, wird er mit dem Gericht des Verderbens kommen. Gott gebe, daß wir seine Tritte vernehmen!

Aug. Pieper.

Büchertisch.

Gnade um Gnade. Ein Jahrgang Evangelienpredigten von Dr. Geo. Stöckhardt, weiland Pastor der ev. = luth. Gemeinde zum Heiligen Kreuz und späterem theologischem Professor am Concordia-Seminar zu St. Louis. 1914. Northwestern Pub. House, Milwaukee, Wis. VIII u. 567 S. Preis gebunden in Halbfranz und mit Bildnis des Verfassers \$2.25.

Ein großes und bedeutames Unternehmen unsers Verlagshauses beginnt mit der Ausgabe dieses Predigtbuchs. Aus dem schriftlichen Nachlasse Dr. Stöckhardts hat das Northwestern Publishing House genügend Predigtmanuskripte erworben, um im Laufe der nächsten Jahre drei stattliche Bände herausgeben zu können. Der vorliegende erste Band enthält 63 Predigten über die altkirchlichen Evangelienperikopen, eine für jeden Sonn- und Hauptfesttag des Kirchenjahres, ausgenommen Gründonnerstag, aber mit Einschluß des Reformationsfestes. Später wird ein Band Epistel-

predigten und ein Band Predigten über Freireyte folgen. Alle diese Predigten stammen aus dem Zeitraum, während dessen Stöckhardt das Pfarramt an der Kirche zum Heiligen Kreuz führte. Die frühesten Predigten der vorliegenden Sammlung tragen die Jahreszahl 1879, die spätesten sind 1886 gehalten worden. Der Verfasser hat seine Manuskripte nicht selbst für den Druck hergerichtet; die Predigten werden hier wiedergegeben, wie er sie vor 39 Jahren aufgezeichnet hat. Der schöngedruckte Text dieses Predigtbuches verrät nichts von der zum Teil überaus mühseligen Arbeit, die daran gewandt werden mußte, aus dem vorhandenen Material einen vollständigen Jahrgang zusammenzustellen und dann die Konzepte, die von allerhand eigentümlichen Abkürzungen wimmeln, durch sorgfältige Abschrift in eine lesbare Vorlage für den Drucker umzugestalten. Herrn Prof. A. Pieper, der als Schwager des Verfassers mit Freuden diese mühselige Arbeit übernommen und soweit durchgeführt hat, gebührt gewiß auch der Dank, daß wenigstens in dieser Anzeige sein Verdienst um diese Publikation bezeugt wird, da er es bescheiden unterlassen hat, im Vorwort des Buches Andeutungen darüber zu machen.

Soll ich nun anfangen, unsern Lesern dies Predigtbuch anzupreisen? Für diejenigen, die Stöckhardt als kirchlichen Schriftsteller kennen, schätzen und lieben gelernt haben, bedarf es nur der Anzeige, daß das neue Buch in nächster Zeit zum Versand bereit sein wird; sie wissen dann sofort, daß damit unsere lutherische Literatur um eine Gabe bereichert worden ist, deren jegensvoller Wert ohne weiteres feststeht. Aber Solchen, die es sich bisher nicht gegönnt haben, mit Stöckhardt nähere Bekanntschaft zu schließen, sollte man die Versicherung geben, daß dieser grundgelehrte Mann gerade auch in seinen Predigten an den Tag legt, wie gänzlich sein ganzes Denken und Fühlen schließlich in dem Evangelium Christi aufging. So wenig er sich scheut, die Sünde in allen ihren Erscheinungen innerhalb und außerhalb der Christenheit schneidend zu strafen, so wenig schwächt er dagegen auch die beseligende Botschaft von dem Heil in Christo in irgend einer Weise ab. Hier ist lautere, deutliche Gesetzespredigt, aber auch vor allem lautere, klare, köstliche Verkündigung des Evangeliums. Dazu fällt es dem Leser nach und nach immer mehr in die Augen, wie viel Stöckhardt geradezu in der Sprache der Bibel redet, ohne direkt zu zitieren; ihm stand das Bibelwort nicht nur theoretisch hoch, er hatte sich auch durch sein unablässiges Studium ganz in die Ausdrucksweise der Schrift hineingelebt und redet ungekünstelt ihre Sprache. Man wird keine dieser Predigten ohne herzliche Erquickung lesen können und sich gewiß meistens einer kräftigen Förderung in der Erkenntnis des Heils und dem Verständnisse des Schriftworts bewußt werden. Freilich, Stöckhardt will immer studiert sein, auch in seinen Predigten, wenn seine Darbietung für den Leser vollen Wert bekommen soll. Als er diese Predigten auf der Kanzel hielt, war es selbst dem geschulten Zuhörer nicht immer leicht, den Faden der Disposition zu verfolgen, obwohl gewiß selten ein Satz gesprochen wurde, der nicht wohl erwogen war und genau der Fortführung des Gedankenganges diente. Das war über-

haupt eine charakteristische Eigentümlichkeit der Vortragsweise Stöckhardts, daß er ganz unabsichtlich das Gerippe der Gedankenordnung verhüllte, das ihm selbst ganz klar vor der Seele stand. Auch bei seinen Vorlesungen am Seminar konnte es dem Studenten, der nicht ziemlich vollständige Notizen machte und sie hernach genau studierte, wohl passieren, daß er nur eine Menge trefflicher Einzelgedanken, nicht aber einen großen Gedankenzusammenhang als Ausbeute davontrug. Diese Darstellungsweise tritt natürlich auch in den gedruckten Predigten hervor. Wer aber hier die Gelegenheit wahrnimmt, sich ein wenig in Stöckhardt einzulesen, wird bald erkennen, daß Stöckhardt doch immer den Gedankenfortschritt markiert, und dann tritt dem Leser allmählich überall die Disposition lichtvoll vor Augen. Die geringe Mühe, die man etwa hierauf verwendet, wird überreichlich belohnt durch den Gewinn, den man aus der Fülle des Dargebotenen schöpft. Man kann diese Predigten nicht einfach memorieren und vortragen. Wer das versuchen wollte, müßte aus mehr als einem Grunde ein Tor genannt werden. Aber sie lohnen es jedem, der sie systematisch studiert. Mit Recht sagt die Vorrede u. a.: „Das Studium dieser Predigten wird unsrer Verkündigung viel evangelischen Ton, große Fülle und Tiefe evangelischer Gedanken und einen Reichtum homiletischen Ausdrucks zuführen.“

Unser Verlag rechnet nicht darauf, daß dies Predigtbuch eine populäre Postille werden und unter dem Christenvolke in unsern Gemeinden weite Verbreitung finden wird. Die Vorrede sagt: „Diese Predigten sind zunächst für die Pastoren bestimmt. Darum ist auch die Auflage stark beschränkt. Die buchhändlerische Erfahrung hat uns gelehrt, von der Herstellung von Stereotypplatten abzusehen. Wer sich ein Exemplar sichern will, muß es beizeiten tun. Ein Neudruck steht nicht zu erwarten“.

J. Schaller.

Heilige Stunden. Predigten auf alle Feste des Kirchenjahrs nebst einigen Predigten aus dem letzten Teil der Trinitatiszeit, von Dr. Rudolf Steinmeyer. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1914. 231 S. Gebdn. Mk. 3.75.

Der Verfasser dieser Predigten ist ein bibelgläubiger Lutheraner, der mit schlichter Predigt vor die Gemeinde tritt. Man merkt auf jeder Seite des Buches, daß ihm das Evangelium Herzenssache ist; es kommt überall zur Geltung. Wo solche Männer in Deutschland predigen, da muß geistliches Leben unter den Zuhörern geweckt und gefördert werden, mag es auch sonst draußen recht trübselig um das wahre Christentum stehen. Man könnte vielleicht das Bedenken aussprechen, daß der Verfasser bei Darstellung der Sünde und des sündlichen Verderbens in allgemeinen Ausdrücken hängen bleibt und zu schnell darüber hinweggeht; das Evangelium leuchtet doch gerade dann um so heller und trostreicher, je schärfer es sich von dem schwarzen Hintergrunde der Sünde abhebt. Der Verfasser ist Pastor und Superintendent in Göttingen. Die 23 Predigten, die hier zusammengestellt vorliegen, sind teils in Loffum, teils in Göttingen gehalten worden. Außer

den Festen vom 1. Advent bis zum Trinitatissonntag sind berücksichtigt das Fest Johannis des Täufers (Lk. 1, 57—80), das Fest der Heimsuchung Mariä (Lk. 1, 39—56: Das erste Lied des Neuen Bundes), das Michaelis- und Erntedankfest (miteinander verbunden; Mt. 18, 1—11), das Reformationsfest (Gal. 5, 1—15) und der allgemeine Buß- und Betttag (Dan. 9, 18); ferner aus der Trinitatiszeit der 19., 24., 25. und 26. Sonntag. Wer für seine Pfarrbibliothek gern hie und da ein deutschländisches Predigtbuch erstelt, mag sich gelegentlich auch diese kleine Sammlung anschaffen; er wird ohne Zweifel finden, daß er sein Geld vorteilhaft angelegt hat. Bei dieser Gelegenheit möchte ich auch auf die katechetischen Schriften desselben Verfassers hinweisen und sie zur Benutzung empfehlen. Zu seinem einfachen und anregenden Auslegekatechismus, der unter uns nicht unbekannt geblieben ist, hat er unter dem Titel „Katechismusgedanken“ für den Katecheten eine treffliche Bearbeitung in drei Teilen geliefert (1903—08). Als besonderes Hilfsmittel für den Konfirmandenunterricht erschien 1910 „Die Vereitung zur Konfirmation in Lehre und Leitung nach dem Kleinen Katechismus“. Diese beiden Werke sind in demselben Verlage erschienen, wie das Predigtbuch.

J. Schaller.

Handbuch der Deutschen Nationalliteratur von ihren ersten Anfängen bis zur Gegenwart. Zum Gebrauch für den Unterricht in den oberen Klassen höherer Lehranstalten, sowie zum Selbstunterricht bearbeitet von Otto Sattstädt, Prof. am Concordia-Gymnasium zu Milwaukee, Wis. Zweite, verbesserte Auflage. St. Louis, Concordia Pub. S. XVI und 512 S. Schön und fest gebunden, \$1.75.

Daß dies Buch nach neun Jahren in zweiter und verbesserter Auflage erscheinen kann, ist gewiß ein Beweis dafür, daß es seiner Bestimmung entsprechend als brauchbares Lehrbuch erfunden worden ist. Wer als Liebhaber der deutschen Sprache optimistisch urteilen will, möchte aus der Nachfrage nach diesem Buche erschließen, daß in unsern Kreisen das lebendige und liebevolle Interesse für die deutsche Literatur noch nicht ganz ausgestorben ist. Jedenfalls braucht man das Buch nur zu durchblättern und hie und da die geschichtlichen Notizen nachzulesen, um zu erwarten, daß es sich beim Gebrauch in der Schulkasse als durchaus zweckentsprechend erweisen werde. Hier wird dem Schüler nicht nur eine knapp gefaßte, aber völlig genügende Uebersicht über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur geboten, sondern auch eine reiche Auswahl Probestücke (mit Ausschluß des Dramas und des Romans, die ja für derartige Darbietung ungeeignet sind). Der Verfasser bestrebt sich, „den Schüler zu befähigen, sich ein deutliches Bild von der Entwicklung der deutschen Literatur zu machen und zugleich auch einen Einblick zu gewinnen in den Reichtum an wirklich Schönem und Gutem, was im Laufe der Zeit von deutschen Dichtern und Denkern hervorgebracht worden ist“. Vor allen deutschländischen Werken dieser Art zeichnet sich dies Buch vorteilhaft aus durch den Standpunkt, von dem aus der Verfasser urteilt und urteilen lehrt. Nicht die Aesthetik gibt ihm

den endgültigen Maßstab für den Wert oder Unwert eines Literaturerzeugnisses an die Hand, fordern die christliche Glaubenserkenntnis. Darum scheut er sich z. B. nicht, die gefeierten Heroen der modernen Literatur, einen Lessing, Göthe, Schiller, als das hinzustellen, was sie waren, als moderne Heiden, deren beste und schönste Leistungen doch dem Menschenherzen keine Wahrheit bieten können, weil sie selbst die Eine Wahrheit nicht erkannt hatten. Dieser Charakter des Buches legt den Wunsch nahe, daß die Bestimmung „zum Selbststudium“, die auf dem Titel angegeben ist, beachtet und das Buch auch außerhalb der höheren Schulen in unsern Kreisen bekannt gemacht und benützt werde. Der Kaufpreis kann hier kaum zum Hindernis werden; bei dem Umfange und der vortrefflichen Ausstattung des Buches erscheint er außerordentlich niedrig. J. Schaller.

Die große Bedeutung des Kleinen Katechismus Luthers. Von Dr. M. Neu, Prof. am Wartburgseminar zu Dubuque, Ia. Wartburg Pub. House, Chicago. 30 S. 10 Cents.

Die Heilsordnung. Eine dogmatische Skizze von Dr. M. Neu. Ebenda. 53 S.

Dr. Neu ist ein aufrichtiger Liebhaber des Kleinen Katechismus und hat bereits mehrere, zum Teil umfangreiche Schriften ausgehen lassen, die das Verständnis des unscheinbaren Büchleins fördern helfen sollen, darunter eine Sammlung „Quellen zur Geschichte des Katechismusunterrichts“, die drüben in Deutschland von Fachleuten als grundlegende Arbeit auf einem bisher unbauten Gebiete anerkannt worden ist. Das vorliegende Heftchen ist Niederschrift eines Vortrags, in dem Dr. Neu die Bedeutung des Kleinen Katechismus in populärer Sprache dargestellt hat. Er weist nach, daß der Katechismus als Abschluß der ganzen vorausgehenden Arbeit der Kirche auf katechetischem Gebiete anzusehen ist, daß er sich aber vor Allen, das voraufging, durch das evangelische Verständnis der einzelnen Lehrstücke auszeichnet. Schließlich hebt er hervor, daß dem Büchlein auch von pädagogischem Gesichtspunkte aus große Vorzüge eignen. Man wird hier manchen vortrefflichen Gedanken ausgesprochen finden, der nicht an der Oberfläche liegt und darum gewiß trotz unsrer vielfältigen Beschäftigung mit dem Katechismus selten so eindringlich betont wird. — So sehr ich mich an dem Inhalte dieses Vortrags erbaut und erquickt habe, so wenig kann es mir in den Sinn kommen, die dogmatische Skizze „Die Heilsordnung“ zu empfehlen. Sie ist Abdruck eines längeren Artikels, der zuerst in der kirchlichen Zeitschrift der Zowashode erschien und darum schon seit einigen Monaten zur Prüfung und Beurteilung vorliegt. Hier ist alles auf einen gefühllichen Ton gestimmt, den man nicht überhören kann, wenn auch der Verfasser an einzelnen Stellen das sola gratia hervorhebt und dadurch wohl für viele Leser die Gefahr des Abergernisses beseitigt. Hier nur den wichtigsten Punkt. Wo Dr. Neu auf die Rechtfertigung des einzelnen Sünders zu sprechen kommt, läßt seine Darstellung keine andre Auffassung zu als die, daß die Rechtfertigung erst dann stattfindet, wenn der

Mensch zum Glauben gekommen ist. Die objektive Rechtfertigung der ganzen Welt in Christo steht ihm als ein Urteil Gottes vor Augen, das dem einzelnen Sünder nicht gilt, bis er bekehrt worden ist. Die Vergebung der Welt durch Christum ist gleichsam ein großer Schatz, den Gott in seiner Hand fest hält, von dem er dann dem einzelnen Sünder das nötige Maß mitteilt, sobald bei ihm der Glaube entsteht. So klingt es uns doch aus folgenden Ausführungen entgegen: „Indem der ganzen Welt Sünde durch Christi sühnende Leistung zugedeckt worden ist, wird auch die Sünde des Einzelnen zugedeckt, und Gott tut bei der Rechtfertigung des Sünders nichts andres, als daß er diesen Tatbestand nun auch in bezug auf den Einzelnen anerkennt*) und ausspricht, so daß die Rechtfertigung nichts andres ist als die Aktualisierung der Sühne im Laufe der Geschichte in bezug auf den Einzelnen, die feierliche Annendung des durch Christi Sühnetod hervorgerufenen Urteils Gottes über die Welt auf den Einzelnen, oder, was dasselbe ist, die Subsumierung des Einzelnen unter das infolge der Sühnetat Christi mit dessen Auferweckung abgegebene Generalurteil: Auch deine Sünden schaue ich als durch Christum bedeckt an und erkläre dich um Christi willen für gerecht, schuld- und straflos (S. 26). Wie Christo einst die Sünde der Welt als seine eigene zugerechnet worden ist (2. Kor. 5, 21) und es infolgedessen zur Bedeckung und Nichtzurechnung der Sünde der Welt gekommen ist, so wird jetzt dem Sünder in der Rechtfertigung die Gerechtigkeit Christi zugerechnet und damit seine Sünde bedeckt, als nicht vorhanden erklärt, vergeben“ (S. 27). Hier muß man doch fragen: Was glaubt dem der Sünder, dem nun erst, da er schon glaubt, die Rechtfertigung gesprochen wird? Glaubte er denn nicht, daß ihm die Sünden vergeben sind? Wenn nicht, wird dann nicht sofort die Vergabung der Sünden auf seinen Glauben gestellt und von diesem abhängig gemacht? Oder ist ein Unterschied zwischen Rechtfertigung und Vergabung der Sünde, daß zwar die Sünden des Einzelnen zugedeckt sein können, aber damit er gerechtfertigt werde, muß er erst unter das Generalurteil subsumiert (das heißt doch aufgenommen!) werden? So muß sich hier noch manche Frage anknüpfen, deren jede ein Hinweis darauf wäre, daß der Verfasser das eigentliche Wesen der Rechtfertigung als des Evangeliums nicht durchschaut hat. Darin steht er ja leider nicht vereinzelt da; wir merken es Allen an, die sich im Lehrstreite über die Gnadenwahl wider uns gestellt haben, daß ihre Unklarheit und Verirrung im letzten Grunde hier ihren Sitz hat. Wer das erkannt hat, dem verdecken auch die sonst erfreulichen Bekenntnisse zu dem sola gratia die synergistische Tendenz der ganzen Lehrstellung unsrer Gegner nicht. Hängt die Rechtfertigung des Sünders, d. h. die Vergabung seiner Sünden auch nur zeitlich davon ab, ob er zum Glauben kommt oder nicht, dann beruht seine Rettung auf einem Vorgang in ihm und nicht in Gott.

J. Schaller.

*) Alle Unterstreichungen in diesen Zitaten stammen von dem Rezensenten.

Von Dr. **Hünekes Dogmatik** hat das Northwestern Pub. House die Lieferungen 17 und 18 ausgegeben. Mit Lieferung 17 liegt der vierte Band des ganzen Werkes (Mittel zur Aneignung und Vollenbung des Heils) abgeschlossen vor. Zugleich bringt dies Heft die ersten 24 Seiten des ersten Bandes des Gesamtwerks, der die Prolegomena enthalten wird. Vorausgeschickt ist eine Geschichte der Prolegomenen, die in der 18. Lieferung fortgesetzt wird. Preis jeder Lieferung 40 Cents.

Im Verlage des Schriftenvereins der sächsischen Freikirche erschienen als Sonderabdrucke aus dem Blatte „Ev. = Luth. Freikirche“ zwei vortreffliche Aufsätze: *Zeitströmungen: Monismus, Sozialismus, Liberalismus, Enthusiasmus, Positivismus im Lichte der Heiligen Schrift* (Verfasser: Präses F. Kuntmann), und: *Ist der Jesuitismus fatal gefährlich?* (beantwortet von Karl F. C. Hempfing).

Unsere Negermission in Wort und Bild. St. Louis, Concordia Pub. House. 92 Seiten. 50 Cents.

Eine kurze Darstellung der Geschichte der Mission, die die Synodalkonferenz 1877 unter den Negern im Süden des Landes begonnen und bis heute fortgeführt hat. Wir erfahren hier, wie aus den ersten kleinen Anfängen nach langjähriger, scheinbar fruchtloser Arbeit doch endlich ein großes und wunderbar erfolgreiches Missionswerk geworden ist, dessen Unterstützung jedem Christen ein Freude sein muß. Die Bilder führen viele der Personen vor, die von Anfang bis jetzt insbesondre berufen waren, diese Mission zu betreiben, sowie auch viele der Stätten, an denen unsere Arbeiter tätig sind, und nicht wenige der Christen, die aus dem Negervolke für das Luthertum gewonnen worden sind und nun zum Teil als Prediger und Lehrer an ihren Stammesgenossen arbeiten. Das Büchlein ist für jeden Missionsfreund die kleine Summe wert, zumal wenn ihm versichert wird, daß etwaiger Uberschuß aus dem Verkaufe in die Missionskasse fließt. Aber man hätte doch wohl den Gedanken ins Auge fassen können, dies Schriftchen als Werbemittel für die Negermission den Gemeinden gegen eine nominelle Summe oder umsonst zur Verfügung zu stellen, damit es in recht viele Hände komme. Wir haben immer noch zu viel Angst vor derartigen Versuchen, unsere Arbeit dem Christenvolke bekannt und lieb zu machen!

F. Schaller.

Crumbs. Short Devotions for Every Day of the Year, by C. M. Zorn.

Original German Edition Rendered into English by the Author's Son, H. M. Zorn. St. Louis, Concordia Pub. House. 1914. 436 pp. Bound, \$1 postpaid.

Giving all needed information concerning the origin of this book, its title is at the same time a voucher for the doctrinal purity of its contents. Those who have known and enjoyed the German original, "Brosämlein," will be glad to learn that the book has been issued in

this form for the use of Lutherans who do not read German. The publisher's prospectus calls attention to the fact that the book is not so much translated, as re-written in English by the author's son. It would have been a formidable task, indeed, to produce a readable translation of the very idiomatic German which, for most readers, lends a peculiar charm to the writings of the elder Zorn. As it is, the observant eye will not fail to notice that even in re-writing the editor was not always able to escape the thrall of the German form. Yet on the whole, the book is altogether readable in this English garb, and will undoubtedly become a source of much spiritual blessing to those who use it regularly, for their own edification or for the instruction of their household.—J. Schaller.

Der Concordiaverlag (St. Louis) hat einen praktischen Gedanken verwirklicht, indem er Vokationsdiplome in deutscher und englischer Sprache als Formulare herstellt. Jedes Formular besteht aus zwei Blättern mit je einer Druckseite; die erste bildet die eigentliche Berufsurkunde, während das zweite die nötigen Angaben über die gegenseitigen Pflichten des Berufenen und der Gemeinde enthält. Dies Formular wird gewiß viel benützt werden, da es in den allermeisten Fällen vollständig genügt. Der Verlag liefert sogar mit jedem Exemplar ein passendes weißes Kuvert für den Versand durch die Post. Preis, portofrei, das Stück 15c; sechs für 50c.

Folgende Synodalberichte der Missourisynode sind ausgegeben worden: 9a. Kansas, 1913; Ref., Dir. A. W. Meyer: Daniel (Lebenslauf bis zur Rettung aus der Löwengrube). 15 Cents. 10a. North Dakota und Montana, 1913; Ref., Past. G. Bügel: Simon Petrus, der Jünger und Apostel des Herrn (Lebensbild nach den Evangelien). 15 Cents. 11. Süd = Illinois, 1913; Ref., Dr. F. Pieper: Die vor Gott geordnete „Laienbewegung“ (in der Wortverkündigung, in finanzieller Beziehung, im christlichen Wandel überhaupt). 19 Cents. 12. Nebraska, 1913; Ref., Past. E. Eckhardt: Mitteldinge (Fortf.: Mitteldinge auf kirchlichem Gebiet). 19 Cents. 13. Canada, 1913; Ref., Prof. J. Sohn: Der Staat, die Bibel und das Papsttum (Fortf.: Verhältnis zwischen Staat und Kirche nach der Schrift, nach päpstlichen Grundsätzen; Schluß folgt). 15 Cents. Bericht über die 14. Delegatensynode, gehalten im Mai 1914 zu Chicago. 193 S. (Keine eigentlichen Lehrverhandlungen.) 45 Cents. (Hierbon auch eine kompendianische englische Ausgabe; 62 S. 15 Cents.)

Die Urformen des 11. Artikels der Concordienformel. Dargeboten von Prof. Geo. J. Fritschel. 1831 Fremont Ave., Dubuque, Iowa. 12 Seiten. 5 Cents.

In dieser Broschüre findet man diejenigen Stücke der Straßburger

Konfodie vom 18. März 1563 und der schwäbischen Konfodie von 1574 abgedruckt, in denen die Lehre von der Gnadenwahl besprochen wird. Die genannten Dokumente gehören geschichtlich zu den Vorarbeiten für die Konfodienformel, wie sie unter der einflußreichen Führung Jak. Andrea's entstanden. So haben sie auch für uns nicht unbedeutenden geschichtlichen Wert. Aber daß der Herausgeber diese Konfodien als Urformen der Konfodienformel bezeichnet, ist mindestens ungenau. Man hätte doch richtiger die Straßburger Konfodie als Urform der schwäbischen und nur diese als Urform der Konfodienformel bezeichnen sollen. Die Bezeichnung ist aber auch irreführend, weil sie diesen Dokumenten einen Wert zuschreibt, den sie nicht haben. Sie sind keine Bekenntnisschriften der lutherischen Kirche, also auch keine Urformen der Konfodienformel, die für uns nicht lediglich historisches Zeugnis von der damaligen Lehrauffassung ist, sondern ein Zeugnis der lutherischen Kirche für die Wahrheit. In diesem Sinne hat die Konfodienformel keine Urformen, nach denen man sie etwa verstehen und auslegen müßte, sondern steht für sich da und muß ohne weitere Beihilfe eine unmißverständliche Sprache reden. Es liegt auf der Hand, daß diese Veröffentlichung nicht rein in historischem Interesse geschehen ist. Der Herausgeber hofft unzweifelhaft, daß er einen wertvollen Beitrag zur Entscheidung des Streites über die Gnadenwahl geleistet hat. Dies Bestreben kann man anerkennen, ohne die Ansicht des Herausgebers über den Wert des Beitrags zu teilen. Daß wir wissen, wie Jak. Andrea und seine Mitarbeiter nach und nach zu klarerer Darstellung der Lehre von der Gnadenwahl gekommen sind, bringt uns der Verständigung keinen Schritt näher. Ließen wir uns auf eine Besprechung dieser Dokumente ein, so entstünde einfach eine neue Kontroverse darüber, welche von beiden Parteien sie richtig versteht. Neues Streitmaterial!

J. Schaller.

Das Schlachtfeld von Sedan. Erinnerungen aus dem Kriegsjahr von Dr. theol. G. Stöckhardt, im Jahre 1870 Lazarettprediger in Sedan. Preis 10 Cents. 1914. Joh. Herrmann, Zwickau. Zu beziehen durch das Northwestern Pub. House.

Ein Schriftchen von 56 Seiten, vor einer Reihe von Jahren von Dr. Stöckhardt geschrieben und offenbar jetzt wieder neu aufgelegt. Unsere Pastoren werden gerne darnach greifen, schon weil sie ein Stück aus dem ereignisreichen Leben des Verfassers bietet. Aber sie ist auch ein Bild des Elends, das der Krieg im Gefolge hat, und als Schilderung der Krankenseelsorge an Verwundeten und Sterbenden für Pastoren von besonderem Interesse. Ganz besonders anziehend ist die Schilderung der Tätigkeit des amerikanischen, wahrhaft christlichen Negerarztes Davis. Der Inhalt zerfällt in fünf Kapiteln: 1. In Paris. 2. Von Sedan. 3. In den Lazaretten. 4. An Kranken- und Sterbebetten. 5. Der schwarze Doktor.

